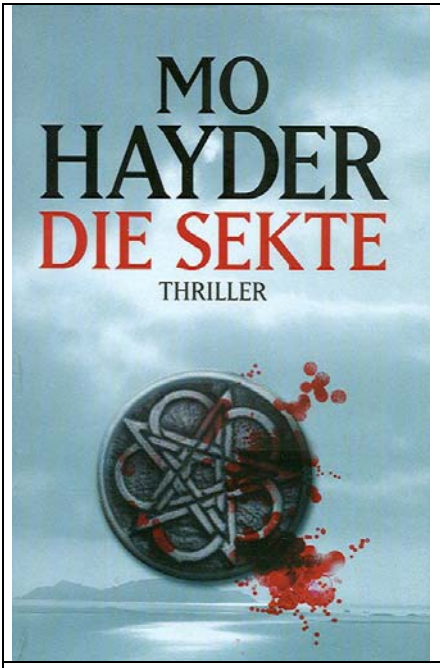

Mo Hayder

Die Sekte

scanned 04_2008/V1.0

Eine unzugängliche Insel vor der schottischen Küste, auf der der Teufel umgehen soll. Eine mysteriöse Sekte. Und ein Journalist, der den geheimnisvollen Vorgängen auf der Insel auf den Grund gehen möchte – und dabei einen Sturm der Gewalt entfesselt.

Buch-Nr. 091833
Original: Pig Island (2006)
Aus dem Englischen von Rainer Schmidt
Verlag: RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
Erscheinungsjahr: 2007
Umschlaggestaltung: init, Bielefeld

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Es war allei wie immer. Bis ich zur Kirche kam. Dort erlebte ich zum ersten Mal, was wirkliche Angst war. Statt mich in Sicherheit zu bringen, hatte ich das Gegenteil getan: Ich war in das Herz dessen vorgedrungen, was auf Pig Island geschehen war …

Hartnäckig hält sich auf dem Festland das Gerücht, dass auf Cuagach Eilean, auch »Pig Island« genannt, der Teufel umgeht. Es existieren sogar Filmaufnahmen jenes rätselhaften Wesens, das auf der Insel leben soll und von dem es heißt, es wäre der Satan selbst. Genaues weiß allerdings niemand, denn seit Jahren durfte kein Fremder mehr die kleine Insel vor der schottischen Küste betreten. Bis der Journalist Joe Oakes die Einladung erhält, ein Interview mit den dort lebenden Mitgliedern einer geheimnisumwitterten Sekte zu führen. Oakes, dessen Spezialität die Entzauberung scheinbar paranormaler Phänomene ist, nimmt die Einladung gerne an. Doch es geht ihm nicht nur darum, den Gerüchten um Teufelsanbetung und Satanserscheinungen auf der Insel nachzuspüren. Denn das Leben des Reporters war vor vielen Jahren mit dem Schicksal des Sektengründers verknüpft. Oakes ahnt nicht, dass er in dem Moment, als er die Insel betritt, einen Sturm der Gewalt entfesselt, der völlig außer Kontrolle gerät …

Autor

Mo Hayder wurde in Essex geboren und verließ mit fünfzehn ihr Zuhause, um in London das Abenteuer zu suchen. Sie hat später viele Jahre im Ausland verbracht, unter anderem auch in Japan. Mit ihrem Romandebüt, dem Psychothriller Der Vogelmann, wurde sie über Nacht zur international gefeierten Bestsellerautorin. Mo Hayder hat Creative Writing studiert und unterrichtet gelegentlich auch an ihrer alten Universität, der Bath Spa University. Sie lebt heute als freie Schriftstellerin mit ihrem Lebensgefährten und ihrer Tochter in Bath.

»Und er griff den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und Satan, und band ihn tausend Jahre.«

Offenbarung 20, 2

TEIL EINS
CRAIGNISH
AUGUST

Oakesy

1

Die ersten Alarmglocken schrillten in meinem Kopf, als der Wirt und der Hummerfischer mir zeigten, was da an den Strand gespült worden war. Ich warf nur einen Blick auf die Wellen, die sich dort brachen, und wusste sofort, dass es nicht der erwartete Spaziergang werden würde, den Pig-Island-Schwindel aufzudecken. Eine ganze Weile sagte ich nichts, stand einfach da, kratzte mich im Nacken und glotzte, denn so etwas … na ja, es gibt einem zu denken, nicht wahr? Man glaubt vielleicht, ein erwachsener Mann zu sein, denkt, im Leben schon eine Menge gesehen zu haben, und ist sehr misstrauisch gegenüber den verrückten Geschichten, die immer wieder in Umlauf sind, aber wenn man dann sieht, wie einem so etwas um die Schuhe plätschert, kratzt man sich eben doch ein bisschen. Warum ich auf die Alarmglocken nicht gehört habe? Warum ich nicht auf der Stelle kehrtgemacht habe und weggegangen bin? Nicht. Fragen Sie nicht. Ich habe schon vor langer Zeit aufgehört, mir diese Fragen zu stellen.

In dem Sommer kursierte das Video, das »Der Teufel von Pig Island« hieß, schon seit zwei Jahren. Eine beunruhigende Sache, ja. Ein genialer Schwindel. Und glauben Sie mir, ich verstehe etwas von Schwindel. Es war an einem sonnigen Vormittag von einem Touristen auf einer feuchtfröhlichen Sightseeingtour auf den Slate Islands gedreht worden, und als es an die Öffentlichkeit kam, tuschelte das ganze Land von Teufelsanbetung und allgemein üblem Kram, der auf dieser abgelegenen Insel vor der Küste Westschottlands im Gange sei. Die Geschichte wäre vielleicht ewig weitergelaufen, aber die geheimniskrämerische

religiöse Gruppe, die auf der Insel lebte, die Gemeinde für Psychogenes Heilen, gab der Presse keine Interviews und reagierte auch nicht auf die Vorwürfe. Und da die Geschichte keine weitere Nahrung erhielt, verlor die Öffentlichkeit das Interesse – bis zum August letzten Jahres, als die Sekte nach zwei Jahren plötzlich beschloss, ihr Schweigen zu brechen. Ein auserwählter Journalist durfte sich eine Woche lang auf der Insel aufhalten, wo die Gemeinschaft lebte, und »über die weit verbreiteten Vorwürfe satanistischer Rituale« diskutieren. Und wer war dieser gerissene alte Hund von einem Journalisten? Ich selbst. Joe Oakes. Oakesy für meine Freunde. Der alleinige Architekt des größten Selbstficks der Geschichte.

2

»Haben das alte Video gesehen, was?«, fragte der Hummerfischer. Wir waren uns heute zum ersten Mal begegnet, und ich wusste, er mochte mich nicht. An diesem Abend waren wir nur zu viert im Pub: ich, der Wirt, sein Hund und dieser launische alte Scheißer. Er hockte in der Ecke, an die Holzvertäfelung gelehnt, paffte seine Selbstgedrehten und schüttelte den Kopf, als ich anfing, mich nach Pig Island zu erkundigen. »Sind Sie deshalb hier? Halten sich für'n Teufelsbändiger?«

»Ich halte mich für einen Journalisten.«

»Ein Journalist sogar!«

Er lachte und sah den Wirt an. »Hast du das gehört? Hält sich für'n Journalisten!«

In dem Lokal herrschte die lauernde Atmosphäre, die man in diesen ums Dasein kämpfenden Dorfkneipen manchmal findet – als ob hinter einem der Spielautomaten jeden Augenblick eine Prügelei losgehen könnte, obwohl der Laden fast leer ist. Das Dorf hatte zwei Kneipen, eine für Touristen, mit einem Panoramafenster und Blick auf den Yachthafen, und die hier für die Einheimischen, an einem Küstenpfad unter triefendnassen

Bäumen. Fleckige Putzwände, stinkender Teppichboden und vom Seewasser trübe Fenster, die nach Pig Island hinausstarrten, das stumm und dunkel fast zwei Meilen weit draußen vor der Küste lag.

»Die werden Sie nicht auf die Insel lassen«, sagte der Wirt und wischte über seinen Tresen. »Das wissen Sie, oder? Da war seit Jahren kein Journalist mehr auf der Insel. Das sind Irre da draußen auf Pig Island – lassen keine Menschenseele auf die Insel, und schon gar keinen Journalisten.«

»Und wenn sie Sie *doch* ließen«, sagte der Hummerfischer, »Gott, da würden Sie aber in ganz Craignish keinen finden, der Sie hinbringt. Das werden Sie nicht erleben, dass einer von uns nach Pig Island fährt.« Blinzelnd spähte er durch die Rauchschwaden zum Fenster hinaus zu den dunklen Umrissen der Insel im Zwielicht der Dämmerung. Sein weißer Bart war nikotinfleckig, als hätte er jahrelang hineingesabbert. »Nein. Ich jedenfalls nicht. Ich fahre durch jeden Hexenkessel, auch wenn er noch so mörderisch ist, aber nicht rüber nach Pig Island zum Gottseibeiuns.«

Eins habe ich in achtzehn Jahren in diesem Geschäft gelernt: Es gibt immer jemanden, der aus übernatürlichen Phänomenen seinen Profit zieht. Ich war bereits in Bolton gewesen und hatte den Touristen interviewt, von dem das Video stammte. Er hatte mit dem Schwindel nichts zu tun: ein armes, bierbäuchiges Schwein, das nicht über die Fußballtabellen vom nächsten Samstag hinausgucken, geschweige denn so etwas auf die Beine stellen konnte. Wer also profitierte von dem Pig-Island-Film?

»Denen gehört die Insel, stimmt’s?« Ich drehte mein Pint Newcastle Brown in dem feuchten Kringel auf der Theke und betrachtete es gedankenverloren. »Der Gemeinde für Psychogenes Heilen. Das hab ich irgendwo gelesen – sie haben sie in den achtziger Jahren gekauft.«

»Gekauft oder gestohlen – das ist Ansichtssache.«

»War ein ziemlicher Trottel, der Eigentümer.« Der Wirt stützte

sich mit beiden Ellbogen auf die Theke. »Ein ziemlicher Trottel. Die Schweinefarm geht pleite, und was macht er? Lässt sämtliche Bauern von Argyll ihre heiklen Chemikalien da draußen abkippen. War am Ende eine Todesgrube, die Insel – Schweine überall, alte Bergwerksschächte, Chemikalien. Schließlich musste er praktisch alles verschenken. Zehntausend Pfund! Da hätten sie ihm die Insel auch stehlen können, das wäre ehrlicher gewesen.«

»Ihnen hier wird das nicht gefallen«, sagte ich in gleichmütigem Ton. »Dass die Leute aus dem Süden heraufkommen und überall Grund und Boden aufkaufen.«

Der Hummerfischer rümpfte die Nase. »Macht uns nichts aus. Was wir *nicht* akzeptieren, ist, wenn sie Land kaufen, sich dann einschließen und ihre komischen Rituale ausführen. Dann fängt's an, uns zu stören – die verkriechen sich da draußen, treiben's mit dem Teufel, fressen Babys und verpassen sich gegenseitig 'ne ordentliche Tracht Prügel, wenn sie Lust dazu haben.«

»Aye«, sagte der Wirt. »Und dann ist da noch der Geruch.«

Ich sah ihn an und versuchte zu lächeln. »Der Geruch? Von der Insel?«

»Ah!« Er warf sich das Geschirrtuch über die Schulter. »Der Geruch.« Er fischte eine Riesentüte Chips unter dem Tresen hervor, riss sie auf und stopfte sich eine Handvoll in den Mund. »Wissen Sie, was man so sagt? Was der Erkennungsgeruch des Teufels ist? Der Geruch des Teufels ist der Geruch von Scheiße. So ist das. Da können Sie zu jedem da draußen gehen« – er deutete mit einem Chipsfinger zum Fenster, Krümel rieselten wie Konfetti auf sein T-Shirt –, »da draußen auf Jura oder in Arduaine, und die werden Ihnen alle dasselbe sagen. Der Scheißegeruch kommt von Pig Island. Einen besseren Beweis für ihre Rituale gibt es nicht.«

Ich betrachtete ihn nachdenklich. Dann drehte ich mich um und schaute hinaus auf das dunkle Meer. Der Mond stand am

Himmel, und Wind war aufgekommen und peitschte die Zweige gegen die Fensterscheiben. Hinter unserem Spiegelbild, hinter dem des Wirts, der unter den Lampen stand, sah ich ein dunkles Loch vor dem Nachthimmel: Pig Island.

»Die machen Sie sauer, was?« Ich versuchte mir die rund dreißig Leute vorzustellen, die da draußen wohnten. »Die machen Sie alle hier gründlich sauer.«

»Das können Sie laut sagen.« Der Wirt kam zum Tisch, setzte sich und legte die Chipstüte vor sich hin. »Sie machen uns gründlich sauer. Sie sind nicht beliebt – nicht, seit sie das hübsche Stückchen Strand an der Südwestseite der Insel eingezäunt haben, sodass die jungen Leute aus Arduaine nicht mehr mit ihren Booten rüberfahren können. Die wollen nur ein bisschen Ball spielen, da auf dem Sand. Herrgott, das braucht man doch nicht so streng zu sehen. Das ist meine Meinung.«

»Nicht gerade ideale Nachbarn.«

»Nein«, sagte er. »Das sind die nicht.«

»Da, wo ich herkomme, gibt's leicht mal eins auf die Nase, wenn einer sich so benimmt.«

»Allmählich verstehen Sie, was ich meine.«

»Ich glaube, ich würde mir in einem solchen Fall überlegen, wie ich denen das Leben schwermachen könnte.«

»Lust dazu hätten wir schon!« Der Wirt lachte. Er leckte sich sorgfältig die Finger ab und strich sich dann damit über die Augen, als müsste er Lachtränen wegwischen. »Das will ich nicht bestreiten. Gute Lust. Vielleicht ein bisschen Paraffin in ihre Getränkeflaschen zu schütten.«

»Wissen Sie, ich an Ihrer Stelle, ich würde – ich würde … ich weiß nicht.« Ich schüttelte den Kopf und schaute zur Decke, als suchte ich nach einer Inspiration. »Ich würde wahrscheinlich versuchen, irgendein … schräges Gerücht zu verbreiten. Ja.« Ich nickte. »Irgendeine Ente in die Welt setzen. Ein paar Geschichten in Umlauf bringen.«

Der Wirt hörte auf zu lachen und rieb sich die Nase. »Wollen

Sie damit sagen, dass wir das alles erfinden?«

»Aye. Sie machen sich über uns lustig, was?« Der Hummerfischer beugte sich vor. Er klang plötzlich angriffslustig. »Machen Sie sich lustig? Ist es das, was Sie sagen wollen?«

»Ich will nur sagen, dass es sich ein bisschen merkwürdig anhört.« Mir ernstem Gesicht sah ich abwechselnd ihn und den Wirt an. »Ich meine – *Teufelsanbeter?* Der Satan am Strand von Pig Island?«

Der Hummerfischer wurde eine Idee blasser. Er drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus, stand auf und richtete sich zu voller Größe auf. Streitsüchtig atmete er ein paarmal tief durch und musterte mich mit unsicherem Blick. »Sagen Sie mir eins, mein Junge. Sind Sie ein Mann, der leicht zu erschrecken ist? Sie sind ’n kräftiger Kerl, aber ich schätze, Sie sind leicht zu erschrecken. Was meinst du?«, fragte er den Wirt. »Ist er das? Ist er ein Mann, der sich in die Hose macht, wenn er was Fieses zu sehen kriegt? Denn für mich sieht er ganz so aus.«

»Warum?« Langsam stellte ich mein Glas hin. »Warum? Was wollen Sie mir denn zeigen?«

»Wenn Sie so schlau sind, dass Sie mir nicht glauben, was ich sage, dann kommen Sie mal mit. Wir werden schon sehen, was für eine Ente wir da in die Welt gesetzt haben.«

Pig Island – oder Cuagach Eilean, wie sie auf Gälisch heißt – liegt in dem kleinen Meeresbecken am Rande des Firth of Lorn, eingefasst wie ein Edelstein zwischen Luing, Jura und der Halbinsel Craignish, als sollte es die Einfahrt in den Sound of Jura blockieren. Die Insel hat eine merkwürdige Form: Von oben sieht sie aus wie eine Erdnuss, bedeckt von Gras und dichtem Wald, durchzogen von einer breiten Felsschlucht. Früher, vor der Schweinefarm und der Giftmülldeponie, war am Südende der Insel ein Schieferbergwerk in Betrieb gewesen; es hatte eine Bergarbeitersiedlung und eine regelmäßig verkehrende Fähre gegeben. Aber als ich dort hinkam, war Pig Island beinahe vollständig abgeschnitten. Einmal in der Woche

schickte die Gemeinde für Psychogenes Heilen ein Boot, das Lebensmittel und Material auf die Insel brachte. Das war ihr einziger Kontakt zur Außenwelt.

Ich kannte mich in diesem Teil Schottlands ein bisschen aus; ich hatte von Zeit zu Zeit dies und jenes darüber geschrieben. Aber mein Brotjob war die Entzauberung von Mythen. Eins der Dinge, die einem Liverpooler in die Wiege gelegt sind, ist die Fähigkeit, Bullshit schon an der Farbe zu erkennen, und ich bin von Natur aus ein Skeptiker, ein ausgewachsener ungläubiger Thomas. Ein Agent Scully, ein James Randi, ein hundertprozentiger Ghostbuster. Ich bin um die ganze Welt geflogen und habe Zombies und Chupacabras, philippinische Geistheiler und Riesenkatzen in Bodmin Moor gejagt, und ich habe die Milch, die aus den Brüsten mexikanischer Marienstatuen tröpfelt, in Glasphiolen gesammelt – und im Lauf der Zeit habe ich mir ein dickes Fell zugelegt. Aber selbst ich musste zugeben, dass der Insel der Psychogenen Heiler etwas Sonderbares anhaftete. Wenn man überhaupt an Teufelsanbetung glaubte, lag die Vorstellung nahe, dass sie an einem entlegenen, meerumschlungenen Ort wie Pig Island stattfand. Als wir an jenem Abend holpernd und rumpelnd auf einem finsteren Weg zum Ende der Halbinsel fuhren, ließ ich meinen Blick zu den dunklen Umrissen wandern, und es gab einen Augenblick, da musste ich mich am Riemen reißen, mich nicht wie ein altes Weib zu benehmen.

Der Wirt hatte mich auf den Rücksitz der ramponierten Rostlaube gezwängt, die dem Hummerfischer gehörte. Den Hund hatten wir im Pub zurückgelassen. »Der schwirrt ab wie eine Rakete, wenn er hier rauskommt«, sagte der Wirt, als der Wagen von der Straße herunter auf einen schmalen, schlammigen Strand fuhr. »Irgendwas macht ihn verrückt, und ich will nicht, dass er einen Koller kriegt, bloß weil *Sie* mir nicht glauben wollen.«

Wir stiegen aus, und ich blieb stehen. Ich war nicht betrunken oder so was, aber im Pub hatte ich doch ein paar Glas Bier

getankt, und es tat gut, meine Lunge einen Moment lang mit der Nachtluft zu füllen. Am Strand war es still; in der Luft lag schon ein Hauch von Herbst. Es war nach elf, aber Craignish befand sich so hoch im Norden, dass der Himmel immer noch blau gesäumt war. Es schien, als brauchte man sich nur auf die Zehenspitzen zu stellen und zu schauen, und dann könnte man das Land der Mitternachtssonne hinter dem Horizont erkennen, und vielleicht auch ein Rentier oder einen Eisbären auf einem riesigen Pfefferminzbonbon.

»Sehen Sie das Rohr?« Der Hummerfischer ging in Richtung Süden davon; trotz des Whiskys war sein Gang sicher. Seine alten Schuhe hinterließen schwache Abdrücke im Schlick. Im Mondlicht warf er einen langen Schatten. »Die kleine Leitung da drüben?« Er deutete auf ein Abwasserrohr, das sich dicht am Boden quer über den Strand zog. »Wenn die Bedingungen stimmen – ein ordentlicher Westwind, Ebbe, Springtide –, wird alles von Pig Island hier angeschwemmt, nicht im Loch oder bei Luing, wo man’s erwarten würde, sondern hier auf dieser Seite der Halbinsel. Und das meiste verfängt sich auf der anderen Seite des Rohrs.«

Der Wirt hielt sich zurück und sah mich zweifelnd an. Sein Gesicht wirkte im Mondlicht ein wenig verkniffen. Er schlug sich den Kragen hoch, als wäre es plötzlich bitterkalt geworden. »Sind Sie sicher, dass Sie dazu bereit sind?«

»Ja. Wieso nicht?«

»Ist nichts für Zimperliche, was da unter dem Rohr hängt.«

»Ich bin nicht zimperlich«, entgegnete ich und schaute am Strand entlang zu dem Hummerfischer. »Ich habe schon alles gesehen, was man sehen kann.«

Wir gingen eine Zeitlang schweigend; man hörte nur das Rauschen der Wellen, die sich am Strand brachen, und das Klimpern einer Fallleine an einem Boot, das irgendwo draußen auf dem Wasser ankerte. Den Geruch bemerkte ich als Erstes. Schon bevor ich den Hummerfischer an dem Rohr zögernd auf

die andere Seite spähen sah, bevor ich sah, wie er den Kopf schüttelte und sich vorbeugte, um in den Sand zu spucken, wusste ich, dass dies so ein Anblick sein würde, bei dem sich mir der Magen umdrehte. Eine dieser Gelegenheiten, bei denen ich mein letztes Glas Bier bereuen würde. Ich atmete tief durch und schluckte, und im Näherkommen klopfte ich meine Taschen ab und hoffte, einen verirrten Kaugummi oder sonst etwas zu finden, das den Geschmack vertreiben würde.

»Schlimmer, was?«, fragte der Wirt und ging auf den Hummerfischer zu. »Ist es schlimmer geworden?«

»Aye – sind noch mehr. Mehr als letzte Woche.«

Ich drückte mir das T-Shirt an die Nase und schaute über das Rohr hinweg auf die andere Seite. Dunkle Umrisse dümpelten und schaukelten in einem gelblichen Schaum. Fleisch. Verwesende Fleischklumpen. In dem Schleim war es unmöglich zu erkennen, wo ein Stück aufhörte und das nächste anfing. Die heranrollenden Wellen drückten sie in den Spalt unter dem Abflussrohr und verhedderten sie in Tangsträhnen. Verwesungsgase blubberten unter aufgeblähten Hautlappen und stiegen in Blasen an die Oberfläche.

»*Fuck*, was ist das?«

»Schweinefleisch«, sagte der Hummerfischer. »Tote Schweine. Geschlachtet bei einem von diesen Ritualen auf Pig Island und von der Insel herübergeschwemmt.«

»Die Polizei hat's schon gesehen«, erklärte der Wirt, »aber sie hatten keine Lust, was zu unternehmen. Können ja nicht beweisen, wo es herkommt – und überhaupt, ein paar tote Schweine schaden ja niemandem, denken die sich.«

»Tote Schweine?« Ich schaute hinauf zur Mündung des Firth. Der Mond glitzerte auf den silbrigen Spitzen der Wellen, so weit das Auge reichte – bis hinüber nach Pig Island, das um das Ende der Insel Luing lugte, geduckt wie eine dösende Bestie. »Das alles sind tote Schweine?«

»Aye. Das sagen sie wenigstens.« Der Wirt lachte kurz und

trocken, als ob die Welt ihn immer wieder in Erstaunen versetzte. »Das sagt die Polizei. Das alles hier ist bloß Schweinefleisch. Aber wissen Sie, was ich denke?«

»Was denken Sie?«

»Ich denke, wenn es um Satansverehrer geht, kann man nie allzu sicher sein.«

3

Betrachten wir die Fehler, die ich in dieser ganzen Pig-Island-Sache begangen habe. Tja, der erste war, dass ich meine Frau nach Schottland habe mitkommen lassen. Was habe ich mir nur dabei gedacht? Ich musste aufhören, mir deshalb ständig selbst in den Hintern zu treten, denn man muss irgendeinen Weg finden, sich sein bisschen Verstand zu bewahren, und deshalb sage ich: An wem es auch gelegen haben mag, Lexie war mit mir zusammen da. Natürlich wusste ich nicht, dass sie ihre eigenen Gründe dafür, dass sie dabei etwas im Sinn hatte. Ich dachte, sie gehe völlig in ihrem Job auf – Rezeptionistin in einer Londoner Arztpraxis –, sei vernarrt in diese Mediennutte von einem Neurochirurgen, dem der Laden gehörte (Sie merken schon, ich mag ihn nicht). Dass sie aus London weg wollte, war das Letzte, womit ich gerechnet habe. Aber kaum sage ich: »Ich gehe nach Schottland«, ist sie im Netz und sucht nach Ferienhäusern.

Sie fand einen beschissenen Ein-Bett-Bungalow auf der Halbinsel Craignish, der in mein Budget passte. Er war stickig und ungelüftet, und Lexie schlief unruhig. Als ich in jener Nacht vom Strand zurückkam, lag sie schon im Bett, wälzte sich hin und her, wimmerte und boxte in ihr Kopfkissen. Leise legte ich mich dazu und starrte an die Decke. Morgen würde ich auf Pig Island sein. Ich musste mir überlegen, was ich da eigentlich wollte. Ich musste extrem sorgfältig vorgehen. Mich konzentrieren und auf alles vorbereitet sein.

Der Grund dafür, dass mich die Gemeinde für Psychogenes Heilen in ihr Zentrum für Positives Leben auf Pig Island kommen ließ, war das, was mit Eigg passiert war, der kleinen Hebrideninsel fünfzig Meilen weiter nördlich. Das hatten sie zwar nicht gesagt, aber ich wusste es trotzdem. Auf Eigg hatten die Pächter das Geld aufgebracht, um die Insel ihrem Eigentümer abzukaufen. Von überallher hatten sie Spenden gekriegt, aus dem ganzen Land – sogar von der National Lottery. Hatten die vorigen Eigentümer, den alten Schellenberg und den Maler Maruma, einfach rausgekickt. Und wie hatten sie das geschafft? Mit guter Publicity. Ganz einfach. Jemand hatte ihre Geschichte in der ganzen Welt verbreitet. Und dieser Jemand war ich. Ich war da gewesen und hatte mitgeholfen, die Story in die Presse zu bringen. Wie ich die Sache jetzt sah, schlugen sich die Psychogenen Heiler wahrscheinlich mit irgendwelchen rechtlichen Problemen herum, für die sie Geld brauchten. Sie dachten, ich könnte ihnen helfen. Wenn sie gewusst hätten, dass ich schon einmal mit ihrem Gründer, Pastor Malachi Dove, aneinandergeraten war, wenn sie gewusst hätten, dass ich achtzehn Jahre zuvor unter dem Namen Joe Finn einen Artikel über ihn geschrieben hatte, der ihn so stinkwütend machte, dass er versuchte, mich wegen Verleumdung zu verklagen – ich wäre nicht mal in die Nähe von Pig Island gekommen. Aber wie gesagt, ich bin ein gerissener Hund.

Die halbe Nacht lag ich wach und hakte Listen von Equipment ab: MP3-Player, Kamera, Batterien, zweite Speicherkarte für die Kamera, Telefon … Erst gegen drei schlief ich ein, und am nächsten Tag war ich angespannt. Nach dem Frühstück, als ich gepackt hatte und für die Überfahrt nach Pig Island bereit war, klappte ich noch ein letztes Mal den Laptop auf.

Ich hatte nie herausgefunden, was zuerst da gewesen war – die Gerüchte über Satanskult bei der Gemeinde für Psychogenes Heilen oder das Video. Aber als die Öffentlichkeit es zu sehen bekam, entschied man, dass es der Teufel sei, den man da sah –

nach Pig Island gelockt durch die satanistischen Rituale der GPH. Ein großer, dampfender Haufen Mist, natürlich, aber sogar ich musste zugeben, dass dieses Video etwas ziemlich Unheimliches hatte.

Zunächst mal waren es keine Trickaufnahmen. Jeder Videospezialist im Land hatte es untersucht. Es hatte jede Prüfung bestanden. Man hatte es Frame für Frame analysiert, aber trotz aller Finessen bei der Untersuchung fand sich kein Haken an der Sache. Wer immer das Ding ausgekocht hatte, er hatte keine Trickfotografie eingesetzt: Irgendetwas war in jenem heißen Juli vor zwei Jahren am Strand der Insel gewesen, das stand fest.

An diesem Morgen spielte ich das Video noch einmal auf meinem Laptop ab. Ich saß vorgebeugt auf der Stuhlkante und konzentrierte mich. Ich hatte es schon tausendmal gesehen und kannte jede Einzelheit. Es fing ziemlich alltäglich an; die Kamera verweilte seewärts auf dem Horizont und wiegte sich sanft mit den Wellen, die das einmotorige Boot auf dem Firth of Lorn schaukeln ließen. Ich schob den Schieberegler des RealPlayers bis zu der Stelle, wo auf dem Boot ein Aufschrei ertönte, genau in dem Augenblick, als ein anderer Tourist etwas sah, das sich auf der Insel bewegte. Ein paar undeutliche Rufe folgten, dann hektische Kamerabewegungen, als der überraschte Tourist seine Videocam zur Seite riss und ein oder zwei erschrockene Gesichter auf dem Boot erfasste, um sie dann quer über das Wasser auf eine verschwommene grünbraune Linie zu richten – das seewärts gelegene Ufer von Pig Island. Jemand dicht neben der Kamera sagte etwas. Die Worte waren völlig unverständlich, weil der Wind über das Mikrofon strich, aber die BBC hatte Untertitel hinzugefügt: »*Fuck,* was ist *das?*«

Das war die entscheidende Stelle. Man konnte spüren, wie die Leute auf dem Boot sich neugierig vorwärtsneigten und zum Strand hinüberstarrten, wo eine Kreatur, für die niemand einen Namen hatte, sich schwerfällig durch das Gebüsch am Rand des Wassers bewegte. Sie war ungefähr eins fünfundsiebzig groß.

Das hatten die BBC-Techniker anhand von Vergleichsmessungen an Sonne und Bäumen ermittelt. In fast jeder Hinsicht wirkte sie wie ein menschliches Wesen; auf dem Video sah man sie von hinten, von der Taille abwärts, die obere Hälfte lag im Schatten. Aber es war kein Mensch. Etwas baumelte von seinem Steißbein herab. Es war schätzungsweise einen guten halben Meter lang, von dem gleichen verschlissenen Braun wie der Körper – es sah aus wie ein fleischiger Schwanz, der einmal hinten an die Beine des Wesens schlug, als es sich vorwärtsbewegte.

Selbst in diesem stickigen Bungalow, wo die Sonne durch die Panoramafenster schien und große helle Vierecke auf das Muster des schmuddligen Teppichs malte und Lexie ein paar Schritte weiter in der Küche hantierte, beschlich mich ein unbehagliches Gefühl. Ich beugte mich dichter vor den Monitor und starrte auf die braune Wellenlinie des leeren Strandes. Die Kamera war fest auf die Insel gerichtet für den Fall, dass das Wesen noch einmal auftauchen sollte. Volle drei Minuten vergingen, bis der Tourist das Warten aufgab und zu den anderen Männern im Boot zurückschwenkte. Sie standen am Bootsrand, alle vier in Bolton-Wanderers-Shirts, hielten sich an der Querleine fest und starrten schweigend auf die Stelle am Strand, an dem das Wesen aufgetaucht war.

Die Leute bei der BBC vermuteten, dass es sich um einen Schauspieler in einem Kostüm handelte. Ihre Videotechniker hatten sich mit dem Bigfoot-Film aus Bluff Creek beschäftigt, und ihrer Ansicht nach wies dieses Video ein paar der gleichen Merkmale auf. Der Waldmensch, den sie da in Kalifornien gefilmt hatten, war, wie wir alle wussten, ein Kerl in einem Hollywood-Gorillakostüm, und die Techniker waren zu dem Schluss gekommen, dass der Pig-Island-Film wahrscheinlich etwas Ähnliches zeigte. Das Problem war folgendes: Weil das Video von einem Boot aufgenommen worden war, das ungefähr zweihundert Meter vor der Insel lag, weil das »Wesen« bei

Frame 1800 zwischen den Bäumen hervorkam und bei Frame 1865 im Gebüsch verschwand (bei dreißig Bildern pro Sekunde bedeutete das einen Zeitraum von etwas mehr als zwei Sekunden) und weil das Bild wegen der Bewegungen des Bootes stark verwackelt war, konnten die BBC-

Sauberkeitsfanatikerin, und dieses Zupfen und Tupfen war ihre Art, mir zu zeigen, dass mir verziehen war. »So«, sagte sie, »ich weiß, dass du heute Abend mit Kochen an der Reihe bist, aber du wirst sicher müde sein, also mache ich einen Pastasalat. Avocado, Speck, Oliven. Der wird auch noch gut sein, wenn du spät kommst.«

»Lexie«, entgegnete ich. »Ich hab's dir gesagt. Oder? Ich hab gesagt, ich weiß nicht, ob ich heute Abend zurückkomme. Das hab ich dir gesagt. Erinnerst du dich? Ich habe gesagt, es könnte sein, dass ich ein paar Tage drüben bleibe.«

Sie nagte an der Unterlippe. »Ein paar Tage?«

»Wir haben darüber gesprochen. Erinnerst du dich nicht? Ich habe gesagt, ich werde wahrscheinlich drüben bleiben müssen, und du hast gesagt, du kommst allein zurecht.«

»Wirklich? Hab ich das gesagt?«

»Ja.«

Sie zuckte die Achseln. »Na, zerbrich dir deshalb nicht den Kopf. Ich meine, ich hätte im Urlaub gern ein bisschen Zeit mit meinem Mann verbracht, und natürlich möchte ich lieber *nicht* allein an *diesem* Ort sein.« Sie spreizte die Hände und deutete im Bungalow umher. Sie hatte ihn, obwohl selbst gebucht, auf den ersten Blick abscheulich gefunden: Wie sich herausstellte, war es meine Schuld, dass er so beschissen war. »Aber keine Sorge, das ist in Ordnung, ich komme zurecht.«

»Lex. Ich habe gesagt, es ist Arbeit, erinnerst du dich? Dass ich dir gesagt habe –«

»*Bitte!*« Sie schnitt mir das Wort ab und hob die Hand. »Bitte nicht. Bitte geh einfach. Das ist in Ordnung.«

»Ich ruf dich an. Wenn ich drüben auf der Insel ins Funknetz komme, rufe ich dich an. Dann sag ich dir, wie es läuft – und wann ich zurückkomme.«

»Nein«, sagte sie. »Nicht. Wirklich – nicht. Du kannst einfach … kannst einfach gehen. Mach deinen Kram.« Sie trommelte mit den Fingern auf dem Tisch herum, ohne mich anzusehen.

»Geh schon«, wiederholte sie, als ich mich nicht rührte. »Geh einfach.«

Ich seufzte und berührte ihre Schulter; ich wollte etwas sagen, aber dann ließ ich es bleiben. Ich zog den Rucksackgurt stramm und gab ihr keinen Abschiedskuss, sondern schloss einfach leise die Küchentür hinter mir. So war es in letzter Zeit. Draußen blieb ich stehen. Die lange, von dichten Rhododendronbüschen gesäumte Einfahrt zum Bungalow tat sich am Ende trichterförmig auf. Und dort in der Sonne, die auf dem Meer funkelte, lag Pig Island.

4

»*Wehrt euch gegen die Philister der Wissenschaft. Lasst nicht zu, dass die Arroganz der medizinischen Profession eure natürlichen Selbstheilungskräfte vergewaltigt und unterwirft. Erobert die Herrschaft über euer Leben.*«

Psychogenes Heilen, Band 14, Kapitel 5, Vers 1

Die Gemeinde für Psychogenes Heilen würde sagen, dass meine Probleme mit Lexie nur aus meiner Gottlosigkeit herrührten. Sie würde sagen, wenn ich mein Herz dem Herrn öffnen und seiner kosmischen Liebe entgegenwachsen wollte, würde ich im Handumdrehen spüren, wie ich auch zu Lexie zurückwuchs. Und sie würde mir entgegenwachsen. Ich war noch nie im Zentrum für Positives Leben auf Pig Island gewesen, aber ich wusste, was die GPH über mich und Lex sagen würde. Ich kannte ihre Philosophie, als hätte ich sie selbst geschrieben.

Was zwischen mir und ihrem Gründer, Pastor Malachi Dove, vorgefallen ist, begann vor zwanzig Jahren in Liverpool. Mitte der achtziger Jahre. Liverpool ist die Hauptstadt der Arbeitslosigkeit in Europa, und mein Cousin Finn ist für mich das Zweitbeste nach einem Gott. Er ist ein Charmebolzen und sieht überhaupt nicht aus wie mein Cousin mit der Pogo-Frisur und

der gemeinen Nase. Der Kurt Cobain von Toxteth. Er ist der Erste aus unserer Familie, der auf die Uni geht, und in den Sommerferien kommt er nach Hause nach Nöl-City und redet wie ein Londoner. Er erzählt uns allen von der Uni und von den Mädels, die er gebumst hat. Er will Journalist werden und in der Welt herumreisen. Keiner kann ihn leiden. Aber ich – ich sehe die Sonne, wenn er sich bückt.

Wahrscheinlich sind es die Mädels, die für mich den Ausschlag geben, denn ein Jahr später habe ich einen Studienplatz an der London University und bin bereit, ihm in den Süden zu folgen. Ich und Finn zusammen, denke ich – das Aufreißerpotential ist grenzenlos. Und dann passiert was. Etwas, das unser Leben verändert. Finns Ma kriegt Krebs.

Nun habe ich seine Ma immer gemocht, habe sie immer total vernünftig gefunden. Genauer gesagt, ich fand sie clever. Aber was macht sie, dieses brave katholische Mädel, als sie hört, dass sie sterben muss? Sie verweigert die Chemo. Sie frisst Lastwagenladungen von Haifischknorpel und Blütentinkturen. Sie reist nach Lourdes. Am Ende verkauft sie das Haus und folgt einem Gesundbeter durch die Vereinigten Staaten. Sein Name ist Pastor Malachi Dove. Seine Überzeugung lautet: KEINE MEDIZINISCHE INTERVENTION. Er glaubt an die Macht des Gebets und des positiven Denkens. Nach zwei Monaten kommt sie zurück nach Toxteth und stirbt unter Qualen in einem Hospiz in Ormskirk. So kann’s gehen.

Für mich und Finn ist Religion etwas, wofür man was auf die Nuss kriegt. Nach ein paar Bier am Samstagabend geht es um Everton und Liverpool oder um Papisten und Protestanten, wenn der Krach anfängt. Und Finns Ma so sterben zu sehen, das weckt in uns eine Wut auf Pastor Malachi Dove, die nicht mehr weggeht. Wir besorgen uns ein paar Hefte der Zeitschrift *Charisma* und erfahren, dass er im Südwesten der USA lebt. Mit dem Geld, das Finns Ma uns hinterlassen hat, kaufen wir Tickets für den nächsten Flug nach New Mexico. Wir halten uns für

schräge Typen. Bad Boys, die das Richtige tun.

Oral Roberts hat gerade der Welt erzählt, Gott werde ihn töten, wenn die Gemeinde nicht acht Millionen Dollar zusammenbringt, und Peter Popov ist soeben in der *Johnny Carson Show* geoutet worden. Ungefähr eine Woche lang machen wir die Runde durch die Sekten, folgen all diesen Gestalten durch den Südwesten und finden heraus, wie es läuft: Wir lernen Prätribulationisten kennen, Posttribulationisten, Präteristen, Adventisten. Wir besuchen Erlösungsgemeinden und nehmen an Gebetsketten teil. Und im Juli ist es dann so weit. Wir begegnen Pastor Malachi Dove, den Obergeistlichen und Gründer der Stiftung der Gemeinde für Psychogenes Heilen.

Schauplatz ist ein Kongresszentrum in Albuquerque. Voll klimatisiert, weil es draußen höllisch heiß ist. Finn und ich, wir sind hier so deplatziert, wie man es nur sein kann: ich in meinem Beanie und dem Liverpool-Strikers-Donkey-Jackett und Finn in seinem großen Big-Kahuna-T-Shirt und mit einem affigen, italienisch gestylten Reißverschlusstäschchen, für das er in Seaforth Prügel beziehen würde; hier enthält es einen Kassettenrecorder und ein Mikro. Wir sitzen in Reihe T und haben das Gefühl, dass alle uns anstarren. Dass alle genau wissen, warum wir hier sind.

Die erste Überraschung ist die Bühne. Sie wirkt leer und klinisch. Eher wie ein OP im Krankenhaus, nicht wie eine Kirche. Die Helferinnen – es sind lauter Frauen – sehen aus wie eine Kreuzung zwischen Engeln und Theatertechnikern: Judoanzüge für den Achten Dan und strahlend weiße Turnschuhe an den nackten Füßen. Auf der Bühne hat man eine Krankentrage vor eine Leinwand geschoben, an die ein blauer Himmel projiziert ist. Ich und Finn sitzen da und unterhalten uns murmelnd, voll darauf eingestellt loszukichern. Dann kommt Malachi Dove auf die Bühne, und wir erleben unsere zweite Überraschung.

Zunächst mal ist er kein Amerikaner, sondern Engländer. (Aus

Croydon, wie wir später erfahren, der Sohn eines Büroklammervertreters.) Und er sieht völlig normal aus, nicht wie ein Reklameheini im Anzug. Er trägt eine Cordjacke und wirkt eher wie ein junger Lehrer an einer Privatschule mit seinem sanften, jungenhaften guten Aussehen und dem strohblonden Haar, das ihm in die Stirn fällt. Eine randlose Brille sitzt auf der Stupsnase. Man sieht, dass er eher zur Fettleibigkeit als zur Niedertracht neigt. Jahre später, als Leonardo Di-Caprio berühmt ist, sehen Finn und ich einander an und sagen: »*Malachi Dove. Malachi Dove und Leo DiCaprio. Bei der Geburt getrennt.*«

Malachi Dove kommt nicht federnd auf die Bühne gesprungen. Er geht ruhig, schlurfend fast, räuspert sich einmal und schiebt seine Brille in die Brusttasche, als wollte er eine theologische Vorlesung halten. Er setzt sich auf einen kleinen Hocker und schaut ernst und nachdenklich in das dunkle Auditorium. Und hier bricht die Hölle los: Jauchzender Jubel und Versprechungen unsterblicher Liebe hallen von den Wänden wider. Er wartet, bis der Lärm sich legt. Dann schiebt er das Mikrofon vor seinen Mund; er ist ungeschickt und stößt damit an seine Nase. Dann grinst er über diesen Fehler. »Äh – sorry«, sagt er, »Technick ist nicht meine Stärke.«

Wieder wird das Publikum euphorisch und applaudiert wie verrückt.

Bescheiden hebt er die Hände. »Hören Sie … ich möchte Ihnen erklären, wer ich bin.« Die Gemeinde kommt zur Ruhe. Die Helferinnen nehmen ihre Plätze am Ende der Bühne ein. Malachi Dove wartet. Er fixiert das Publikum mit seinen hellen Augen. Jetzt ist es still. »Was immer Sie denken«, sagt er, »wir sind alle religiös. Wir glauben vielleicht an verschiedene Propheten. Mein Prophet ist Jesus. Ihrer ist vielleicht … ich weiß nicht, Mohammed? Oder Krishna? Einige von Ihnen mögen glauben, Sie haben überhaupt keinen Propheten, und auch das ist in Ordnung. Wir kontrollieren Ihren Glauben nicht am Eingang.«

Leises Lachen im Saal. Sie kennen dieses Funkeln in seinem Blick, dieses ironische Lächeln.

»Aber eins ist sicher. Wir alle glauben an denselben Gott. *Ich* kenne *Ihren* Gott. Und *Sie* kennen *meinen* Gott. Vielleicht unter einem anderen Namen, aber Sie kennen ihn.« Er bricht ab und grinst wieder, winkt ab, als hätte das Publikum ihm einen gewagten Witz erzählt. »Okay, keine Panik. Ich komme schon nicht mit Bibelzitaten.«

Neuerliches Gelächter. Finn versetzt mir einen Stoß in die Rippen. Das Mikro lugt jetzt aus dem Reißverschlusstäschchen hervor wie die Nase eines kleinen Tiers, und es ist auf die Bühne gerichtet. Wir warten darauf, dass der Hokuspokus anfängt, damit wir empört sein können. Auf der Bühne streckt Malachi die leeren Hände vor sich aus. Mit großem pantomimischem Geschick studiert er erst die eine, dann die andere Handfläche.

»Nichts Besonderes an diesen Händen. Oder? Ein ganz durchschnittliches Paar Hände. Ich kann nicht vorgeben, irgendeine Macht darin zu haben. Ich kann keine Blitze damit schleudern. Ich weiß alles über meine Hände, weil ich mich genau wie Sie nicht damit begnügt habe zu glauben, was die Evangelisten in ihren Zeltshows mir erzählen. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, mich mit dem Thema gründlich auseinanderzusetzen. Wussten Sie zum Beispiel, dass ein Soldat einer siegreichen Armee Wunden überleben kann, an denen ein Soldat einer geschlagenen Armee stirbt? Wussten Sie das? Kennen Sie den Tanz der chemischen Stoffe in Ihrem Körper? Ihr Körper …«

Er deutet mit dem Finger ins Publikum. Er lächelt, und vielleicht hat er mich auf einer gewissen Ebene bereits erreicht, denn ich ignoriere das Bild, das plötzlich in meinem Kopf auftaucht: dass er kein Mensch ist, sondern ein Husky, der da auf der Bühne sitzt und mir in die Augen starrt.

»Ihr Körper kann sich selbst heilen. Er hat das nötige Wissen. Er braucht nur die richtigen chemischen Substanzen. Seit dem Tag, an dem ich mein Elternhaus verließ, habe ich die Schwelle

eines Mediziners nicht mehr überschritten. *Und ich werde es nie wieder tun!*« Wieder sah er auf seine Hände, erst auf die eine, dann auf die andere, als wären sie ihm ein Rätsel. »Mein Glaube erlaubt mir, meine Endorphine zu kanalisieren. Und einen so starken Glauben kann ich auch zu Ihnen kanalisieren.«

»Was für ein Stuss«, brummt Finn.

»Was für eine Kacke«, sage ich, und beide schütteln wir den Kopf. Aber wir sind ein bisschen verunsichert und sehen uns nicht in die Augen. Wir beide haben einen kurzen Blick auf das geworfen, was Finns Ma in Pastor Malachi Dove gesehen hat. Als die Saalbeleuchtung angeht, bildet sich sofort eine Schlange von Heilbedürftigen im Gang und bewegt sich auf die Bühne zu. Behinderte werden im Rollstuhl nach vorn gerollt, und Verwandte helfen ihnen auf die Bühne. Eine von Malachis Helferinnen nimmt sie am Arm: Asunción (wir erfahren ihren Namen von jemandem aus dem Publikum), eine totale Vision der Geilheit mit ihrem langen Squawzopf, der sich hinten über ihre weiße Judojacke schlängelt, choreographiert den Aufmarsch der Invaliden auf der Bühne, legt ihnen die Hand auf den Arm und hält sie zurück, bis Malachi bereit ist. Dann schiebt sie sie vorwärts, hilft ihnen – halb zupackend, halb durch Zureden – auf die Krankentrage, wo sie auf dem Rücken liegen und zu Malachi hinaufstarren, der vor ihnen steht, mit dem Rücken zum Publikum, beide Hände auf die Trage gestützt, den Kopf gesenkt, die Augen geschlossen, als wartete er darauf, dass ein Migräneanfall vorüberging. Er betet nicht. Er wartet nur. Kein Höllenfeuer. Nach einer Weile legt er die Hand auf den betroffenen Körperteil und schließt erneut die Augen. Dann hebt er die Hände und flüstert dem Patienten etwas zu, und der steht auf und geht. Oder wird von seinen Verwandten fortgebracht.

»Na los«, flüstert Finn und stößt mich wieder in die Rippen. »Los. Geh rauf.«

Ich stehe auf und stelle mich in die Schlange. Ich komme mir blöd vor, denn ich bin der Größte hier. Vor, hinter und neben

mir sehe ich nichts als Sonntagshütchen mit zitternden kleinen blauen und rosa Federn. Nach einer halben Stunde Warten bin ich oben auf der Bühne in der Hitze der Scheinwerfer. Malachi wirft mir einen Blick zu, und als er meine große, kräftige Gestalt sieht, zögert er kurz. Aber wenn er einen Trick vermutet, lässt er es sich nicht anmerken.

»Wie heißen Sie?«

»Joe.«

»Welcher Teil Ihres Körpers führt Sie heute Abend her, Joe? Welcher Teil Ihres Körpers?«

»Der Darm«, antworte ich, denn der hat Finns Ma erledigt, und er ist das Erste, was mir in den Sinn kommt. »Es ist ein Tumor, Sir.«

Ich lege mich auf die Trage und stelle mir vor, wie Finn grinsend im Publikum sitzt. Malachi steht mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen vor mir, und Schweiß rinnt unter seinen blonden Haaren hervor. Ich sehe die Poren in seinen Wangen. Ich sehe, dass sein Gesicht gepudert oder geschminkt ist. Plötzlich bin ich rasend neugierig darauf, was er sagen wird.

Es scheint eine Ewigkeit zu dauern. Dann hebt er den Kopf und schaut mich stirnrunzelnd an. »Woher wussten Sie das?«, fragte er mit leiser Stimme. »Wie haben Sie das bemerkt? Wenn er so klein ist – wie haben Sie ihn gefunden?«

Ich schlucke. Schlagartig ist mir das Lachen vergangen. »Wenn was so klein ist?«, frage ich. Ich habe einen Kloß im Hals. »Wenn was so klein ist?«

»Der Tumor. Er hat nicht einmal einen Zentimeter Durchmesser. Wie konnten Sie wissen, dass er da ist?«

»Was ist passiert?«, fragt Finn.

Ich bin wieder von der Bühne heruntergekommen, nassgeschwitzt und mit pochendem Kopf. »In zwei Wochen«, sage ich leise und reibe mir den Bauch unter dem Bund meiner Jeans. »In zwei Wochen. Dann komme ich zu einer Gebetsversammlung

und scheide den Tumor aus.«

»Du scheidest den Tumor aus? *Fuck*, was soll denn das bedeuten, du scheidest den Tumor aus?« Dann bricht er ab. Er hat meinen Gesichtsausdruck gesehen. »Oakesy?« Er ist plötzlich beunruhigt. »Oakesy, was ist los?«

»Weiß nicht«, flüstere ich und stehe unsicher auf. »Weiß nicht. Aber ich will hier raus. Ich glaube, ich will mit einem Arzt sprechen.«

Die nächsten zehn Tage vergehen wie im Nebel. Ich laufe von einem Arzt zum nächsten. Finn kommt mit, verwirrt und besorgt. Ich verpulvere die Hälfte von dem, was meine Tante mir hinterlassen hat, um einen Allgemeinmediziner zu finden, der mich zu einem Krebstest überweist, weil ein Geistheiler mir gesagt hat, dass ich sterben muss. Am Ende zahle ich für eine Stuhluntersuchung auf okkultes Blut im Presbyterianischen Krankenhaus. Die Ärztin, das weiß ich noch, heißt Leoni. Das steht in pastellgrauen Lettern auf ihrem Namensschild. Ich erinnere mich, dass ich ihren Namen anstarre, während sie mir den Untersuchungsbefund vorliest.

Negativ. Kein Tumor. Kein Krebs. Und ob ich denn wirklich glaube, was ein evangelikaler Prediger mir erzählt? Es klingt mitleidig, wie sie mich das fragt.

Na, und das bringt bei mir das Fass zum Überlaufen. Ich habe ihn gehasst für das, was er mit Finns Ma gemacht hat, aber jetzt habe ich wirklich einen gewaltigen Brass auf Pastor Malachi Dove. Als wir zu der Gebetsversammlung der Gemeinde für Psychogenes Heilen gehen, will ich nur noch eins: ihn umbringen.

Diesmal sind wir in Santa Fe. Die Bühne sieht wieder genauso aus. Asunción trägt ein besticktes Taufgewand, und als sie mich in der Warteschlange wiederentdeckt – ich zittere fast, weil ich stinksauer bin –, nimmt sie meine Hand und führt mich zwischen den Leuten hindurch nach hinten. »Wo gehen wir hin?«

Ich sehe, dass wir auf den Ausgang zusteuern. »Was soll das werden?«

Sie gibt keine Antwort. Sie führt mich einfach mit einer total surrealen Ruhe nach hinten aus dem Gebetssaal hinaus und nach links durch eine Tür zu den Toiletten.

»Scheiden Sie bitte aus«, sagt sie und deutet auf eine der Toiletten.

»Was?«

»Sie müssen jetzt Stuhlgang haben, um die Behandlung zu vollenden.«

Wie vom Donner gerührt stehe ich da und schaue erst die Kloschüssel und dann sie an. »Ich kann doch nicht einfach –«

»Ich glaube, es wird leichter sein, als Sie denken.«

Ich starre sie eine ganze Weile an. Jetzt würde ich gern jemanden ohrfeigen, aber schon mit achtzehn bin ich clever genug im Kopf, um eine Story zu sehen, wenn sie auf mich zukommt. Meine Hände wandern zögernd zu meinem Gürtel. »Und Sie? Wo werden Sie sein?«

»Ich habe das schon ein paarmal gesehen.«

»Sie wollen *zuschauen?* Sie sind doch –« Ich verstumme. Ihr Gesicht macht Worte überflüssig: die Brauen leicht gehoben, das Kinn gesenkt, die Arme verschränkt. Fast wie eine Lageraufseherin. Ihr Mund ist ein entschlossener Strich. *Diskutiere, so lange du willst,* sagt er. *Ich bleibe hier.* Ich seufze. »Okay, okay. Aber treten Sie ein Stück zurück, um Gottes willen.« Ich knöpfe mir die Hose auf, ziehe die Unterhose herunter und setze mich auf die Toilette; ich lege die Ellbogen auf die nackten Knie, lasse die Hände dazwischenbaumeln und schaue zu ihr auf. »Tja«, sage ich nach einer Weile, »ich hab’s ja gewusst, es geht nicht –«

Ehe ich mich versehe, hat Asunción einen Packen Toilettenpapier aus der Luft gezaubert, schiebt es mir unter den Arsch und drückt es darauf. Einen Moment lang spüre ich ein unangenehmes Glitschen – »*Fuck*, was glauben Sie, was Sie hier …,

nehmen Sie die Hand aus meinem …« – und ein ungewohntes, kaltes Gefühl an meinem Arschloch. Sie tritt zurück, streicht sich triumphierend die Haare aus dem Gesicht und knüllt das Klopapier zwischen den Fingern zusammen.

»Sie sind ja komplett irre!«, schreie ich. »Was war denn *das?*«

»Der Tumor.« Sie hält mir das Papier unter die Nase, und der abscheuliche Gestank lässt mich zurückzucken. Ein schwarzer, schleimiger Klumpen liegt mitten auf dem blütenweißen Zellstoff, etwas, das nach Verwesung und Tod riecht. »Sie haben ihn ausgeschieden.«

»Her damit«, sage ich und grapsche danach. Aber Asunción ist zu flink. Sie zieht ihre Hand weg, macht auf dem Absatz kehrt, reißt die Tür auf und marschiert hinaus. »Hey, halt!« Hinkend und hopsend laufe ich ihr nach und stolpere fast über meine herunterhängende Hose. Ich versuche, Gürtel und Reißverschluss zu schließen und gleichzeitig die Türen aufzustoßen, die sie mir vor der Nase zuwirft. Als ich sie im Saal eingeholt habe, marschiert sie dort gerade triumphierend ein, mit hoch erhobener Hand und einem titanischen Lächeln wie ein Mädchen am Boxring. Ich laufe hinter ihr her, den Gang entlang. Oben auf der Bühne inszeniert der Pastor eine erschrockene Pause in seinem Treiben und reißt dramatisch die Augen auf, als er uns kommen sieht. »Asunción«, ruft er, »was soll die Störung?«

Sie klettert auf die Bühne. Theatralisch bedeckt Dove mit einer Hand sein Ansteckmikro und beugt sich vor, damit sie ihm ins Ohr flüstern kann – und seine Augenbrauen heben sich fast bis an den blonden Haaransatz. Er tut überrascht und entzückt von dem, was sie ihm sagt. Dann sieht er mich an und lächelt und hat die Hand schon halb ausgestreckt, um mich siegessicher auf die Bühne zu ziehen, als er meinen Gesichtsausdruck sieht. Seine Begeisterung verfliegt.

»Was habt ihr Typen hier vor?« Ich springe die Treppe zur Bühne hinauf, immer zwei Stufen auf einmal. Die Bretter unter meinen Füßen zittern ein bisschen. »Gebt das Scheißding her!«

»Joe?«, sagt er. »Wo ist das Problem? Was ist …?«

»Her damit.« Ich greife nach dem Toilettenpapier. »Zeigt mir, was ihr Wichser hier treibt.« Asunción schreit auf und will mir ihre Hand entwinden. Ein Feedback-Kreischen gellt aus den Lautsprechern, aber ich lasse ihr Handgelenk nicht los. Die Gemeinde springt auf, die Gesichter der Leute sind starr vor Schreck. Ich bohre meine Fingernägel tief in Asuncións Haut – *hör jetzt nicht auf, nur weil sie eine Frau ist* – und bringe sie dazu, das Papierknäuel loszulassen.

»Joe!« Malachi reißt sich das Mikro vom Revers. »Joe!« Er legt mir eine Hand auf den Arm und kommt mir so nah, dass ich seinen Gesichtspuder riechen kann. Er will, dass wir beide dem Publikum den Rücken kehren und er im Vertrauen mit mir reden kann. Er schwitzt jetzt. Sieht, was ich in der Faust halte, und schwitzt. »Gehen Sie von der Bühne, Joe.« Er leckt sich die Lippen und streckt die Finger aus, um mir das Papier zu entreißen. »Geben Sie mir den Tumor, und verlassen Sie die Bühne. Was immer Ihr Problem sein mag, wir sprechen nachher darüber. Jetzt geben Sie mir einfach den –«

Er will zugreifen, aber ich schüttle ihn ab. »*Hör zu, du kleiner Scheißer*«, zische ich und schiebe mein Gesicht dicht vor seins. »Ich würde dich gern umbringen. Wenn ich damit durchkommen könnte, würde ich es tun. Merk dir das.«

Und das war's. Ich gehe, marschiere mit meiner Eroberung durch den Saal, und im Gang schließt Finn sich mir an. Empörte kleine schwarze Frauen schlagen mit ihren marineblauen Handtaschen auf uns ein, als wir an ihnen vorüberkommen.

Der Tumor erweist sich als halb verfaulte Hühnerleber. »Wahrscheinlich seit zwei, drei Tagen vergammelt«, sagt die Umweltbehörde in Santa Fe. »Wo, zum Teufel, habt ihr dieses kleine Prachtstück her?« Die Story ist so grandios, dass ich ganz aus dem Häuschen bin. Wir haben ihn. Pastor Dove gehört uns.

Aber komisch, wie das Leben manchmal spielt, nicht? Denn Finn, der den Albuquerque-Kreuzzug angefangen hat, der immer

Journalist werden wollte, verliert plötzlich das Interesse. Er verliert sein Herz an irgendein Mädchen, das er in einer Tequilabar kennen gelernt hat, folgt ihr nach Sausalito in Kalifornien, wo sie zu Hause ist, und verbringt die nächsten zwei Jahre als Surfer-Larry. Er legt sich einen Hautschaden von der Sonne zu und einen aufgesetzten Westcoast-Akzent, und als er schließlich nach England zurückkehrt, gibt er eine Weile eine Surferzeitschrift heraus und wird schließlich Literaturagent. Und so bin ich der Einzige, der einen Ständer kriegt bei dem Gedanken, Pastor Malachi Dove eins auf die Nuss zu geben.

Ich fange mein Studium in London an und suche nach einer Zeitschrift, die sich für den Hühnerleberartikel interessiert. Aber bevor ich ihn unterbringe, kommt ein Grammeln aus der Wüste von New Mexico. Die Gemeinde für Psychogenes Heilen ist in einer Krise. Die Finanzbehörde überprüft ihren Steuerbefreiungsstatus, und Malachi Dove wird wegen manisch-depressiver Zustände in eine Klinik eingewiesen. Und dann fängt die sprichwörtliche Kacke an zu dampfen. Die Dominosteine fallen, einer nach dem andern: Er wird verdächtigt, das Haus eines Highway-Polizisten angezündet zu haben, weil der ihm ein Strafmandat wegen zu schnellen Fahrens verpasst hat. Ein paar seiner weiblichen Jünger wenden sich an die Presse: Er habe ihnen verboten, sagen sie, Binden mit ins Büro der Gemeinde zu bringen. Weibliche Hygieneartikel, behaupte er, seien eine medizinische Intervention. Sie sagen, das tue er, um sie zu demütigen, und er sei frauenfeindlich.

»Ich habe mir schwierige Fragen gestellt, als ich auf dem Tiefpunkt war«, erzählt Dove einem Journalisten der *Albuquerque Times*, als er wieder aus dem Krankenhaus kommt. »Ich habe den Herrn gebeten, mich in Seiner Gnade zu Sich zu nehmen. Seine Antwort war: Nein. Aber mir wurde offenbart, dass ich meinen Tod selbst bestimmen werde. Mein Tod wird für die menschliche Rasse bedeutsam sein.«

»Wir reden hier von Selbstmord«, sagt der Journalist. »Die

Bibel sagt, das ist Sünde.«

»Nein. Sie sagt: ›Du sollst nicht töten.‹ Aber das ist eine fehlerhafte Übersetzung. Im Hebräischen heißt es: ›Du sollst nicht *morden.*‹«

»Das wusste ich nicht.«

»Nun, jetzt wissen Sie es. Jeden Sonntag werde ich beten. Ich werde fragen, ob meine Zeit gekommen ist.«

»Und wenn die Zeit da ist, wie werden Sie es dann tun? Sich erhängen?«

»Nicht durch Erhängen und nicht durch Springen. Für mich als Christen rufen diese Methoden Schuldgefühle hervor. Denken Sie an den Tod des Judas Ischariot.«

»Dann durch Tabletten?«

»Ich nehme keine Medikamente irgendwelcher Art.«

Wahrscheinlich hat er in diesem Moment kapiert, dass man, ganz gleich, welche Selbstmordmethode er sich jetzt einfallen lässt, seine Thesen unter die Lupe nehmen wird, denn er wechselt das Thema. Beendet das Interview. Neben dem Artikel ist ein Foto von ihm abgedruckt, und er sieht beschissen aus. Er hat mächtig zugenommen, und alles ist auf Schultern, Hals und Brust verteilt. Sein blondes Haar wirkt gelb über dem Gesicht, das gerötet ist, entweder von hohem Blutdruck oder von der Sonne New Mexicos, und beim Anblick dieses Fotos habe ich nur einen Gedanken: Mein Gott – es sieht aus, als hätte man dem Schwein das Gesicht *gehäutet.*

In London arbeite ich die Depressionsgeschichte in meinen Artikel ein und kann ihn schließlich an die *Fortean Times* verkaufen. Vielleicht habe ich eine Vorahnung, wer weiß? Denn ich veröffentliche unter einem Pseudonym: Joe Finn. Zwei Wochen nach Erscheinen der Story bekommt die *Fortean Times* einen Brief von einem Anwalt. Wir sitzen in der Scheiße. Pastor Malachi Dove wird uns alle verklagen: die *Fortean Times* und vor allem *den Ketzer, der wagt, sich als Journalisten zu bezeichnen: Joe Finn.*

5

Ich sollte meine Kontaktperson von der Gemeinde für Psychogenes Heilen in dem kleinen Supermarkt in Croabh Haven treffen, wo der Mann allwöchentlich die Einkäufe für die Gemeinde erledigte. Auf dem Weg dorthin versuchte ich mir vorzustellen, was für ein Ritual das sein könnte, bei dem man Schweinekadaver ins Meer entsorgte. Kein Wunder, dass sie euch für Satanisten halten, dachte ich und schaute zur Insel hinüber. Was treibt ihr da draußen, ihr Spinner? Worauf habt ihr euch da eingelassen?

Unvermittelt teilten sich die Bäume, und ich stand vor dem strahlenden Panorama von Croabh Haven. Einen Moment lang blieb ich stehen und blinzelte im hellen Licht. Alles sah ganz anders aus als in der vergangenen Nacht, und es war schwierig, diesen malerischen Yachthafen, die glitzernden Boote und Offroader in Einklang zu bringen mit dem verwesten Fleisch, das nur eine halbe Meile weit strandaufwärts an dem Abflussrohr angeschwemmt worden war.

Der Supermarkt lag inmitten eines von Autos umgebenen grünen Rasens, im Herzen des Yachthafens. Ein Milchlaster blinkte in der Sonne, und Touristen schlenderten gemächlich in ihren Flipflops umher. Sie trugen Einkaufstüten mit frischen Tomaten und grünem Salat und *Hello!*-Illustrierten. Seevögel pickten im Gras an Eiscremepapier herum. Ein Typ in einer gestreiften Metzgerschürze stapelte hinter dem Laden Kisten, und im kühlen Innern bediente ein lächelndes Mädchen in einem Nackenträgertop die Urlauber an der Kasse. Sie hatte Grübchen und packte die Einkäufe der Leute in Plastiktüten.

Blake Frandenburg hatte ich noch nie gesehen. Er gehörte zu den ersten Siedlern, die vor zwanzig Jahren nach Pig Island gekommen waren. Ich kannte seinen Namen, aber nicht sein Gesicht. Als keiner der Männer in gestreiften Polohemden und Segeltuchhüten auf mich zukam, spazierte ich in den Laden und

erstand noch ein paar Kleinigkeiten, die ich in den nächsten Tagen vielleicht brauchen würde: Newcastle Brown gab es nicht, also nahm ich eine Flasche Stolichnaya für den Fall, dass ich länger auf Pig Island bleiben würde, ein paar Päckchen Mentholkaugummi (ich musste wieder an den Gestank von letzter Nacht denken) und eine Packung Kendal-Mint-Cake, weil man nie wusste, was man an solchen Orten zu essen bekam. Man darf nicht vergessen, dass es Leute gibt, die sich von grünem Tee und ihrem eigenen Urin ernähren.

Ich stand an der Kasse und wollte gerade bezahlen, als das Mädchen innehielt. Sie hob den Kopf und schaute über meine Schulter hinweg zum Fenster hinaus, und mit einem gemurmelten »'tschuldigung« schlüpfte sie hinter ihrer Kasse hervor. Ich drehte mich um und wollte sehen, was da ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Draußen war nichts, nur der sauber gemähte Rasen und dahinter die flatternden bunten Wimpel an den Masten. In diesem Moment kam eine dicke Frau in Shorts und Bikinitop über den Rasen auf den Supermarkt zugerannt. Schwitzend trieb sie einen Jungen vor sich her, und beide warfen bange Blicke zur Mole hinüber. Die Kassiererin hielt ihr die Tür auf. Die Frau kam herein und hielt dem Jungen mit beiden Händen die Ohren zu. »Brav, mein Junge. Rein mit dir. Brav.«

Die Kassiererin schloss die Tür und öffnete die Lamellen der Jalousie ein wenig, sodass sie hinausspähen konnte. Die dicke Frau stand neben mir und schaute aus dem Fenster. Sie wischte sich mit einem Taschentuch über den Nacken und drückte den Jungen an ihre Hüfte. Draußen, am Rand des Rasens, hatte ein Wagen mit einem Paar angehalten. Beide Autotüren waren geöffnet, und die Frau hatte schon einen Fuß auf den Asphalt gestellt, als sie es sich wieder anders überlegte.

Der Fuß verschwand im Auto, und die Türen klappten zu. Man hörte das deutliche *Klunk* der Zentralverriegelung. Die anderen Kunden hinter mir hatten sich jetzt auch umgedreht, um zu sehen, was los war. Es wurde still im Laden. Ich wollte etwas

sagen, als scheinbar aus dem Nichts ein Gesicht an der Schaufensterscheibe auftauchte.

»Allmächtiger!«, platzte die dicke Frau heraus. »Er ist wahnsinnig.« Hinten im Laden kreischte ein kleines Mädchen voller Angst auf und versteckte sich hinter den Beinen ihrer Mutter.

Das Gesicht presste sich an die Scheibe, dass die Nase ganz platt wurde. Die Augen waren weit aufgerissen und die Zähne wie bei einem Totenschädel entblößt.

»*Buuuh!*«, schrie das Gesicht. »*Buuuh!* Lauft! Lauft weg vorm Butzemann!«

Und so lernte ich Blake Frandenburg kennen, den ersten von ungefähr dreißig Mitgliedern der Gemeinde für Psychogenes Heilen, denen ich in den nächsten Tagen begegnen sollte.

Wie sich herausstellte, sah er noch unheimlicher aus, wenn er das Gesicht nicht an eine Glasscheibe drückte: Er war sehr klein, sonnengebräunt und hatte einen sehr schmalen, dünnen Schädel, der aussah, als wäre er in einer Schraubzwinge seitwärts gequetscht worden. Seine Haut wirkte rau und vernarbt wie bei einem Hai, und er war gekleidet, als wäre er auf halbem Weg zwischen einem Hotel in Florida und einem Golfplatz: Hemd und Krawatte waren gelb, die Shorts weiß, und seine Füße steckten in Kniestrümpfen und hellen, geschnürten Golfschuhen. Als er mir vor dem Supermarkt zum ersten Mal die Hand gab, war es, als umfasste ich das Skelett eines vertrockneten Fisches.

»Entschuldigen Sie den Butzemann-Auftritt.« Er grinste nervös. »Aber ich muss Ihnen ernsthaft sagen, Joe, die treiben einen zu so was. Wirklich. So war es von Anfang an, sie waren immer bloß feindselig.« Er kam aus den Staaten, und beim Sprechen lächelte er unablässig mit einem Mundwinkel – als wäre die andere Seite gelähmt – und zeigte dabei diese weißen Zähne, die man nur bei einem Yankee findet. »Was die da über uns reden. Wenn Sie meine Meinung wissen wollen, das ist die

blanke *Feindseligkeit*.«

»Es heißt, Sie wären Satanisten. Das sagen die Leute über Sie.«

Sein starres Lächeln blieb. Er schüttelte mir weiter die Hand, nickte mit dem Kopf, auf und ab, auf und ab, und musterte mich nervös forschend, als wäre er nicht sicher, ob er es hier mit einem hintersinnigen Witz zu tun hatte oder nicht. Seine Handfläche fühlte sich verschwitzt an. Gerade als ich dachte, es werde jetzt ewig so weitergehen, trat er einen Schritt zurück und ließ meine Hand los, als hätte er sich verbrannt. »Klar«, sagte er. »Klar. Dazu kommen wir später.« Er fuhr mit den Handflächen über sein Hemd, um es glattzustreichen oder sich die Hände abzuwischen, und ließ seine Zähne noch einmal kurz aufblitzen. »Alles zu seiner Zeit, wie Gott will. Alles zu seiner Zeit.«

Diese aufgeregte, unverbindliche Munterkeit war, wie ich bald feststellen konnte, Blakes Markenzeichen. Er behielt sie während der ganzen Überfahrt durch den Firth zur Insel bei und fütterte mich mit Fakten und Zahlen über die GPH: wie viele Leute sie über ihre Website erreichten, dass sie Generatoren bauten und das Land pflegten und täglich Gottesdienste abhielten. »Wir leben im Paradies, Joe. Wir dreißig, wir leben im Paradies. In zwanzig Jahren sind nur fünf Leute weggegangen, und Sie werden noch sehen, warum. Sie, Joe, sogar *Sie* werden nicht wieder weggehen wollen.«

Ich saß im Bug und schaute nach vorn zur Insel. Ich hatte meine Bermudas ein Stück hochgekrempelt, um ein bisschen Sonne an meine bleichen Großstadtknie zu lassen, und beobachtete, wie die Siedlung auf Pig Island nach und nach in Sicht kam: eine undeutliche blasse Linie am nördlichen Ufer, die langsam zu einem Sandstreifen wurde. Darüber verschwommene Farbtupfer, die sich allmählich flimmernd als zwanzig oder mehr dicht beieinanderstehende Cottages entpuppten. Die Fenster reflektierten die morgendliche See wie Spiegel. Abgesehen von der baumgekrönten Klippe, die sich über der Siedlung

erhob, wirkte das alles aus der Nähe betrachtet nicht besonders unheimlich – jedenfalls nicht wie ein Ort, an dem Teufelsanbeter hausten. Jedes der kleinen Häuser war einmal in einer anderen Fondantfarbe gestrichen gewesen – wie die am Hafen von Tobermory –, aber die Farben waren verblasst, und die Häuser gruppierten sich wie welke Blumen um eine Rasenfläche. Das Einzige, was an eine Gottestruppe denken ließ, war ein turmhohes Steinkreuz mitten auf der Wiese: Keltisch, mittelalterlich, heidnisch sah es aus, und als wir näherkamen, merkte ich – leck mich am Arsch! –, wie riesig es war. Mindestes zwölf Meter hoch. Höher als unser Haus daheim in Kilburn.

Das kleine Boot war schnell. Obwohl es mit Vorräten für eine Woche beladen war, flitzte es wie eine kleine Rakete über die See; das Wasser glitt unter uns dahin, und ölige Motorabgase wehten in der Luft. Blake steuerte es durch eine kleine Lücke zwischen den Klippen und einer Mole. Über uns spannte sich eine Leine mit einem Haken an einem Flaschenzug, den er herunterzog und an der Bugleine befestigte. Er arbeitete schnell, stellte den Motor ab und schob die Fender am Bootsrand zurecht, damit wir nicht an die Felsen stießen. Auf der Mole half ich ihm beim Entladen, und wir stapelten alles – Konserven, Frischmilch, Kisten mit Gemüse und (oh, welche Erleichterung!) einen gesunden Vorrat an Guinness-Dosen und Gin – auf einen großen Handkarren. Ich übernahm das Schieben für ihn, denn das war nur fair – ich, der große, starke, haarige Kerl, und er, der Winzling –, und folgte ihm den schmalen Pfad entlang, der von der Mole wegführte. Die knotigen Adern in seinen Waden pulsierten schwärzlich von der Anstrengung des Aufstiegs.

Oben auf der Höhe blieb ich stehen und stellte den Karren ab. Betrachtete die zusammengedrängte Siedlung. Sie sah aus wie ein Minigolfplatz mit dem ordentlich gemähten Rasen und den Wegen, die sich in verschiedene Richtungen verzweigten; fast hätte man erwartet, irgendwo eine kleine Kuckucksuhrfrau auf

Schienen hervorgerollt kommen zu sehen. Dicht hinter der vorderen Häuserreihe, wo das Gelände anstieg, entdeckte ich das Dach eines langgestreckten Hohlblockgebäudes, das ein bisschen so wirkte wie die Gemeindehallen, die in den siebziger Jahren überall aus dem Boden geschossen waren. Vor diesem Hintergrund wirkten die Cottages noch heruntergekommener; ihre verwitterten Dächer waren genauso grünlichgrau wie die Erde und hier und da gesprenkelt mit kürzlich erneuerten Dachschindeln. Und alles war still. Nirgends ein Lebenszeichen außer von uns beiden.

»Hier«, sagte Blake und deutete auf die Rasenfläche. »Warten Sie hier. Ich bin gleich wieder da. Bitte verlassen Sie den Rasen nicht. Zu Ihrer eigenen Sicherheit bleiben Sie bitte hier.« Bevor ich ihn aufhalten konnte, ging er davon. Er blickte immer wieder nach rechts und links, während das Golfhemd an seinem mageren Rücken flatterte.

Ich blieb eine Weile mitten auf dem Rasen stehen und starrte dorthin, wo er verschwunden war. Als mir klar wurde, dass er nicht zurückkam, wandte ich mich ab und schaute mich um. Abgesehen von den Wellen, die sich unten am Strand brachen, bewegte sich nichts. Alles lag still und schweigend in der brütend heißen Mittagssonne. Die Vorhänge an allen Fenstern waren fest geschlossen, und jenseits der Dächer ragte das dicht bewaldete Hochland auf. Die schottische Westküste ist von Mücken verseucht, und ich konnte mir vorstellen, wie es zwischen diesen Bäumen sein musste; wahrscheinlich wimmelte es nur so von diesen Mistviechern.

Ich trat in den Schatten des Kreuzes, zog das Handy aus dem Rucksack, warf einen Blick darauf und dachte: Scheiße, Lex, es tut mir leid. Kein Netz. Typisch. Ich ging bis an den Rand des Rasens, um zu sehen, ob es dort besser war. Nichts. Ich wanderte um die ganze Grünfläche herum, starrte auf das Display, hielt das Telefon auf Armeslänge von mir weg, stellte mich auf die Zehenspitzen, kletterte auf Steinblöcke, und als ich nirgends

Netzkontakt bekam, steckte ich das Ding wieder ein und setzte mich hin. Ich schaute eine Zeitlang zum Festland hinüber, zur Halbinsel Craignish, die grün und verschwommen in das von der Sonne gleißende Meer hineinreichte. Der Yachthafen glitzerte silbrig. Wieso ließ Blake mich warten? Wahrscheinlich ein Test: Er wollte wissen, ob ich da blieb, wo er mich zurückgelassen hatte. Und mir als Spross der Arbeiterklasse, wie Lexie sofort anmerken würde, bereitete diese Examensethik immer Probleme: Ich konnte einfach nicht stillhalten. Nach ungefähr fünf Minuten musste ich aufstehen. Ich hatte eine Menge zu tun, während ich auf Pig Island war.

Eine verrückte Vorstellung, dass der Brief, den ich zwanzig Jahre zuvor bekommen hatte, hier auf der Insel geschrieben worden war. Dove hatte die Besitztümer der Gemeinde veräußert, einen ordentlichen Batzen an die amerikanische Finanzbehörde gezahlt und war Hals über Kopf nach Großbritannien zurückgekehrt, begleitet von einer Handvoll treuer Jünger. Er hatte Pig Island gekauft und das Zentrum für Positives Leben errichtet.

»Das Einzige, was mein Glück trübt«, schrieb er in dem Brief, »ist die Arroganz gewisser Pressevertreter. Ich erinnere mich sehr gut an Sie, Mr. Finn. Ich erinnere mich an Sie in Albuquerque und daran, dass Sie gesagt haben, Sie möchten mich töten. Sie sollten wissen, dass *ich selbst* das Ende meines Lebens in der Hand habe. Es wird ein schöneres, spektakuläreres und denkwürdigeres Ende sein, als jemand Ihres Kalibers es begreifen könnte. Und seien Sie froh! Sie werden wissen, wenn es geschieht! Denn wenn ich mir das Leben nehme, gedenke ich *Ihren Seelenfrieden mitzunehmen.* In meiner letzten Stunde, Mr. Finn, werde ich im Kreis um Sie tanzen.«

Die *Fortean Times* war nicht erfreut. »Du wirst noch Geburts- und Todesanzeigen für den *Crosby Herald* verkaufen«, erklärte Finn vergnügt, als die Rechtsabteilung der Zeitschrift sich zum

Kampf rüstete. Aber es kam keine Vorladung. Wir warteten. Wir alle hielten den Atem an. Nichts geschah. Wochen vergingen. Monate. Nach fast einem Jahr überwältigte mich die Neugier. Ich schrieb an das Postfach, das als Absender auf dem Brief stand, und fragte, ob Malachi »die in Ihrem letzten Brief begonnene Unterhaltung« fortzusetzen gedenke. Keine Antwort. Ich wartete ein paar Wochen ab und schrieb dann noch einmal. »Würde mich freuen, von Ihnen zu hören.« Immer noch keine Antwort. So ging es weiter, Brief um Brief, aber von Pig Island kam nichts als Schweigen. Und schließlich, nach sechs Monaten, erhielt ich eine knappe Mitteilung vom Schatzmeister der Gemeinde: »Sehr geehrter Mr. Finn, zu meinem Bedauern muss ich Sie davon in Kenntnis setzen, dass Pastor Dove nicht mehr unter uns weilt.«

»Nicht mehr unter uns?«, fragte ich Finn. »Was soll das bedeuten?«

»Keine Ahnung. Hat sich wahrscheinlich umgebracht. Und wenn er tot ist, bin ich froh.«

»Er hat gesagt, sein Tod werde denkwürdig sein. Erinnerst du dich? Er sagte, wir würden es alle wissen. Ich ganz besonders. Er werde meinen Seelenfrieden mitnehmen, hat er gesagt.«

»Und?«, fragte Finn. »Hat er?«

Ich zögerte. »Ich glaube nicht. Ich fühle mich nicht anders als vorher. Ich meine, ich würde gern wissen, wie er sich umgebracht hat. Ob er seine Ankündigung wahrgemacht und inwiefern er für Denkwürdigkeit gesorgt hat. Ich hatte immer die Vorstellung, dass es irgendwie öffentlich passieren würde, weißt du? Irgendwo, wo jeder ihn sehen könnte. Er ist ein Showman.«

»Du musst seine Leiche finden. Nur so kannst du es erfahren.«

»Yeah. Und ich glaube, die liegt irgendwo auf einer beschissenen Insel in Schottland.«

Danach arbeitete ich zwanzig Jahre weiter als freier Journalist, aber eigentlich hatte ich immer ein Auge auf Pig Island gerich-

tet. Ich schrieb über meine paranormalen Themen und erledigte Auftragsarbeiten am laufenden Meter, doch wenn sich auf den Inseln vor der schottischen Westküste etwas tat, war ich dort. So kam es, dass ich über die Revolution auf der Insel Eigg berichtete und schließlich nach Pig Island eingeladen wurde. Eine verrückte Vorstellung, dass Doves Leichnam irgendwo dort auf dieser stillen Insel liegen sollte. Eine verrückte Vorstellung auch, was die Gemeinde damit gemacht haben könnte. Vielleicht hatten sie ein Mausoleum errichtet. Oder ihn einbalsamiert aufgebahrt, damit die Leute ihn sich ansehen konnten wie Lenin oder Jeremy Bentham. In einem Glaskasten irgendwo da draußen unter den Bäumen.

6

Leise überquerte ich den Rasen und gelangte auf einen schmalen Weg, der an der Rückseite der Cottages vorbeiführte. Alles war adrett und aufgeräumt: Fahrbare Mülltonnen standen säuberlich aufgereiht an den Hauswänden, Fliegen umkreisten das Loch an einem Recycling-Container, und in einem Schuppen stand ein Traktor-Rasenmäher mit aufgeklappter Motorhaube; dahinter stapelten sich gelbe Benzinkanister. Nirgendwo etwas Merkwürdiges, Der Weg ließ die Häuschen hinter sich und führte in den Wald. Ich spürte in den Waden, dass es jetzt leicht bergauf ging.

Im Lauf der Jahre hatte ich oft in den Staaten gearbeitet; ich war Evangelisten nachgereist und hatte zugesehen, wie Frauen mit wirrem Haar und in Morgenmänteln UFOs in den Staub der Trailerparks malten – und an diesem Morgen auf Pig Island fühlte ich mich plötzlich an einen Wald erinnert, den ich auf einer langen Reise drüben gesehen hatte. Es war in Louisiana gewesen, außerhalb von Baton Rouge, und ich interessierte mich dafür, weil die Leute in der Gegend eine Scheißangst hatten: Jemand schlich sich nachts durch den Wald und dekorierte

sämtliche Bäume im Umkreis einer halben Quadratmeile mit kleinen, rubinäugigen Voodoo-Puppen. Erst später erfuhr ich, dass zur selben Zeit ein Mörder in diesen Wäldern sein Unwesen getrieben hatte. Ein Kindermörder. Ich habe nie in Erfahrung bringen können, ob die Puppen etwas mit den Morden zu tun hatten oder ob sie rein zufällig um diese Zeit dort hingen. Aber sie gingen mir nie mehr aus dem Kopf. Von da an konnte ich nirgends auf diesem Planeten einen Wald betreten, ohne an die roten Lichtpunkte zu denken, die in ihren Augen funkelten, und fragte mich, ob der Mörder sie dort zurückgelassen und mich an jenem Tag vielleicht beobachtet hatte, als ich durch den Wald streifte. Das alles überkam mich jetzt wieder wie ein Schauder: das Wispern von Spanischem Moos und Immergrüneichen, das ferne Klimpern eines Saiteninstruments.

Ich zögerte. Meine Nackenhaare sträubten sich. Ich drehte mich halb um. Nur wenige Schritte hinter mir war Blake lautlos auf dem Weg erschienen. Er hob die Hand und winkte freundlich.

»Hi, Joe. Hi. Schön, Sie zu sehen.« Er schaute mich mit seinem schiefen Rattenlächeln an. »Erinnern Sie sich, Joe, dass ich Sie gebeten habe, auf der Wiese zu warten?« Er lachte. »Habe ich Sie nicht gebeten zu warten? Nein?«

Ich wollte zurückgrinsen, lachen, ihm vielleicht wie einem Kumpel auf die Schulter klopfen und sagen: »Ja, aber Sie haben doch nicht wirklich damit gerechnet, dass ich dort warte, oder? Bei einem solchen Test – was erwarten Sie denn?« Und fast hätte ich es auch getan. Aber dann meldete sich der Profi in mir: *Versau es jetzt nicht, Oakesy, mein Alter.*

»Ich dachte, Sie hätten mich vergessen.«

Er drohte mir mit dem Finger. »Sie werden feststellen, dass wir sehr freundlich sind, sehr freundliche Leute hier in der Gemeinde für Psychogenes Heilen, Joe, aber bitte glauben Sie mir, wir haben hier Regeln, die unserem eigenen Schutz dienen.« Er hob die Brauen und lächelte wieder. »Was wir tun,

tun wir aus Fürsorglichkeit, Joe. Wir möchten, dass Sie die Zeit hier genießen und nicht bereuen. Möchten Sie jetzt mit mir zum Essen gehen?«

Er führte mich zurück zu den Cottages und deutete mit ausgestreckten Armen auf die Siedlung, als wollte er sie mir verkaufen. »Wir möchten Sie gern kennenlernen«, sagte er über die Schulter grinsend, als wir den Rasen überquerten. Er rutschte einen steilen Pfad an der Seite des Hohlblockgebäudes hinunter und redete dabei weiter nach hinten gewandt mit mir. »Wir möchten, dass Sie bei uns wohnen und uns kennenlernen. Wir möchten, dass Sie sich als Teil unserer Familie fühlen.« Am Ende des Wegs blieb er stehen und streckte theatralisch die Hand aus. »Hier entlang«, sagte er augenzwinkernd, als wollte er sagen: »Ich weiß, Sie werden *entzückt* sein.«

Ich trat vor, ging um die Ecke und stand vor zwei auf Böcken stehenden Tischen und dreißig Gesichtern, die mich anstrahlten. Doves Jünger. Einer oder zwei erhoben sich breit grinsend halb von ihren Plätzen – anscheinend wussten sie nicht genau, was die Etikette in dieser Situation vorschrieb –, und irgendwo hinten applaudierte jemand schüchtern. Die Tische bogen sich unter Bergen von Speisen; der Wind hob die festlich bunten Servietten und Tischtücher an und blähte das riesige Transparent, das über ihren Köpfen hing: WILLKOMMEN AUF CUAGACH EILEAN!!!!

»Joe«, sagte Blake und deutete mit ausgestreckter Hand auf die Leute, »Joe Oakes. Dies ist die Gemeinde für Psychogenes Heilen. Willkommen in unserer Familie!«

Wahrscheinlich glaubte ich erst jetzt wirklich, dass niemand auf Pig Island mich mit dem Joe Finn in Verbindung brachte, der zwanzig Jahre zuvor die große Nemesis für Malachi Dove gewesen war.

Jeder kennt die Geschichte über Aleister Crowley, stimmt’s? Die, die davon handelt, wie das »Große Tier« Crowley versuchte, Pan heraufzubeschwören? Na, sie ist ganz einfach. Es war so:

Crowleys Jünger schlossen ihn und seinen Sohn McAleister in einem Zimmer unter dem Dach eines Pariser Hotels ein und versprachen, unter keinen Umständen vor dem nächsten Morgen wieder hereinzukommen, ganz gleich, welche Geräusche sie hören mochten. Sie warteten unten, dicht aneinandergedrängt und in Decken gehüllt, denn in dem Hotel war es unerklärlich kalt geworden. Die ganze Nacht hindurch lauschten sie von Grauen erfüllt dem Ritual, das dort oben seinen Lauf nahm. Sie hörten Schläge, Schreie und das Splittern von Holz. Den üblichen Scheiß. Endlich, im Morgengrauen, als es ruhig geworden war, wagten sie sich vorsichtig die Treppe hinauf. Oben fanden sie die Tür verschlossen, und es war still in dem Zimmer. Sie schlugen die Tür ein und sahen, dass Crowleys Ritual erfolgreich verlaufen war. Sein Sohn McAleister lag tot an einem Ende des Zimmers, und am anderen kauerte Crowley – nackt, blutverschmiert und stammelnd. Er verbrachte vier Monate in einer Irrenanstalt, bevor er wieder sprechen konnte.

Tja, diese Geschichte ist berühmt – als Geschichte. Das Problem ist nur: *Sie ist nicht wirklich passiert.* Sie ist ein Mythos und entspringt wie so manches andere Crowleys Bedürfnis nach Selbstdarstellung. So sind Satanisten ganz allgemein: eine Bande theatralischer Typen, deren Hauptziel – meiner bescheidenen Meinung nach – darin besteht, auf gerissene Weise an einen Fick zu kommen. Was also hatte ich bei der Gemeinde für Psychogenes Heilen erwartet? Ich weiß es nicht mehr genau, wahrscheinlich den üblichen Mist: gruftige Roben, Altarriten, monotone Gesänge im Wald bei Sonnenuntergang. Was ich nicht erwartet hatte, waren diese Durchschnittsmenschen, Mittelklassetypen hauptsächlich gekleidet, als wollten sie einkaufen gehen.

»Sie sehen, Joe, wir sind völlig normal«, erklärte Blake und führte mich zu meinem Platz. »Wir werden Sie nicht fressen.«

»Nein«, meinte einer der Männer. »Und wir werden auch nicht versuchen, Sie zu bekehren!«

Und das war der erste Eindruck, den sie mir vermitteln wollten: Normalität und Natürlichkeit, von den baumwollenen Tischtüchern bis zu der Hausmannskost auf den Tischen: schnittlauchbestreute Quiche mit dicker Kruste, unförmige Schweinefleischpasteten, Metallschüsseln im Anstaltsformat, gefüllt mit Kartoffelsalat. Sogar trüb aussehende Karaffen mit Wein standen in regelmäßigen Abständen auf den Tischen, und wohin ich auch schaute, strahlten mich freundliche Gesichter an, streckten sich mir Hände entgegen und sagten die Leute: »Hi, Joe!« Aber ganz gleich, wie sie sich benahmen, ich konnte nicht ändern, dass mir die ganze Zeit dieser R.E.M.-Song durch den Kopf ging: »*Shiny happy people.*« So viel Happiness hatte etwas Unheimliches an sich … »*Shiny happy people.*« Und dazu dieser gottverdammte Sonnenschein. »Sonnenschein in Flaschen.« Das war es, was ich hier denken sollte.

Und dazu inszenierten sie eine kunstvolle Form der »Reise nach Jerusalem«. Alle zehn Minuten bekam ich einen neuen Nachbarn, und jeder, der sich neben mich setzte, lieferte eine eindringliche PR-Nummer und riss sich den Arsch auf, um mir zu erzählen, wie viel harte Arbeit für die Erhaltung des Zentrums für Positives Leben nötig war und wie viel Liebe und Brainpower in Cuagach Eilean steckte.

»Alles hier geschieht irgendwie im Einklang mit der Umwelt – wir recyceln, benutzen weder Pestizide noch Herbizide; wir feiern das, was Gaia und der Herr uns durch Cuagach Eilean schenken. Wir möchten es ihnen auf bescheidene Weise danken. Die Bäume da drüben? Die hohen? Haben wir gepflanzt.«

»Je mehr wir die Erde lieben, desto mehr gibt sie uns zurück. Wir züchten unser Obst und Gemüse selbst. Und wenn ich das sagen darf: Was Größe und Geschmack unseres Gemüses angeht, davon können sich die Findhorn-Leute eine Scheibe abschneiden.«

»Sehen Sie den Speisesaal? Die Fenster habe ich gemacht. Ich war Schreiner, bevor ich durch die Gnade Gottes hierherkam.

Lauter Holz aus nachwachsenden Ressourcen – zum Teil stammt es von Cuagach selbst. Jetzt arbeite ich an neuen Türen für die Cottages.«

Ein großer afrikanischer Mensch in einem *dashiki* war auch dabei; er erzählte mir, er sei als Missionar nach England gekommen, um das Wort Gottes unter den Briten zu verbreiten: »Diese stolze Nation hat Gott vergessen.« (Können Sie sich das vorstellen? Ein Nigerianer bringt uns das Christentum – was für eine verkehrte Welt ist das?) Aber bis jetzt hatte niemand Doves Namen erwähnt, und das fand ich irgendwie merkwürdig. Ich wartete so lange, dass es wie normale Neugier klang, als ich schließlich fragte: »Was ist aus Ihrem Gründer geworden, aus Malachi Dove? Ich sehe ihn hier nicht.«

Der Missionar lächelte mich an, und als ich den Namen aussprach, wurde sein Lächeln ein wenig starr und sein Blick distanziert. »Er ist fort«, sagte er mit gespielter Fröhlichkeit. »Er ist vor Jahren gegangen. Hat den Weg verloren.«

»Selbstmord«, sagte ich. »Es heißt, er habe immer von Selbstmord gesprochen.«

Er zuckte nicht mit der Wimper. Das Lächeln wurde härter, breiter. »Er ist fort«, wiederholte er. »Schon lange. Hat den Weg verloren.«

»Danke, dass Sie sich nach Malachi erkundigen.« Plötzlich war Blake neben mir. Er fasste mich am Ellbogen und drehte mich zu sich herum. »Unser Gründer, Malachi, der Bote. Wir halten seinen Namen in Ehren, obwohl viele nicht mehr an ihn denken.«

»Ich habe ein paar Hausaufgaben gemacht, und anscheinend hat er sich umgebracht.« Ich schaute über den Tisch hinweg in die blutleeren Gesichter der essenden Frauen. Eine von ihnen stocherte mit dem Fingernagel methodisch in den Zähnen herum. »Verstehe nicht, warum. In einem Paradies wie diesem hier.«

»Nein, nein, nein.« Er lächelte starr, wie zuvor schon der

Missionar. »Unser Gründer ist noch nicht beim Herrn.«

Ich stutzte. Jetzt wurde es interessant. »Er lebt?«

»O ja.«

»Aber wo, zum Teufel –« Ich unterbrach mich. »Wo ist er?«

»Er ist – er ist fort. Fortgegangen, vor langer Zeit.«

»Wohin? Nach New Mexico?«

Schweigen.

»Nach London?«

»Fort«, wiederholte er mit starrem Lächeln, und sein Blick wurde leer. »Danke, Joe, für Ihr Interesse. Wenn Gott will, werde ich Ihnen alles erzählen, was Sie über Malachi Dove wissen wollen. Alles zu seiner Zeit, wie Gott es will.«

Während die Sonne den Zenit überschritt und die Schatten der Bäume wie Uhrzeiger über die Felsen wanderten, lernte ich mindestens die Hälfte der Gemeinde kennen: breitbrüstige Männer in Jeanshemden und Birkenstockschuhen, die beim Sprechen den Kopf aufmerksam zur Seite legten, einen ältlichen ehemaligen Professor der Theologie mit randloser Brille, der den Süßwasserbrunnen, den sie benutzten, gefunden und das Pumpensystem entwickelt hatte, das die Gemeinde versorgte, und ernste Studentinnen in geblümten Röcken, die stundenlang eindringlich über die Theorie des Psychogenen Heilens reden konnten.

Ich habe einen Trick entwickelt, eine Art zu nicken und Smalltalk zu betreiben, während ein Teil meiner selbst losgelöst umherschwebt. Ich lächelte und nickte, aber innerlich war ich abwesend: Ich versuchte dahinterzukommen, was Blake da gesagt hatte. Malachi war nicht tot. Hatte ich deshalb immer noch meinen Seelenfrieden? Wie hatte er so einfach vom Radarschirm verschwinden können? Wenn er irgendwo anders eine neue Gemeinde gegründet hätte, wüsste ich das. Ich überlegte, wohin er gegangen sein konnte, welche Verbindungen er besaß. Er stammte aus London. Verrückt, wenn er in den

letzten zwanzig Jahren in derselben Stadt wie ich gelebt hätte.

Was immer aus ihrem Gründer geworden sein musste, es war nicht das, was die Mitglieder der Gemeinde für Psychogenes Heilen beschäftigte. Es lag auf der Hand: Hier war etwas anderes im Gange. Es gab eine Spaltung. Ärger im Paradies.

Am hinteren Ende des Tisches saß eine Gruppe von ungefähr acht Leuten mit mürrischem Gesicht zusammen, ohne sich die Mühe zu machen herüberzukommen und sich vorzustellen. Ich beobachtete, wie sie nervös tuschelten, und einige konnten es sich nicht verkneifen, über die Schulter zu der Klippe hinaufzuschauen, wenn sie glaubten, ich sähe es nicht. Blake bemerkte, dass sie mir aufgefallen waren. Er nahm sein Glas, tätschelte meinen Arm und sagte: »Kommen Sie. Ich mache Sie mit den Garricks bekannt. Früher oder später muss es ja sein.«

Benjamin Garrick, der Schatzmeister der Gemeinde, war ein hochgewachsener, verkniffen aussehender Mann mit einem strengen Haarschnitt und einem bis oben hin zugeknöpften grauen Hemd. Seine Frau, die rechts neben ihm saß, wirkte grobknochig und hatte ein Männergesicht; sie trug einen eisvogelblauen Kaftan und ein Kopftuch von gleicher Farbe, unter dem rötlich blonde Locken hervorlugten. Sie nickte, sie begrüßten mich, aber ich war ihnen nicht willkommen. Das konnte man spüren. Besonders Susan Garrick hätte mich am liebsten tot gesehen. Sie saß stocksteif da und vermied es geflissentlich, mich anzusehen, während ihr Mann mich mit gestelzten Worten detailliert über die Finanzlage der Gemeinde informierte. Sie sagte kein Wort, bis sie nach ungefähr fünf Minuten die Gabel ablegte und schnuppernd den Kopf hob. »Wir haben Südwind«, sagte sie, und ihre Locken wippten. »Wir hätten nicht herauskommen sollen, wenn Südwind angesagt ist.«

»Nicht jetzt«, brummte eine Frau mit einem verschlissenen Strohhut, die neben ihr saß.

Benjamin Garrick senkte den Kopf, hielt sich dezent eine

Serviette vor den Mund und murmelte: »Liebling, darum soll Blake sich kümmern.«

Aber sie hatte etwas in Gang gebracht. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, dass andere Frauen das Gesicht verzogen und die Nase rümpften, und eine oder zwei drehten sich so, dass sie der Klippe den Rücken zukehrten. Ich legte die Gabel hin und schnupperte auch. Da war es – ein fauliger Geruch. Verrottende Vegetation? Oder die Sickergrube? Es war unverkennbar, der Geruch erinnerte an Krankheit und Tod. Ich dachte an das verwesende Fleisch unter dem Abflussrohr.

Ein paar Frauen hatten ihre Teller weggeschoben, andere saßen mit unglücklicher Miene da und versuchten ihren Kartoffelsalat zu essen. Eine zog ein Taschentuch hervor und drückte es auf ihre Nase.

»Hey«, sagte Blake, beugte sich zu ihnen hinüber und deutete mit dem Messer auf ihre Teller. Dabei kaute er weiter und nickte ihnen vielsagend zu. Sie zögerten, und nach ein paar Sekunden griffen sie resigniert zur Gabel und schoben sich einen Bissen in den Mund. Beim Kauen hielten sie den Blick auf ihre Teller gerichtet.

»Was riechen Sie denn da?« Ich beugte mich vor, damit ich an Garrick vorbei seine Frau ansehen konnte.

Sie schüttelte den Kopf und hielt sich die Nase zu, und mit einem Blick auf Blake murmelte sie: »Nichts, absolut nichts.«

»Was ist das?«, fragte ich, und mein Blick wanderte zur Höhe der Klippe hinauf, wo die Sonne so intensiv schien, dass sie die Umrisse einzelner Blätter hervortreten ließ. »Sagen Sie's mir.«

»Alles zu seiner Zeit.« Blake lächelte mir beruhigend zu und nahm eine Karaffe vom Tisch. »Noch etwas Wein? Wir möchten, dass Sie sich wohlfühlen.«

»Was ist da oben auf der Klippe?«, fragte ich. »Ich werde mich wohler fühlen, wenn Sie mir sagen, wo Sie da alle hinstarren.«

»Seht ihr?«, sagte Susan Garrick abrupt. Sie schob ihren Stuhl

zurück, stand auf und sah Blake an. »Ich habe dir *gesagt*, er wird sich einmischen. Das tun Journalisten. Er reizt den –«

»*Das genügt, Susan*«, sagte Blake. »Behalte deine Ansichten für dich.«

Benjamin legte seiner Frau die Hand auf den Arm und zog sie wieder auf ihren Stuhl herunter. Langsam fügte sie sich, aber sie starrte Blake mit rotem Gesicht an, als hasste sie ihn mehr als alles andere auf der Welt.

»So.« Blake nahm lächelnd meinen Arm und zog mich beinahe gewaltsam hoch. »Kommen Sie mit, Joe. Wir wollen Ihnen den Rest unseres Paradieses zeigen.«

7

Den ganzen Nachmittag über wurden meine Fragen immer wieder auf die gleiche Weise beantwortet. *Malachi ist fort. Fort. Er hat uns verlassen. Blake wird Ihnen alles beizeiten erzählen, wie Gott es will.* Während zwei ältere Männer in blauen Baumwollschürzen die Tische abräumten, machte man mit mir einen Rundgang durch die Siedlung. Sie kennen das: hier der Generator, da das Abwassersystem, der Obstgarten, die Bohnenbeete. Man reichte mir unreife Pflaumen von den Bäumen und eine frische Auster von den Felsen bei der Mole. Man schleifte mich in eine riesige Scheune, und ich musste zusehen, wie man Schiefer durch eine Zuschneidemaschine führte, schliff, polierte und mit Leinöl einrieb. Daraus wurden dann die keltischen Kreuze hergestellt, die die Gemeinde gewerbsmäßig auf dem Festland verkaufte. Eine Abordnung von Leuten begleitete mich überallhin; sie blieben mir dicht auf den Fersen und wiesen mich immer wieder darauf hin, wie gut sie hier alles in Schuss hielten. Aber wohin wir auch gingen, unser Weg endete an der Böschung am Fuß der Steilklippe.

»Wo sind denn die Schweine?«, fragte ich Blake, als wir in ein Wäldchen kamen und endlich doch einen bergauf führenden

Pfad in Richtung Klippe betraten. Inzwischen waren wir seit über zwei Stunden unterwegs, und die Begrüßungseskorte war auf ihn und ein halbwüchsiges Mädchen mit mürrischem Gesicht und streichholzdünnen Armen zusammengeschrumpft, das mir angeboten hatte, meine Kameratasche zu halten, während ich fotografierte. »Die Insel heißt Pig Island, aber ich habe noch keine Schweine gesehen.«

»Ja«, sagte er und nahm lächelnd meinen Arm, »aber das ist nur ein Spitzname. Der richtige Name ist Cuagach Eilean. Die hinkende Insel. Hat nichts mit Schweinen zu tun.«

»Also gibt es keine Schweine hier?«

Er zögerte, und es sah aus, als wollte er antworten. Nach kurzem Nachdenken hellte seine Miene sich auf, und er sagte fröhlich: »Sehen Sie sich das an!« Er schlug einen Weg ein, der von unserem abzweigte und in den dunklen Wald hineinführte. »Da sind wir! Wir kommen jetzt zum eigentlichen Herzen unserer Gemeinde.« Ich folgte ihm, und nach wenigen Metern erreichten wir eine verwitterte Schindelkirche, die halb verborgen vor uns zwischen den Bäumen stand und nur hier und da von der Sonne beschienen wurde. Sie besaß einen viereckigen Turm mit einem kleinen Spitzdach und zwei Buntglasfenster im gotischen Stil, bei denen mehrere Scheiben durch klares Glas ersetzt worden waren. Irgendwann im Lauf der Jahre war sie von Efeu überwuchert gewesen, den man später entfernt hatte. Die Spuren der Haftwurzeln waren übermalt worden und wiesen Strukturen wie von Gezeitenwasser an den Wänden auf. Auf einem sonnenbeschienenen Grasfleck links neben der Tür stand ein mannshohes Kruzifix; wie das keltische Kreuz auf dem Dorfrasen aus gemeißeltem Stein. Das Christus-Abbild wirkte plump. Christi Gesicht sah aus wie die verrückte philippinische Ikonographie, die ich in Manila fotografiert hatte; die Lippen waren nach oben gezogen, weg von den Zähnen, wie bei einem Tier, das in Todesqualen schreit, und der Körper wies kleine Pfeilwunden und andere vernarbte Male auf. Als ich die Augen

beschattete und die Male genauer betrachtete, stellte ich fest, dass es sich um eine Reihe von Zahlen handelte, die in die Haut geritzt waren.

»Die hochgerechneten Bevölkerungszahlen für jedes Land der Erde im Jahr zweitausendzwanzig«, erklärte Blake. »Wir glauben, wegen der medizinischen Eingriffe in den natürlichen Zyklus von Leben und Tod sind diese Zahlen eingebrannt in Christi Fleisch, und selbst jetzt, da Er an der Seite Seines Vaters sitzt, fühlt Er das qualvolle Leiden des Planeten. Treten Sie ein.« Er hielt mir die Tür auf. Ich sah einen kühlen Steinboden im Halbdunkel, und ein Hauch von Kampfer, Holzpolitur und Rotwein wehte mir entgegen. »Gehen Sie an Ihm vorbei, Joe. In Seinem Blick liegt nichts als Liebe zu Ihnen. Nichts als Liebe und Leidenschaft. Gehen Sie an Ihm vorbei. Kommen Sie herein.«

Mir war ein bisschen unheimlich zumute, dem Kruzifix so nah zu kommen. Es hatte fast meine Größe und wirkte so lebensecht, dass ich mich beinahe wie in Gegenwart eines Toten fühlte. Ich richtete den Blick starr nach vorn, zog den Kopf ein und betrat den düsteren Vorraum, wo Blake mich erwartete.

»Ich möchte es Ihnen zeigen, Joe.«

Ich blieb stehen, bis meine Augen sich an das Zwielicht gewöhnt hatten. Durch die beiden gotischen Fenster hinter mir fiel buntes Licht auf die Steinplatten, aber der Rest der kleinen Kirche lag im Dunkeln. Es dauerte einen Augenblick, bis ich begriff, warum. Ich drehte mich zur Tür um und sah, dass der schindelverkleidete Kirchturm nur den kleinen Vorraum umschloss, der Rest der Kapelle, der hinter Blake im Dunkeln lag, war tief in die Wand der Steilklippe hineingehauen. Alles – der Altar, die Kanzel, die gewölbte Decke, sogar die Bänke – war aus grau geädertem Felsgestein gemeißelt. An einem der heißesten Tage des Jahres war es in dieser Kirche kälter als in einem Schlachthofkühlraum.

»Das ist unser Werk«, sagte Blake stolz, und seine Stimme

hallte von den Wänden wider. »Mit Hämmern, Meißeln und unserem Schweiß. Drei Jahre hat es gedauert, vom ersten Hammerschlag bis zur Fertigstellung. Fünfzehn Mann haben rund um die Uhr gearbeitet. Können Sie sich die Liebe vorstellen, Joe, die Liebe, die in ein solches Projekt fließt?«

Ich kramte meine Kamera hervor, gab dem Mädchen die Tasche und machte ein paar Aufnahmen; dabei stützte ich den Apparat auf eine Bank, um nichts zu verwackeln, denn ich wollte kein Blitzlicht benutzen. Ein Holzkreuz hing an der hinteren Wand, und darunter stand in bogenförmig angeordneten Blattgoldlettern, deren Glanz wie Sonnenstrahlen auf die Wände fiel: »Verlasse die Welt, wenn der Herr dich ruft. Widersetze dich Seinem Willen nicht. Nimm Seine Gnade an und fühle, wie sie in dir wächst.« Der Altar war sehr groß und wahrscheinlich – nach den Bildern zu urteilen – von derselben Person angefertigt worden, die auch für das Kruzifix draußen verantwortlich zeichnete. »Was geschieht hier drin?«, fragte ich und ging zwischen den Bänken umher.

»Was geschieht hier drin?« Blake lachte nervös und ließ seine langen Zähne sehen, als könnte er nicht glauben, dass ich eine so dumme Frage stellte. Er warf dem Mädchen einen kurzen Blick zu, um seine Verwunderung mit ihr zu teilen. »Was geschieht in den meisten christlichen Kirchen? Wir halten unsere Gebetsandachten und Gottesdienste ab.«

»Gebetsandachten?« Ich ließ die Kamera sinken. »Gottesdienste?«

Er musterte mich mit seinen hellen Augen. »Das sagte ich gerade. Haben Sie je einem christlichen Gottesdienst beigewohnt, Joe?«

»Ja, Blake, das habe ich. Werde ich zu einem von Ihren eingeladen werden?«

»Oh, ganz sicher. Alles zu seiner Zeit.«

Jetzt lächelte ich und fixierte ihn mit meinem Blick. Wir spielten ein Spiel, Blake und ich, und das wussten wir beide.

»Dieses Schloss«, ich deutete mit dem Kopf zu der großen Eingangstür, »das ist schon ein ziemlich hochwertiges Schloss.« Ich hatte es beim Hereinkommen bemerkt – ein großes Eisenschloss, das von beiden Seiten zu öffnen war. Der Schlüssel steckte innen, und außerdem sicherten Riegel die Tür von oben bis unten. Die Fenster hatten keine Riegel, denn sie waren so gestaltet, dass sie sich nicht öffnen ließen. Aus irgendwelchen Gründen verspürte die GPH das Bedürfnis, diese Kapelle ganz besonders fest zu verschließen, meilenweit vom Festland entfernt. »Ziemlich gut gesichert. Fast wie ein Bunker.« Ich zwinkerte ihm verschwörerisch zu. »Aber ich denke, auch das ist etwas, wovon Sie mir noch erzählen werden. Alles zu seiner Zeit, wie Gott will?«

Blake richtete sich zu voller Größe auf und holte tief Luft. »Sie werden heute Nacht bei uns bleiben, oder, Joe? Ich habe nicht vor, noch einmal zum Festland zu fahren. In meinem Cottage steht ein Bett für Sie bereit.«

Ich lachte kurz. »Natürlich werde ich bleiben, Blake. Natürlich.«

8

Nach dem Rundgang ließ Blake mich für eine Stunde von der Leine, damit ich noch ein paar Fotos machen konnte. Ich durfte mich überall frei bewegen, solange ich nicht den Hang hinauf zur Klippe ging. Er gab mir das Mädchen als Aufsicht mit. Sie nahm mir die Tasche ab, wenn ich fotografierte, hielt den Reflektor für mich und sprach kaum ein Wort, bis die Cottages außer Sicht waren. Ich war gerade dabei, das Objektiv zu wechseln, als sie ganz nah an mich herantrat und mir ins Ohr flüsterte: »Sie sind auf der anderen Seite der Insel.«

Ich hielt inne und sah sie an. Sie wirkte sehr blass. Die Farbe ihrer Augen war ein wässriges Blau, wie bei einem Swimmingpool.

»Die Schweine. Sie haben doch nach den Schweinen gefragt. Und ich habe nur gesagt, die sind da drüben.« Sie verdrehte die Augen in Richtung der Steilklippe und nickte hinauf, als wollte sie hindeuten, hätte jedoch Angst, dabei ertappt zu werden. »Da drüben, ganz hinten auf der anderen Seite. Aber niemand wird Sie da hingehen lassen oder so.«

Ich ließ die Kamera sinken. »Warum nicht? Was ist denn da drüben?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wir sollen noch nicht darüber reden. Blake wird's Ihnen erzählen.«

Ich musterte sie. Sie hatte strähniges blondes Haar, das sie hinter die Ohren geschoben hatte, und war mitleiderregend blass und mager. Spinnenfinger und skelettartige Füße, die von Blasen bedeckt und in rosa Plastiksandalen gezwängt waren. »Und wer bist du?«

Sie grinste, wischte sich die Hand an ihren Shorts ab und streckte sie mir entgegen. »Ich bin Sovereign. Ja, ich weiß, *Sovereign.* So haben meine Eltern mich genannt. Weil ich irgendwie so wertvoll für die Gemeinde war, als ich kam. Anscheinend.«

»Bist du hier geboren?«

»Yeah, und dieser Laden hier ist total nicht das, was ich brauche. Sobald ich achtzehn werde, mach ich die Fliege.« Sie formte mit der Hand ein Flugzeug und ließ es in Richtung Festland auf das Meer hinausgleiten. »Ciao, Baby, ciao – mich seht ihr nicht wieder. Nur noch vier Monate jetzt.«

»Wer sind denn deine Eltern?«

»Die Garricks. Sie haben sie kennengelernt. Die beiden, die einen Stock im Hintern haben.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Ich weiß, was Sie denken. Geriatrie-Station, was?« Sie grinste wieder, und ich bemerkte, dass ihr links ein Eckzahn fehlte. Keine medizinischen Eingriffe, ging es mir durch den Kopf. »Sie haben gewartet, bis sie achtunddreißig waren, ehe sie

mich kriegten. Total uralt. Ist das nicht krass? Aber so läuft das hier. Ein Haufen Halbidioten.« Sie wurde wieder ernst und sah mich eine Weile an, wippte ein bisschen mit dem Fuß, kaute an ihrem Daumennagel. »Wissen Sie, Sie sehen überhaupt nicht aus wie ein Journalist.« Sie nahm den Daumen aus dem Mund. »Hat Ihnen das schon mal jemand gesagt? Ich sehe ’ne Menge fern, und ich weiß, wie ein Journalist aussehen sollte, und das Erste, was ich dachte, als ich Sie sah, war: ›Hallo? Nie im Leben. Der sieht *echt* nicht aus wie ein Journalist.‹«

Ich schaute hinunter auf meine verschlissenen Shorts, meine großen, fleckigen Hände und die Sandalen, die vom dauernden Rumlaufen dreckig und vergammelt waren. Ich musste lächeln. Sie hatte Recht – trotz des Psychologiediploms, des gemütlichen Häuschens und meines Jobs war ich den Merseyside-Docker nie losgeworden. Ich hatte nur ein einziges Mal den Sommer über in den Docks gearbeitet und meinem Alten geholfen, aber es lag in der Familie und steckte in mir wie eine DNS. »Ich weiß«, sagte ich. »Ich sehe aus wie ein Docker.«

»Ja, stimmt. Sie sehen aus wie ein Docker.«

Ich drückte den Deckel auf das Objektiv und betrachtete sie aufmerksam. »Sovereign«, sagte ich, »was geht hier vor? Was läuft da in der Kirche? Für welche Rituale wurde sie gebaut?«

Sie lachte. »Ich weiß, was Sie denken. Ich kenne das Video. Ich sagte doch, wir haben hier Fernsehen.«

»Was ist es dann? Das Ding am Strand? Wer ist das?«

»Kommt drauf an, wen Sie fragen. Die einen sagen dies, die andern das.«

»Und du? Was sagst du?«

»Ich sage, wir sind keine Satanisten. In der Kirche läuft nur der übliche Scheiß. Gebetsandachten, Tambouringetrommel, und Mum und Dad führen sich auf wie Muppets. Unglaublich langweilig. Und kalt. Aber Mum zwingt mich nicht mehr hinzugehen. Bloß sonntags noch.«

»Und wieso die Schlösser an der Tür? Das sind vielleicht

Kaliber. Sieht aus, als ob sie verhindern wollten, dass da jemand rauskommt.«

Sovereign klapperte verblüfft mit den Lidern. Dann ging ihr ein Licht auf, und sie lachte. »Hallooo?« Sie tippte sich an die Schläfe, als wollte sie sagen: *Wie blöd bist du?* »Nicht raus! *Rein.* Sie wollen nicht verhindern, dass jemand *raus*kommt. Sie wollen verhindern, dass etwas *rein*kommt.«

»Sie haben nicht vor, irgendeine meiner Fragen zu beantworten, auf die ich Antworten haben will. Sie wollen nicht über Ihre Rituale sprechen und nicht über die Gerüchte, die hier die Runde machen. Auch nicht darüber, weshalb das, was immer sich da oben auf der Klippe befindet, alle so nervös macht. Stattdessen präsentieren Sie mir eine ziemlich gute Pressevorführung darüber, wie gut die GPH auf Cuagach Eilean wirtschaftet.« Ich beugte mich über den Tisch und goss mir noch ein Glas von Blakes Gin ein. Es war spät – kurz vor Mitternacht –, und wir waren nach dem Abendessen im Speisesaal zu ihm nach Hause gegangen. Wir saßen am Küchentisch bei dem Fenster, das auf die Steilwand hinausging. Draußen war es dunkel, und in den Fensterscheiben sahen wir nichts als unser Spiegelbild – unsere Gesichter, die von einer kleinen Tischlampe von unten beleuchtet wurden. Sovereign hatte mir Hinweise gegeben, von Blake wollte ich jetzt die Wahrheit hören.

»Und wissen Sie was?« Ich schob die Flasche weg, lehnte mich auf meinem Stuhl zurück und umfasste das Glas mit beiden Händen. »Mir kommt der Gedanke, dass mir so etwas erst einmal passiert ist. Vor fast zehn Jahren. Die Eigg-Revolution.«

Blake legte den Kopf schief und stützte ihn auf einen Daumen. Eine Zigarre glühte zwischen zwei ausgestreckten Fingern, und er schaute mich gleichmütig an. »Ja. Und?«

»Ich war einer der Journalisten, die diese Story herausgebracht haben. Ich habe ihnen die Publicity verschafft, die sie brauchten.«

Blake nickte schweigend und wartete darauf, dass ich weiterredete. Ich lächelte. »Die Insel ist mit Malachi Doves Geld gekauft worden, nicht wahr? Sie sind mit ihm hierhergezogen, aber jetzt ist er weg – und niemand will über ihn sprechen. Ich werde jetzt mal ins Blaue hinein spekulieren, Blake. Nennen Sie mich taktlos, aber ich *vermute,* Sie haben mich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen an diesen Ort gelockt.« Ich deutete mit dem Finger auf ihn und lächelte ihn augenzwinkernd an. »Wissen Sie, ich glaube nicht, dass ich viel über Satanismus hören werde. Oder über das Video. *Ich* vermute, Malachi hat Sie alle hier sitzen lassen und ist abgehauen, wohin auch immer, und jetzt sind Sie verunsichert. Sie möchten das Geld zusammenbringen, das Sie brauchen, um ihm Cuagach Eilean abzukaufen. Mit dem Verkauf Ihrer Kreuze werden Sie es nicht schaffen; also müssen Sie um Spenden werben. Sie wollen, dass ich für Cuagach tue, was ich für Eigg getan habe.«

»Sie sind ein heller Kopf, Joe.«

»Stimmt, Blake.« Ich kippte den Gin hinunter, stellte das Glas ordentlich vor ihn auf den Tisch und sah ihm in die Augen. »Das bin ich.«

Es blieb lange still. Er sollte sich ruhig ein bisschen winden. Nach einer ganzen Weile räusperte er sich, senkte den Blick, klopfte seine Zigarrenasche in den Aschenbecher und rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl herum. »Wir haben kein Glück mehr, Joe. Es läuft schlecht in letzter Zeit.«

»Okay.« Ich seufzte. »Klare Sache. Sie geben mir die Story, die ich haben will – die Satanismusstory –, und ich hänge eine Message dran, die auf die Tränendrüsen drückt; ich sorge dafür, dass eine der überregionalen Zeitungen sie groß herausbringt, und ehe Sie sich’s versehen, wird die ganze Nation mit Ihnen weinen. Ist Dove denn bereit zu verkaufen?«

»Nein. Aber wenn wir die Gerichtskosten aufbringen und nachweisen, dass er wahnsinnig ist, können wir ihn vielleicht vor ein Vormundschaftsgericht zitieren lassen, hier oder in

England. Wenn er einen amtlichen Vormund bekäme, hätten wir die Verfügungsgewalt und könnten die Insel erwerben. Wir werden ihn nicht betrügen, wir bezahlen ihm das, was er bezahlt hat.«

»Wahnsinnig?« Ich beugte mich vor, um mir eine Zigarette anzuzünden, und kniff die Augen zusammen. »Mit welcher Begründung?«

»Mit der Begründung, dass er auf Cuagach Eilean Satanismus praktiziert.«

Ich hielt inne. Die Flamme des Feuerzeugs flackerte und erlosch. Ich hob den Kopf und sah Blake an. Er erwiderte meinen Blick.

»Ich sagte, mit der Begründung, dass er auf unserer Insel –«

»Ich hab's gehört.« Ich betätigte noch einmal das Feuerzeug und zündete mir die Zigarette an. »Er ist noch auf Cuagach? Verstehe ich Sie richtig? Er ist nicht in die Staaten zurückgekehrt? Oder nach London?«

Blake schob mit lautem Scharren seinen Stuhl zurück. »Kommen Sie mit, Joe.« Er winkte mit seiner Zigarre.

Wir gingen in den Korridor im hinteren Teil des Hauses.

»Ich war einer von Malachis ersten Jüngern«, erklärte er. »Ich, Benjamin Garrick und Susan, seine Frau. Dieses Cottage war das erste, das wir auf Cuagach gebaut haben, und hier war unser Versammlungsraum. Ich hab's nicht übers Herz gebracht, etwas zu verändern.«

Er schloss eine schwere Bohlentür auf, knipste das Licht an und führte mich in einen kleinen Anbau. Er war aus dem gleichen Stein errichtet wie der Rest des Hauses, mit einem kleinen, zweigeteilten Fenster. Aber hier war es kalt und staubig, unbewohnt, der Teppich dünn und verschlissen. An den Wänden hingen Tourneeplakate von Malachi Dove aus den siebziger Jahren. Ich ging langsam umher und sah sie mir an: Dove auf einer Bühne, von hinten mit einem Spot beleuchtet, sodass ein Heiligenschein seinen Kopf umgab. Ein Studioport-

rät, auf dem er das Kinn auf beide Hände stützte und mit offenem, vertrauenerweckendem Blick in die Kamera schaute. Auf einem dritten Plakat lag er ausgestreckt auf dem Rücken, die Augen geschlossen, die Hände auf der Brust gefaltet wie in einem Sarg. Ich betrachtete das Bild aufmerksam. Er sah aufgedunsen und alt aus ohne seine Brille. Unter dem Bild stand: »Wenn Gott mich ruft, werde ich an Seine Seite treten.«

»Was tut er da?«, fragte ich. »Was soll das?«

»Er betet. Nur in dieser Position, auf dem Rücken liegend, konnte er sich konzentrieren. Soweit ich weiß, ist das immer noch so.«

Ich hockte mich nieder, um einen Stapel gerahmter Fotos durchzusehen, der an der Wand lehnte. Es gab noch mehr Bilder von Malachi Dove, anscheinend alle auf der Insel aufgenommen. Eins zeigte ihn mit einem jungen Blake und den Garricks, wie sie untergehakt in die Kamera lächelten. Die Cottages hinter ihnen sahen frisch gestrichen aus. Die lockenköpfige Mrs. Garrick trug ein Laura-Ashley-Kleid mit Bubikragen. Nur mit Malachi schien etwas nicht zu stimmen. Er sah müde und schwammig aus, und der Blick hinter den Brillengläsern wirkte abwesend. Er trug einen Kaftan, um seine zunehmende Leibesfülle zu verbergen, und seine Gesichtshaut war straff und glänzend wie nach einem Lifting.

»Er sieht krank aus.«

»Er war erregt. Er klagte gerade gegen einen Journalisten aus London und war deshalb sehr deprimiert.«

»Gegen einen Journalisten?« Ich blickte nicht auf. Er brauchte meine Gedanken nicht zu lesen. Ich schob den Stapel Fotos wieder zusammen. »Wann war das?«

»Neunzehnachtundsechzig. Aber er hat den Prozess nicht zu Ende geführt. Die Ereignisse haben es verhindert.«

»Die Ereignisse, von denen Sie mir erzählen werden?«

Blake beugte sich vor und zog ein goldgerahmtes Foto aus dem Stapel; es zeigte Dove, der den Arm um eine Frau in einer

Bluse im griechischen Stil gelegt hatte. »Seine Frau.« Blake tippte auf das Glas. »Asunción. Ein gutes Christenmädchen.«

Oh, Asunción, dachte ich. Das Licht meines Lebens. Du hast sie also geheiratet. Zum Lohn dafür, dass sie so vielen alten Ladys an den Arsch gegriffen hat.

»Sie beteten um ein Kind. Aber als es dann soweit war, brach Malachis Glaube zusammen.«

Ich hob fragend die Brauen. Blake zuckte die Achseln. »Ja, ich weiß. Wir hätten nie damit gerechnet, aber Malachi war schwächer, als wir alle dachten. Als bei Asunción die Wehen einsetzten, merkte man an ihrer Atmung, dass es ein Problem gab. Das war hier, in diesem Raum.« Er schob das Bild wieder in den Stapel, richtete sich auf und klopfte sich den Staub von den Händen. »Malachi betete in dieser Nacht. Er betete inbrünstig mit den Jüngern um Kraft. Wir saßen am Küchentisch, wo Sie und ich eben gesessen haben, und wir drei haben mit ihm gesprochen und seine Hände gehalten … seine Hände, aber auf unsere Weise, Joe, versuchten wir sein Herz zu halten. Auch mit Gottes Liebe konnten wir ihn nicht überreden, seine Gelübde zu halten. Nach vierundzwanzig Stunden verfrachtete er Asunción ins Boot und brachte sie in eine Klinik auf dem Festland.«

»Obwohl das ein Verstoß gegen die Überzeugungen der Psychogenen Heiler war?«

»Obwohl es ein Verstoß gegen *alle* unsere Überzeugungen war.« Er starrte zu Boden, die Arme leicht abgespreizt. Dann, als wäre er enttäuscht, dass Asuncións und Malachis Geist nicht im Muster des Teppichs erschien, ließ er die Hände sinken und sah mich mit rot geränderten Augen an. »Glauben Sie mir, Joe«, er legte den kleinen Finger an sein Herz, »es hat mich nicht glücklich gemacht, was dann geschah.«

»Warum? Was passierte?«

»Zunächst sahen wir ihn nicht wieder. Wochenlang nicht. Und als er schließlich zurückkehrte, war er allein – und gebrochen. Der Junge war völlig gebrochen. Kam hier herein, setzte sich an

den Tisch und schüttete mir sein Herz aus: Wie sehr es ihn quälte, dass er gegen sein Gelübde verstoßen hatte, und dass es so oder so zu spät gewesen sei, der Herr habe das Baby zu sich geholt, es sei tot zur Welt gekommen, und Asunción weigere sich, wieder auf die Insel zurückzukehren. Sie wolle nichts mehr mit dem Zentrum für Positives Leben und mit der GPH zu tun haben, und nach dem, was passiert sei, könne man es ihr vielleicht auch nicht verdenken.« Er brach ab, tippte sich mit dem Finger an die Stirn und senkte den Blick, als schnürte es ihm die Kehle zu.

»Aber er ist immer noch hier? Im Dorf?«

Blake schüttelte den Kopf. »Nein«, antwortete er gepresst. »In der Gemeinde konnte er nicht bleiben. Er war zu – zu beschämt über seine Schwäche.« Er holte tief Luft. »Aber die Insel war natürlich sein Zuhause.«

»Also ist er hiergeblieben?«

»Er hat sich eine alte Bergarbeiterbaracke genommen, drüben beim Schieferbergwerk. Drei Meilen von hier. An der Südspitze von Cuagach Eilean, an der dem Meer zugewandten Seite. Manchmal liefert ein Laden in Bellanoch ihm Vorräte, aber er spricht nicht mit den Leuten, lässt sich nicht mal sehen. Er lebt völlig isoliert.« Blake ging zum Fenster, zog den Vorhang auf und öffnete es. Er beugte sich hinaus und schaute zur Klippe hinauf. Sein Atem bildete kleine Wölkchen in der Luft. Draußen herrschte Stille. Nebel senkte sich herab und zog am Himmel dahin. »Wir haben seine Lehren weiterbefolgt, ihn aber seit zwanzig Jahren nicht mehr hier im Dorf gesehen. Seit zwanzig Jahren ist er da draußen, allein.«

Ich ging zu ihm, öffnete den zweiten Fensterflügel und ließ meinen Blick zu der Klippe wandern, die schroff in die Nacht hinaufragte. Ich versuchte mir die Insel vorzustellen, wie sie sich von hier bis zur Südspitze erstreckte – ein paar Meilen unbewohnten Landes, das wie ein Finger ins Meer hinausragte. Soso, Malachi, du wohnst also bei den Schweinen, dachte ich.

Zerstückelst du sie auch?

»Was treibt er denn da drüben, Blake?«, fragte ich leise. »Was hat dieser Tourist mit seiner Videokamera gefilmt?«

Als Blake antwortete, sprach er so leise, dass ich Mühe hatte, ihn zu verstehen. »Irgendetwas ist furchtbar schiefgegangen für Malachi. Da draußen am Ende von Cuagach gehen Dinge vor sich, über die ich lieber nicht allzu gründlich nachdenke.«

In dieser Nacht war Vollmond und die Luft so kristallin, salzig und kühl, dass ich mir in meinem Bett in dem Cottage am Firth vorkam wie in einer Gruft. Ich lag wach, lauschte dem Wind, der aufkam, und dachte an die Bäume auf dem Hang über mir, die sich im Wind wiegten, und an all die geheimen Orte, die sie verbargen. Malachi Dove, lebendig und nur drei Meilen weit entfernt. Immer wieder kehrten meine Gedanken zu dem Pfad zurück, den ich hinaufgegangen war, bis Blake mich aufgehalten hatte. *Wo führt er hin, Blake? Wo führt dieser Pfad hin?* Schließlich gab ich es auf, einschlafen zu wollen, und erhob mich. Ich warf einen Blick auf das Display meines Handys: 2.47 Uhr.

Ich zog meine schmutzigen alten Armyshorts an, schnappte mir meinen Rucksack und schlich die Treppe hinunter. Im Haus war es ruhig. Der Geruch unserer Ginrunde hing noch in der Küche, und die beiden halb leeren Gläser standen auf dem Tisch. Auf der Arbeitsfläche neben der Hintertür lag eine schwere Taschenlampe, über der ein gelbes Post-it klebte: Blake wollte die Batterien überprüfen. Ich nahm die Lampe, trat hinaus in die sternenklare Nacht und schloss die Tür behutsam hinter mir.

Es war kalt. Die Cottages sahen im Mondschein dunkel und abweisend aus. Das einzige Licht kam von einer altmodischen Hafenlampe auf der Mole. Hoch am Himmel zogen sich Wolken zusammen, die wie ausgebreiteter Seetang aussahen: Eine Strähne schlängelte sich zur Insel herüber, eine andere schob

sich über die Halbinsel Craignish, wo der Bungalow stand, als wollten sie die beiden Landmassen miteinander verbinden. Ich stellte mir Lexie vor, wie sie zusammengerollt im Bett lag; die gelbe Pyjamajacke war ein Stück hochgerutscht, und ihre Wange ruhte auf dem Kopfkissen. Sorry, Lex, meine Liebe, dachte ich und zog das Handy aus der Tasche, um nachzusehen, ob ich Netzkontakt hatte. Aber Fehlanzeige. In unserer ersten gemeinsamen Zeit hätte es nichts ausgemacht, sie allein zu lassen; sie wäre mit Freunden unterwegs gewesen oder hätte mit einer Flasche Wein im Bett gelegen und sich im Fernsehen all den Scheiß angesehen, den ich nicht ausstehen konnte. Aber jetzt war alles anders. So, wie sie über meinen Job sprach, war es, als legte ich den Finger in eine offene Wunde, wenn ich nachts weg war. Trotzdem, dachte ich und steckte das Telefon wieder weg, jemand muss es ja tun. Ich schwang den Rucksack auf den Rücken und wollte losgehen, als ein leises Geräusch mich innehalten ließ.

Was zum -?

Ich drehte mich um und spähte zu den zerklüfteten Konturen der Klippe hinauf, die sich dunkel vom Himmel abhob. Das Geräusch war aus dieser Richtung gekommen. Es war so kurz und leise gewesen, dass ich zunächst dachte, ich hätte es mir eingebildet. *Du hörst Gespenster, Oakesy, mein Alter*. Aber dann vernahm ich es noch einmal, deutlicher jetzt, und die Angst kroch mir über den Rücken. Es war ein dünnes, trauriges Geräusch, sehr weit entfernt, und ich wusste instinktiv, dass es nicht von einem Menschen stammte. Es klang – und sofort sah ich das verwesende Fleisch unter dem Abflussrohr vor mir – wie ein Tier, das quiekte. Oder heulte.

Schweine.

Ich hakte die Daumen unter die Rucksackgurte, wandte das Gesicht zum Himmel und stand eine Weile ganz still da und lauschte. Aber Minuten vergingen, ohne dass ich noch etwas hörte. Die Felswand ragte bedrohlich vor mir auf; nichts regte

sich, nur hin und wieder fuhr der Wind in die Bäume und bewegte die Äste. Als ich das Gefühl hatte, eine Ewigkeit gewartet zu haben, ging ich los. Ab und zu warf ich einen Blick zur Klippe. Das Licht der Taschenlampe wies mir den Weg.

Ich nahm den schmalen Pfad, der sich in den Wald hinaufschlängelte, und dabei erinnerte ich mich an den einzigen wirklich miserablen Familienurlaub – in einem Wohnwagen in Wales –, daran, dass ich mich nachts allein hinausgeschlichen hatte, an den grauen Glanz der Straße. Wer hätte gedacht, dass Asphalt im Dunkeln so fahl aussehen konnte? Ungefähr hundert Meter hinter dem Wartungsschuppen endete der Asphalt, und auf einem Lehmpfad wanderte ich gut zehn Minuten lang durch den Wald bergauf. Es war finster, und ich hörte nichts als meine Schritte und das Pochen meines Herzens. Unversehens endeten die Bäume, der Mond kam hervor, und ich befand mich auf einer Lichtung.

Ich blieb stehen. Vor mir ragte ein Drahtzaun auf. Hoch. Mindestens drei Meter. Wie in einem Zoo. Ich starrte ihn eine ganze Weile an. Ein Zoo. Oder Jurassic Park. Mittendrin, direkt auf dem Weg, sah ich ein hohes, mit einem wuchtigen Vorhängeschloss gesichertes Tor. Schon bevor ich daran rüttelte, wusste ich, dass es sich nicht öffnen lassen würde. Ich leuchtete mit der Lampe links und rechts am Zaun entlang, der sich weit in die Dunkelheit hineinerstreckte. Dann schob ich die Taschenlampe durch ein Loch im Drahtzaun und richtete den Lichtstrahl auf den Pfad, der dort weiterführte und sich zwischen den Bäumen hindurch immer weiter bergauf schlängelte.

»Okay«, brummte ich und dachte an den Wartungsschuppen, an dem ich vorbeigekommen war, »dies, gütiger Vater im Himmel, ist der Grund, warum du die Drahtschere erfunden hast.«

»Halt!«

Ich hatte die Zange im Schuppen gefunden und war auf halbem Weg zu dem Tor, als ich die Stimme hörte. Ich blieb wie

angewurzelt stehen, und das Herz rutschte mir in die Hose.

»*Halt*, habe ich gesagt! Was machen Sie hier?«

Ich drehte mich um und schob dabei die Zange in die Tasche. Blake kam keuchend den Weg heraufgerannt. Er sah empört aus. »Was, was um Himmels willen haben Sie hier zu suchen?«

»Ich sehe mich um.«

»Nein! Auf Cuagach ›sieht‹ man sich nicht einfach ›um‹. Das ist gegen die Regeln.« Jetzt hatte er mich erreicht. Schwer atmend blieb er stehen und schüttelte den Kopf. Er trug eine Sportjacke über einem langen violetten T-Shirt. Seine nackten Füße steckten in ungeschnürten Turnschuhen. »Sie dürfen das Dorf nicht verlassen. Verstehen Sie?« Er knipste eine Kugelschreiberlampe an, leuchtete mir damit ins Gesicht, dann auf meinen Rucksack und schließlich den Weg hinauf. »Wo wollten Sie hin?«

»Da hinüber«, antwortete ich liebenswürdig. »Wollte mich mit Dove unterhalten.«

»Nein, nein, *nein*, Joe!« Er griff nach meinem Ärmel und hielt mich fest, um mich am Weitergehen zu hindern. »O nein. Sie können nicht einfach *hingehen und mit ihm reden.* Das ist keine gute Idee. Gar keine gute Idee.«

Ich starrte auf die Hand an meinem Ärmel. »Tja, wissen Sie«, sagte ich langsam und verspürte kurz das Bedürfnis, ihn wegzuschubsen, »vielleicht haben Sie Recht, vielleicht ist es wirklich keine tolle Idee. Aber ich werde es trotzdem tun.« Ich riss mich los und ging weiter.

»Nein!« Er rannte hinter mir her. Ich ging schnell, aber es gelang ihm trotzdem, mich zu überholen. Mit ausgestreckten Armen lief er rückwärts vor mir her und versuchte mich aufzuhalten. »Nur über meine Leiche.«

Ich blieb stehen und betrachtete seine dürren Beine und seinen seltsamen, gequetschten Schädel. Er wog ungefähr halb so viel wie ich. Amüsiert schüttelte ich den Kopf. »Sie wollen sich doch wohl nicht im Ernst mit mir anlegen?«

»Lachen Sie nicht über mich«, sagte er wütend. »Wagen Sie nicht zu lachen, Junge. Wenn ich mich nicht mit Ihnen anlegen kann, werden die andern es tun. Es wird nicht lange dauern, dann sind sie hier.«

»Na, das klingt aber, als ob unser Deal geplatzt wäre. Es klingt, als wollten Sie doch nicht, dass ich Publicity für Sie mache.«

Er zögerte und nagte an der Unterlippe. Wir musterten einander schweigend, und nach einer Weile drängte ich mich wortlos an ihm vorbei und ging weiter den Weg hinauf. Zunächst dachte ich, er ließe mich einfach ziehen, aber dann hörte ich seine Schritte hinter mir. Er rannte mir nach, und ich blieb noch einmal stehen.

»*Okay*«, keuchte er. »Okay. Ich führe Sie. Aber dieser Weg endet an der Schlucht, und weiter werden wir nicht gehen.«

»An der Schlucht?«

»Ja. Sie ist unpassierbar, absolut unpassierbar, zumal wenn ein Unwetter aufzieht.« Fast wie auf ein Stichwort verschwand der Mond hinter einer Wolke, und alles war wieder in Dunkelheit gehüllt. »Sehen Sie?« Er schaltete seine Lampe wieder ein und leuchtete sich damit ins Gesicht. Er sah aus wie ein Halloween-Kürbis. »Ich sag's doch. Wir kriegen schlechtes Wetter.«

»Was kann man von der Schlucht aus sehen?«

Er warf einen Blick gen Himmel, wo Wolkenfetzen sich vor den Mond schoben. »Wenn der Mond bleibt«, sagte er, »werden Sie alles sehen. Alles, was Sie sehen müssen.«

Während ich weiter auf das Tor zuging, lief Blake zu seinem Cottage zurück, um den Schlüssel zu holen. Als er wieder angetrabt kam, trug er Jeans und einen Rollkragenpullover und hatte ein Fernglas dabei. Man sah ihm an, dass er immer noch sauer auf mich war. Wortlos schloss er das Tor auf, und eine Zeitlang wanderten wir in mürrischem Schweigen weiter, durch das Tor und den Weg entlang bis auf die Höhe der Klippe, die im Dunklen lag. Außer unseren Schritten und dem Wind, der in

den Ästen raschelte, war nichts zu hören. Wolken trieben am Himmel dahin. Ihre Schatten huschten wie große Tiere zwischen den Bäumen hervor und über den Weg vor unseren Füßen, um dann im Wald zu verschwinden. Blake knipste seine Lampe wieder aus, und nach ungefähr zehn Minuten tat ich es ihm gleich. Ab und zu richtete ich den Lichtstrahl auf die Bäume, wenn der Wind an einem Ast rüttelte oder einen Zweig abbrach.

Je weiter wir kamen, desto unruhiger wurde Blake. Er hielt den Kopf ganz starr; sein Blick suchte den Wald zu beiden Seiten ab, und manchmal schaute er sich um, als wollte er sich versichern, dass niemand uns folgte.

»Hey«, sagte ich, als wir mehr als eine halbe Stunde unterwegs waren. Meine Stimme klang sehr laut. »Sind Sie nervös?«

»Nein«, antwortete er im Flüsterton. Er sah mich nicht an, sondern spähte weiter in den Wald hinein. »Nein. Warum sollte ich?«

»Wegen des Videos – und was darauf zu sehen war.«

Er warf mir einen kurzen Blick zu. »Dieses Video ist ein großes Missverständnis.«

»Ein Missverständnis? Ich hab's gesehen. Da ist ein verdammt seltsames Wesen drauf, das hier durch diesen Wald streift. Was soll das für ein Missverständnis sein?«

Er antwortete nicht gleich. Wir gingen weiter, und ich wollte meine Frage schon wiederholen, als er stehen blieb und seine Lampe ausschaltete. »Hören Sie zu«, sagte er und trat sehr nah an mich heran. Ich konnte etwas Bitteres in seinem Atem riechen. »*Damit das klar ist. Das war Malachi auf diesem Video.*«

»Malachi?«

Er hob den Finger, um mich zum Schweigen zu bringen. »Ja, Malachi selbst. Der etwas … ich weiß nicht, der irgendetwas tut, was uns nichts und ihm alles bedeutet.«

»Was? In einem bescheuerten Gorillakostüm mit einem …«

»Die Vorstellung –«, unterbrach er mich und warf hastige

Blicke um sich, »– die Vorstellung, man könnte Beelzebub oder Pan oder Satan heraufbeschwören, ist Quatsch; das wissen Sie, und ich weiß es auch. Es war Malachi, da auf dem Video.«

»Aber nicht alle sind da Ihrer Meinung. Stimmt's?«

»*Bitte*«, zischte er. »Sprechen Sie leise.«

»Warum haben die Garricks solche Angst?«, flüsterte ich. »Susan macht sich in die Hose, weil sie denkt, ich fange hier was an und reize irgendetwas aus. Schön, Blake, *Sie* sagen vielleicht, es ist Malachi auf dem Video, aber die anderen sind nicht dieser Meinung. Sie glauben, er hat den Satan nach Cuagach geholt, oder?« Ich hob kurz meine Lampe und leuchtete zwischen die Baumstämme; im Lichtstrahl wirkten sie verzerrt und bildeten seltsame Formen und Schatten. »Sie glauben –«

»*Ssschhh!*«

»Sie glauben, da draußen geht etwas Ungewöhnliches vor.«

»Es war eine schwere Entscheidung, Sie auf die Insel einzuladen.« Blake legte eine Hand auf meine Taschenlampe und lenkte den Lichtstrahl behutsam von den Bäumen weg. »Manche Leute sind sehr abergläubisch, wie etwa Benjamin, Susan und ein paar andere. Sie finden, je weniger man über das redet, was auf Cuagach vorgeht, desto besser. Und mit jemandem von außen darüber zu sprechen, könnte … provokativ wirken.«

»Ja. Das habe ich schon kapiert.«

»Glauben Sie mir, Joe«, er schob sein Gesicht nah an meins heran, »glauben Sie mir, ich habe mich heute ein paarmal gefragt, ob es gut war, Sie herzuholen. Aber jetzt«, er schaltete seine Taschenlampe wieder ein und richtete sie auf den Weg, »jetzt wollen wir es hinter uns bringen.«

Er ging weiter, ein bisschen schneller nun, als wollte er möglichst rasch Abstand zwischen sich und die Worte »Beelzebub«, »Pan« und »Satan« bringen.

Ich folgte ihm, und gerade als ich ihn eingeholt hatte und etwas sagen wollte, entdeckte ich vor uns, mitten auf dem silbrig

schimmernden Pfad, etwas Helles, Kleines.

»*Was zum* –« Ich blieb stehen und richtete meinen Lichtstrahl auf das Ding. Es saß geduckt da, war ungefähr einen halben Meter hoch und bewegte sich nicht: die Gestalt eines sehr kleinen Menschen, der uns den Rücken zuwandte. »*Fuck,* was ist das, Blake?« Vorsichtig näherte ich mich der Figur. Ich ging daran vorbei, drehte mich um und leuchtete ihr ins Gesicht: Sie sah aus wie die fratzenhaften Wasserspeier an alten Kirchen. »Ein Dämon?«

»Ja«, murmelte er ungeduldig. »Sie dienen dazu –«

»Ich weiß, wozu sie dienen. Nämlich zur Abwehr des …« Ich ließ den Satz unvollendet, wandte mich um und spähte den Pfad entlang, der wenige Meter weiter zwischen den Bäumen verschwand. Irgendwo da hinten lag die Schlucht und Doves Haus.

»Verstehe«, sagte ich und starrte wieder auf den Dämon. Er hatte unheimliche Glasaugen – wie die Voodoo-Puppen in Louisiana. »Er soll den Weg versperren. Die Garricks haben ihn hier aufgestellt. Er soll verhindern, dass der Teufel den Weg herunterkommt, oder?«

»Lassen Sie es gut sein«, flüsterte Blake. »Gehen wir weiter. Wir sind fast da.«

Er setzte seinen Weg fort und ließ mich stehen; ich betrachtete die kleine Dämonengestalt und stellte mir vor, wie Susan oder Benjamin hier heraufkamen und sie mit dem Gesicht nach Süden aufstellten, um den Weg zu versperren. Himmel, dachte ich und warf einen Blick auf die dunklen Bäume, Dove hatte wirklich gute Arbeit geleistet, wenn er jemanden in der Gemeinde davon überzeugen konnte, dass der Teufel tatsächlich hier war. So gute Arbeit, dass sie ihre Kirche in eine Festung verwandelt hatten, damit sie sich notfalls dorthin zurückziehen konnten.

Ich knipste die Lampe aus und folgte Blake, spürte den Blick der Dämonenfigur in meinem Rücken. Es ging jetzt eine Weile

bergab; das Gelände zu beiden Seiten des Weges stieg gleichmäßig an, bis ich mich in einem schmalen Hohlweg befand, der sich vor mir plötzlich dramatisch öffnete und den Blick auf den Himmel und den Mond freigab, der alles mit seinem kalten Licht überstrahlte. Blake stand davor und wartete auf mich. Als ich ihn erreicht hatte, blieb ich stehen und starrte auf Cuagach Eilean hinunter, das sich vor uns ausbreitete.

»O Gott«, hauchte ich. »O mein Gott.«

Wir befanden uns auf einem langgestreckten Vorsprung, zirka sechs Meter unterhalb eines Steilabbruchs. Von unserer hohen Warte aus fiel das Gelände etwa dreißig Meter senkrecht ab. Der Grund wirkte wie ein breites, trockenes Flussbett und war übersät von Felsblöcken, so groß wie Häuser. Dahinter ging es wieder steil empor. Oben war der Steilhang von Bäumen gesäumt. Die Schlucht zwischen den beiden Hängen sah karg wie eine Wüste aus, baum- und strauchlos, einsam wie ein ferner Planet. Zwischen den Felsblöcken verstreut lagen merkwürdige braune Formen, die gelegentlich aufleuchteten, wenn die Wolken den Mond freigaben. Es dauerte eine Ewigkeit, bis ich begriff, was das war.

»Fässer? Tonnen?«, fragte ich. »Ist es das?«

»Dieses Gelände war eine Chemiemülldeponie, bevor wir herkamen.«

Ich machte ein paar Fotos, dann betrachtete ich die entlang des Vorsprungs hockenden geisterhaften Gestalten. »Noch mehr Dämonen.« Sie waren in Abständen von drei Metern nebeneinander aufgereiht und starrten allesamt über die Schlucht hinweg. Ihre Glasaugen funkelten erwartungsvoll. Hinter dem Vorsprung, auf dem wir standen, ragte der obere Teil des Steilhangs wie eine Wand empor. Dort hatte jemand über die ganze Länge drei Meter hohe Buchstaben in roter Farbe gesprüht, die an manchen Stellen herabgetropft war.

Weiche von mir, Satan. Weiche von mir, Satan. Weiche von mir, Satan.

»Großer Gott«, flüsterte ich und starrte die Lettern an. »Hier hat jemand wirklich verdammt Angst.« Ich hockte mich hin und schoss noch ein paar Fotos. Dann richtete ich mich wieder auf und spähte über die Schlucht hinweg. Die Buchstaben waren so groß, dass sie von meinem Platz aus nur schwer zu erkennen waren. Sie sollten auch nicht von hier aus gelesen werden, sondern aus einiger Entfernung – zum Beispiel, wenn man oben bei den Bäumen auf der anderen Seite der Schlucht stand.

»Das ist es.« Ich schaute zu den Bäumen hinüber. »Er wohnt da drüben, stimmt's? Deshalb haben Sie all diesen, diesen Scheiß hier oben rumstehen.« Ich trat an den Rand des Vorsprungs und blickte hinunter in die Dunkelheit. »Können wir da runtersteigen? Ich möchte ein bisschen näher herankommen.«

»Nein. Zu Malachis Seite der Insel kommt man nur mit dem Boot und – *nicht vorbeugen, bitte!*« Er packte mein Hemd und wollte mich zurückziehen. »Joe – bitte – es ist sehr gefährlich hier. Wenn Sie da hinunterfallen, kommen Sie nicht mehr lebend herauf. Und überhaupt –«

Ich drehte mich um. »Überhaupt was?«

Er zögerte. Sein Gesicht war bleich im Licht des Mondes. Er wusste, dass er zu viel gesagt hatte. »Nichts weiter. Es ist sehr gefährlich. Sehr gefährlich.«

»Nein.« Ich sah ihn belustigt an. »Nein. Das wollten Sie nicht sagen. Was wollten Sie eigentlich sagen?«

»Nichts.«

»Doch.«

»Nein«, sagte er bestimmt.

Ich seufzte. »Tja, wenn Sie es mir nicht verraten wollen, muss ich es selbst herausfinden.« Ich ging auf dem Vorsprung entlang, wich den Dämonenfiguren aus und leuchtete mit meiner Taschenlampe die Kante ab, um eine Stelle zu finden, an der ich hinunterklettern könnte.

»Halt!«

Ich wandte mich um. »Nur wenn Sie mir verraten, was Sie

wirklich sagen wollten.«

Er zögerte, nagte an der Lippe, senkte den Blick und trat unbehaglich von einem Fuß auf den andern. »Wir dürfen ihn nicht behelligen«, murmelte er, ohne mich anzusehen.

»Was? Was haben Sie gesagt?«

»Ich habe gesagt, *wir dürfen ihn nicht behelligen.* Malachi hat eine entsprechende Verfügung erwirkt. Er ist deshalb vor Gericht gegangen.«

»Er ist vor Gericht gegangen?«, wiederholte ich. »Oh, Blake.« Ich kehrte lächelnd zu ihm zurück; die Sache fing an, mir Spaß zu machen. »Womit haben Sie *das* verdient?«

»Wir haben nichts getan. Malachi geht es sehr schlecht. Wir haben nichts Unrechtes getan.«

»Und warum hat er dann eine Verfügung gegen Sie erwirkt?«

»*Weil er wahnsinnig isti* Wahnsinnig. Wir haben nichts Unrechtes getan!« Schwer atmend wischte er sich über das Gesicht, als hätte er Mühe, sich zu beherrschen. Er riss sich das Fernglas vom Hals und hielt es mir hin. »Da. Schauen Sie selbst. Sein Bereich ist eine Festung.«

Ich ließ die Kamera am Riemen vor der Brust baumeln und nahm das Fernglas, stellte es scharf und schwenkte über ein Kaleidoskop von Landschaften: die Flanke eines Felsblocks, ein Stapel verrosteter Fässer, ein gelb leuchtendes Giftmüllschild. Die Wand gegenüber bestand aus dunklerem Gestein; sie schien geologisch völlig anders zu sein als das Gelände, auf dem wir uns befanden – schwärzer und kompakter. Ich bewegte das Glas weiter und erkannte dort, wo die Bäume anfingen, eine durchgehende Linie und darüber ein fast impressionistisch wirkendes Rastermuster.

»Was ist das? Auch ein Zaun? Er hat einen Zaun, genau wie Sie?«

»Ja.«

»Und wann hat er dieses kleine Schmuckstück errichtet?«

»Vor zwei Jahren. Sehen Sie die Videokameras? Sie sind jetzt

auf uns gerichtet, Joe.«

Langsam schwenkte ich das Fernglas. Der Zaun zog sich oben auf der ganzen Steilwand entlang, und davor standen – wie H.G. Wells' Tripods – mindestens vierzig Videokameras, allesamt auf die mondbeschienene Schlucht gerichtet. Stumm und wie lidlose Augen starrten sie uns an.

»Wenn er uns mit diesen Kameras erfasst, verstoßen wir gegen die gerichtliche Verfügung, und dann bekommen wir unsere Vollmacht niemals.«

»Ist das hier die Mauer in Ihrem Gazastreifen? Spielt sich hier alles ab?« Ich wollte das Fernglas eben sinken lassen, als ich etwas entdeckte, für das ich keinen Namen hatte. Rasch schwenkte ich zurück, das Rautenmuster des Zauns verschwamm in der Bewegung, und dann – »Blake? *Fuck,* Blake, das ist wirklich eine verdammt schräge Scheiße.«

Ich sah zwei leere Augenhöhlen. Darunter eine Schnauze. Ein Schweinekopf. Er steckte oben auf dem Zaun. Als ich das Fernglas nach rechts bewegte, entdeckte ich noch einen – die gleichen eingedrückten Züge, die gleichen Augenhöhlen, die schlaff heraushängende Zunge. Ich ließ das Fernglas sinken und starrte zu den Bäumen hinüber. Jetzt sah ich sie alle: matthelle Kleckse, einer neben dem andern auf dem Zaun, aufgereiht wie Köpfe auf einer mittelalterlichen Festungsmauer, in Abständen von ungefähr drei Metern, genau wie die Dämonenfiguren auf unserer Seite, so weit das Auge reichte. »Woher, zum Teufel, kommen die?«

»Ich hab's Ihnen doch gesagt – Malachi ist sehr krank. Er will uns Angst einjagen.«

»Und wenn ich Benjamin Garrick frage, was wird er mir sagen?«

Blake ließ seinen Blick über die Schlucht wandern. Es klang resigniert, als er schließlich antwortete. »Wenn Sie Benjamin fragten, würde er Ihnen sagen, dass Pan sie dort aufgereiht hat. Er würde sagen, Pan kann ein lebendiges Schwein mit bloßen

Händen zerreißen.«

9

Die Garricks verfügten allem Anschein nach über eine kleine Anhängerschaft. Sie hatten mindestens fünfzehn Mitglieder der Gemeinde davon überzeugt, dass Pan unter Malachis Kontrolle auf der Schweineinsel lebte. Oder, schlimmer noch, eben nicht unter seiner Kontrolle. Blake wusste, dass er mich nicht davon abbringen würde; also ging er am nächsten Morgen mit mir zu ihrem Cottage, damit ich mit ihnen sprechen konnte. Das Unwetter, das er vorausgesagt hatte, war in der Nacht gekommen: Graue Wolken hatten sich auf die Insel gesenkt, hüllten sie in fahlen Nebel und warme Regenschauer. Als wir gegen elf aus dem Haus traten, schien es, als wäre das Dorf verschwunden; nur das mattgelbe Licht der elektrischen Lampen in den Cottages schimmerte durch den Nebel.

Die Garricks wohnten am Ende des Weges, der zur Mole führte. Ihr Cottage war früher einmal mintgrün gestrichen gewesen, jetzt aber sah es fast weiß und verwittert aus. Die Wände waren an mehreren Stellen grau verspachtelt und nass vom kondensierten Nebel. Es hatte als einziges Haus einen Fernseher; die Antenne ragte spinnenfingrig in den Dunst über dem Dach. Wir saßen in der gut beleuchteten Küche mit den fröhlich gemusterten Baumwollrollos, tranken Kaffee aus Bechern und aßen Susans selbstgebackene Brownies. Sovereign hockte im Nebenzimmer auf der Armlehne des Sofas. Sie sagte nichts, aber ich wusste, dass sie mich mit amüsiertem, wissendem Lächeln beobachtete. Sie trug ein schwarzes Avril-Lavigne-T-Shirt und einen plissierten Minirock mit Gürtelschnalle. Ihre langen dünnen Beine wippten auf und ab, als tanzte sie zu einer Melodie in ihrem Kopf.

Ich lehnte mich zurück und klappte mein Notizbuch auf. »Helfen kann ich Ihnen nur, wenn Sie mir alles erzählen«,

begann ich. »Wir werden uns über Malachi unterhalten, und Sie werden mir sagen, was Sie wissen.«

Susan Garrick lief rot an. Ihr Blick wanderte zwischen Blake und mir hin und her. »Das gefällt mir nicht, Blake«, sagte sie. »Mir gefällt diese Einstellung nicht. Was ist aus unserer Vereinbarung vom März 2005 geworden?«

»Susan, es *gab* keine Vereinbarung«, entgegnete er gleichmütig. »*Du* hast gesagt, du würdest nicht mit Außenstehenden darüber sprechen, aber ich habe nichts dergleichen versprochen. Ich handle im Interesse der gesamten Gemeinde.«

»Tja, ich kann mir nicht helfen.« Sie strich über die Gänsehaut an ihren Armen. »Ich kann mir nicht helfen, ich glaube, wenn Malachi weiß, dass wir über ihn gesprochen haben, schickt er dieses … dieses *Ding* wieder herüber. Ich möchte ihn nicht provozieren.«

»Mr. Oakes«, sagte Benjamin, »muss denn das sein? Wir wollen doch nur, dass Sie unsere Geschichte erzählen. Dass Sie berichten, wie schwer das Leben auf Cuagach war und wie gut wir es gemeistert haben. Wir wollen nur, dass Malachi von der Insel verschwindet, damit wir hinübergehen und austreiben können, was immer er da angelockt hat.«

»Benjamin. Susan.« Blake stellte seinen Kaffee hin, beugte sich über den Tisch und nahm die Hände der beiden. »Susan, Benjamin, es ist wichtig. Joe hat mir gesagt, er wird die Story nicht schreiben, wenn wir nicht über alles sprechen.«

Susan starrte mich an. »Stimmt das?«

»Es ist wichtig, das Interesse der Leser zu wecken«, sagte ich. Joe, der Diplomat. »Sie müssen in die Story hineingezogen werden.«

Sie sah ihren Mann an. Der schüttelte achselzuckend den Kopf. »Blake setzt sich immer durch«, sagte sie mürrisch und tupfte ein paar Browniekrümel von ihrem Teller. »Es ist immer das Gleiche.« Sie starrte Blake an. Ihre papageienblaue Bluse ließ ihr Gesicht alt aussehen. »Wenn ich rede, Blake, dann fall

mir bitte nicht in den Rücken. Ich weiß, du tust es nur, weil du Angst hast, aber es verletzt mich.«

»Ich werde dir nicht in den Rücken fallen, Susan. Du musst dir einfach selbst klarmachen, dass es unserer Sache nur dienen kann, wenn die Öffentlichkeit von Malachis Wahnsinn erfährt.«

»Aber das ist es ja«, sagte sie und sah mich flehentlich an. »Er ist nicht wahnsinnig. Er ist böse. Er spielt mit Dingen, mit denen kein Christ etwas zu tun haben sollte, und jeder, auch Blake, weiß das.«

»Er spielt?«, fragte ich. »Womit?«

Sie fixierte mich mit ihren blassgrünen Augen. »Wo Licht ist, Mr. Oakes, da ist auch Schatten. Ich will es einfach ausdrücken: Es ist kein Wahnsinn. Malachi hat gelernt, den Doppelgestaltigen heraufzubeschwören.«

»Den Doppelgestaltigen?«

»Halb Mensch, halb Tier.« Sie senkte die Stimme, beugte sich vor und sah mir halb vorwurfsvoll, halb forschend ins Gesicht. »Warum? Glauben Sie, das ist unmöglich? Wohin, glauben Sie, führen diese Minenschächte auf der Südseite?«

Ich öffnete den Mund, um zu antworten. Dann klappte ich ihn wieder zu. Grundregel für Lohnschreiber: niemals Zweifel oder Spott erkennen lassen. Wenn jemand sagt, er hat Elvis' Gesicht in der Dachisolierung gesehen, darfst du nicht lachen. »Mrs. Garrick«, sagte ich vorsichtig, zog die Kappe von meinem Stift und schrieb »Doppelgestaltig« auf meinen Block. Ich spürte, dass Sovereign mich nebenan beäugte und abwartete, was ich sagen würde. »Blake vermutet, dass der – der *Doppelgestaltige* auf dem Video Malachi selbst ist. Vielleicht in einer Verkleidung. Er glaubt, dass –«

»Ich weiß, was Blake glaubt«, sagte sie gereizt. »Aber er hat das Ungeheuer nicht gesehen. Aber ich habe es gesehen.«

»Sie haben es gesehen?«

»Ah«, sagte sie voller Genugtuung. »Sehen Sie? Ich habe doch gesagt, Sie sollen mich ernst nehmen.« Jetzt lächelte sie. Sie

stand auf, öffnete eine Schublade in der lackierten Kommode, die an der Wand stand, und kam mit einem Stapel Papier zum Tisch zurück. »Ist fast drei Jahre her. Lange bevor dieses verfluchte Video herauskam.« Sie legte den Stapel vor mir auf den Tisch. »Es war schon spät. Alle schliefen schon, aber ich musste noch die Wäsche aus der Waschküche holen. Ich ging den Weg da drüben entlang …« Sie beugte sich vor und deutete aus dem Fenster in Richtung Speisesaal. »Und da hatte ich so ein Gefühl …« Sie zögerte. »Ich hatte das schreckliche Gefühl, dass ich …« Sie legte eine Hand in den Nacken, als erlebte sie den Augenblick noch einmal.

»Ja?«, fragte ich leise. »Sie hatten das Gefühl, dass Sie …?«

Sie hustete und schüttelte den Kopf. »Dass ich *beobachtet* wurde. Die Haare hier sträubten sich, wissen Sie, hier im Nacken. Ich schaute hoch, und dann sah ich es. Es saß auf einem Baum, wie ein Leopard oder so was.«

»Okay«, sagte ich in gleichmütigem Ton, legte meinen Stift aus der Hand, nahm das oberste Blatt, faltete es auseinander und strich es auf dem Tisch glatt. »Und das hier ist …« Ich sah eine Kohlezeichnung, ein bisschen verschmiert und an manchen Stellen geknickt, aber nicht schlecht gemacht. Der größte Teil des Papiers war mit gemalten Blättern bedeckt, aber ein paar Äste schimmerten durch, und einen davon umklammerte ein sorgsam gezeichneter menschlicher Fuß mit dem kraftvollen Griff eines Affen. Daneben eine gequetschte Gesäßbacke und – o Gott, ich musste lächeln – ein *Schwanz.* Er baumelte mindestens einen halben Meter von dem Ast herunter.

»Können Sie sehen, wie es dasaß?« Sie ging neben meinem Stuhl in die Hocke und hielt sich am Tisch fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Nebenan schnaubte Sovereign, peinlich berührt vom Benehmen ihrer Mutter. »Sehen Sie? So.« Susan zog ihre lange Bluse hoch, damit ich sehen konnte, wie ihr Hintern in der braunen Hose sich gegen die Wanderstiefel und die Tweedsocken an ihren Füßen drückte. »Diesen ganzen

Teil konnte ich sehen.« Mit einer Hand beschrieb sie einen ungefähren Kreis um ihr Gesäß und ihren Fuß. »Von hier bis da. Das hier, wo der Schwanz am Körper saß, konnte ich nicht erkennen, weil es im Laub verborgen war, aber den Schwanz konnte ich sehen.«

»Wie lange hat es da auf dem Baum gesessen?« Ich nahm mir das nächste Blatt vor. Das gleiche Bild, ein etwas anderer Maßstab.

»Nicht mehr lange, als ich schrie. Es hastete davon.«

»Wir haben unsere ganze Seite der Insel abgesucht«, erklärte Benjamin, »und nichts gefunden. Und glauben Sie mir, wir haben gründlich gesucht.«

Ich blätterte in den Zeichnungen und fand immer wieder das gleiche Bild. »Die Füße sehen menschlich aus.«

»Ja, und die Haut sieht auch aus wie bei einem Menschen, sogar am Schwanz. Ziemlich braun, ein bisschen wie Leder, wissen Sie. Ich war nah genug dran, um es zu sehen.«

»Das ist Latex. Ein raffiniertes Kostüm«, meinte Blake. »Malachi muss seine Gründe haben.«

»Na.« Susan richtete sich auf, stützte die Hände auf den Tisch und beugte sich vor, um Blake anzusehen. »Dann sag mir eins, Blake: Wenn es ein Kostüm war, wie konnte er dann den Schwanz bewegen?«

»Er hat sich bewegt?«, fragte ich. »Wie meinen Sie das, er hat sich bewegt?«

»Er hat gezuckt.« Mit der Hand imitierte sie ein Muskelzucken. Sofort dachte ich an eine Schlange oder einen Hai. »Wie eine Katze mit dem Schwanz zuckt.«

Ich riss meinen Blick von ihrer Hand los und sah Blake an. Ich wartete auf seine Erklärung. »Hören Sie«, sagte er ungeduldig, »Sie können das schreiben, wie Sie wollen. Sorgen Sie nur dafür, dass die Message klar ist: Malachi benimmt sich unerträglich. Er ist wahnsinnig. Wenn wir genügend Spenden bekommen, können wir diese Insel den Leuten übergeben,

denen wirklich etwas daran liegt.«

»Ich möchte wissen, was Susan sonst noch gesehen hat. Sie wissen von den Schweineköpfen auf dem Zaun?«

»Die hat jeder hier gesehen«, sagte Benjamin. »Aber es gibt noch mehr.« Er drehte sich nach Sovereign um, die noch kein Wort gesagt hatte. »Erzähl Mr. Oakes, was dir passiert ist.«

Aber Sovereign ignorierte ihren Vater. Sie lächelte mich auf diese beunruhigende, wissende Art an, als wollte sie mich auslachen. Ihre Füße in den rosa Plastiksandalen tippten abwesend auf den Boden. Benjamin folgte ihrem Blick, und als er bei mir ankam, veränderte sich sein Gesichtsausdruck. »Sovereign!«, sagte er, und sein scharfer Ton ließ sie zusammenfahren. »Hast du mich gehört?«

»Was?« Sie blinzelte, als ob sie geschlafen hätte. »Was?«

»Du sollst Mr. Oakes erzählen, was du in der Falle gefangen hast. In der Falle.«

Ihre Miene hellte sich auf. Sie lächelte mich an. »Als Mum dieses, na ja, Sie wissen schon, als sie dieses irre Ding gesehen hatte, dachte ich, mein Gott, das ist ja krass, und da hab ich dieses Ding, irgendwie, diese *Falle* gebaut.« Sie deutete mit dem Kopf aus dem Fenster. »Draußen im Wald. Weil, ich hatte ja Malachi nie gesehen, okay? Nur auf Fotos, ja? Und ich dachte so, ich muss das wirklich checken und mal sehen, was der Typ da macht. Also bin ich rübergegangen und hab ein Loch gegraben und hab's irgendwie dschungelmäßig zugedeckt – ziemlich cool eigentlich –, und dann hab ich's für ein paar Tage in Ruhe gelassen. Und dann bin ich wieder hingegangen.«

»Wollen wir ihm zeigen, was du gefunden hast, Sovereign?« Susan stand auf und nahm eine Fleecejacke vom Haken an der Tür. Sie wirkte anders, seit ich mich in ihrer Küche befand: Sie hatte etwas Triumphierendes an sich, als wüsste sie, dass sie kurz davor stand, diese Auseinandersetzung zu gewinnen. »Wollen wir zu den Gefriertruhen gehen und es ihm zeigen?«

Wir nahmen Schirme mit. Sie nutzten nicht viel – der Regen war wie Dunst, der in alle Körperöffnungen drang, in die Ohren, in die Augen. Nach dem kurzen Weg zum Speisesaal waren wir alle davon bedeckt wie von feinem Tau.

»Ich stehe voll auf Fotografie«, erzählte Sovereign mir unterwegs. »Wenden Sie sich an mich, wenn Sie mal jemanden brauchen, der Ihnen die Taschen trägt, Objektive anreicht und all den Scheiß. Als ich die Falle gebaut hab, hatte ich diese total abgedrehte Idee. Ich hab so'n Stolperdrahtdings gemacht, okay? Hab's mit 'ner Kamera verbunden, und die hab ich über der Falle in den Baum geklemmt, sodass ich ein Foto kriegen würde, wenn irgendwas da reinfallen sollte.«

»Aber Malachi hat die Kamera heruntergerissen«, erklärte Blake, als wir das Speisehaus betraten. »Er hat sie gefunden, stimmt's?«

»*Etwas* hat sie heruntergerissen«, entgegnete Benjamin. »Wir wissen nicht, ob es Malachi war. Wir haben nicht herausbekommen, wer oder was es gewesen ist.«

»Sie hätten diese Kamera sehen sollen, Joe«, sagte Sovereign. »Ich wette, so ein System haben Sie noch nie gesehen. Bestimmt hätten Sie es geil gefunden.« Sie führte uns durch den Speisesaal, wo die langen Tische jetzt desinfiziert und blank poliert dastanden, vorbei an der Küche, wo die beiden Männer, die das Essen servierten, mit Töpfen und Tellern hantierten, und in einen Nebenraum. Sie schaltete das Licht ein. Drinnen summten drei Gefriertruhen leise vor sich hin. Sie legte die Hand auf eine davon und sah mich lächelnd an. »Das hier war in der Falle. Und ich finde es total irre, dass es in der Kamera, die er geklaut hat, ein Foto davon gibt, wie es reingefallen ist.«

Sie hob den Deckel der Truhe, und eine Wolke kalter Luft stieg auf. Wir alle drängten uns um die Truhe. Ein Schwein lag darin, auf der Seite, halb bedeckt von weißem, flockigem Eis. »Ein Schwein.« Sie lächelte, und ihre Augen funkelten. »Mein eigenes Schwein. Gefällt es Ihnen?«

»Zeig Mr. Oakes die andere Seite«, forderte Benjamin sie auf. »Komm, dreh es um.«

Seufzend versuchte sie das große Tier zu fassen. »Na, dann helft mir mal.«

Wir alle packten zu und hievten es auf den Rücken. Die Hachsen ragten in die Höhe, und in den Spalten der Hufe steckte eine gefrorene Mischung aus Schlamm und Gras.

»Auf die Seite«, befahl Benjamin, und wieder wuchteten wir es herum und ließen es krachend fallen.

Ich starrte es an und holte meine Kamera aus der Tasche. Mitten auf der Flanke, säuberlich mit etwas sehr Heißem in die Haut gebrannt, prangte das bei Hexen und selbsternannten Satanisten in der ganzen Welt beliebte Zeichen: das Pentagramm. Rasch schoss ich ein paar Fotos.

»Blake«, sagte ich und drückte den Deckel auf das Objektiv, »als Nächstes muss ich da rüber. Ich will mit Malachi sprechen.«

»Das geht nicht. Bei diesem Wetter kann das Boot nicht fahren. Was Sie verlangen, wäre Selbstmord.«

»Sie werden da überhaupt nicht rüberfahren«, erklärte Susan mit zornigem Gesicht. »Weder mit dem Boot noch sonst wie. Sie wissen alles, was Sie für Ihre Story wissen müssen. Sie dürfen nicht – unter *keinen* Umständen – dort hinübergehen und ihn stören. Es wäre das Gefährlichste, was Sie tun könnten.«

10

Am Ende war es Sovereign, die mir half. Beim Mittagessen verließ ich den Tisch, um mir einen neuen Notizblock aus Blakes Cottage zu holen, und als ich durch den Nebel zurückkam, hörte ich, wie jemand meinen Namen zischte. Ich ging ein paar Schritte rückwärts und entdeckte sie zwischen zwei Cottages; sie hielt einen Finger an die Lippen und winkte mich mit der anderen Hand zu sich. Sie hatte sich eine Jeansjacke um

die Schultern gelegt, und ihre Augen waren mit Kajal geschminkt, als wollte sie zu einem Date. Ich vergewisserte mich, dass mich niemand sah, und schlüpfte zu ihr in den Durchgang zwischen den beiden Häusern.

»Ich werde Sie rüberbringen«, sagte sie beflissen und beugte sich vor. »Ich weiß, wie man auf Malachis Seite kommt, ohne dass die Kameras uns erfassen. Es gibt einen blinden Fleck.«

»Du meinst, mit dem Boot?«

»Nein. Durch die Schlucht. Ich hab mir die Kameras angesehen, und ich bin sicher, dass es geht.«

»Wann?«

»Jetzt gleich.« Sie grinste, und ihre Augen funkelten vor Aufregung. Sie deutete auf einen Rucksack, der an der Hauswand lehnte. »Wasserflaschen und Wanderstiefel. Mum und Dad werden ausrasten, aber ich muss auch ein bisschen leben.«

Ich schaute durch den schmalen Durchgang zu dem milchweißen Nebelviereck am Ende. Wie lange würde es dauern, bis man mich vermisste? Vielleicht noch zehn Minuten? »Okay.« Ich hob ihren Rucksack auf. »Aber dann lass uns schnell gehen.«

»Nein, Moment. Ich brauch ein bisschen Geld.«

»Geld?«

»Ja. Zwanzig Pfund, und ich mach's.«

»Was willst du mit zwanzig Pfund?«

»Ich spare, damit ich hier weg kann. Zwanzig Pfund, oder Sie können's vergessen.«

»Mannomann.« Ich warf ihr den Rucksack zu und tastete meine Taschen nach meinem Portemonnaie ab. »Du bist ganz schön geschäftstüchtig, Sovereign, das muss man dir lassen.«

»Ich weiß.« Sie ließ meine Geldbörse nicht aus den Augen, als ich zwei zerknautschte Zehner herauskramte und ihr gab. Sie schnappte danach, als könnten sie gleich wieder verschwinden, und stopfte sie in die Jackentasche. Aber statt loszumarschieren, nagte sie an der Lippe und fixierte mich. »Und noch was.«

»Was?«

»Ich will kurz anfassen.«

Ich stutzte. Die Börse steckte erst halb in meiner Tasche. »Du willst *was?*«

»Anfassen. Sie wissen, was ich meine.« Sie warf einen Blick zum Ende des Durchgangs und beugte sich näher zu mir. Ich konnte ihren Atem riechen – ein Hauch von Karamell, wie Toffee.

»Damit ich das richtig verstehe«, sagte ich fast erschrocken. »Du willst fummeln. Und dafür bringst du mich durch die Schlucht?«

»Ja.«

Ich schob das Portemonnaie ganz in die Tasche. »Und was soll das heißen? Ich befummle dich, oder du befummelst mich?«

»Beides.«

Ich lachte auf. »Das ist ein Witz, oder?«

»Nein.« Jetzt war sie ein bisschen verunsichert. Sie klang beinahe gekränkt. »Ich mein's ernst.«

»Hör auf«, sagte ich. »Du kannst doch nicht –« Ich brach ab. Sie sah enttäuscht aus. Ihre Verwegenheit war dahin, und sie wirkte plötzlich klein, wie ein Kind, das gleich zu heulen anfangen würde. »Sovereign?«, sagte ich. »Sovereign, hör zu. Das wäre nicht richtig.«

»Was wäre nicht richtig?« Jetzt zitterte ihre Unterlippe. »Warum wäre es nicht richtig?«

»Weil …« Ich breitete die Hände aus: *Muss ich es dir wirklich vorbuchstabieren?* »Weil ich achtunddreißig bin, Sovereign. Das heißt – was? Mindestens doppelt so alt wie du.«

»Ich bin fast achtzehn.«

»Du bist fast achtzehn und sehr hübsch, Sovereign, aber du kannst nicht, du kannst nicht rumlaufen und solche Sachen zu einem Mann in meinem Alter sagen.«

»Warum nicht?«

Ich sah zum Himmel empor und wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich und Lexie waren seit fünf Jahren zusammen. Wir

hatten unser Versprechen gehalten, aber im Geiste war ich ihr ungefähr eine Million mal untreu gewesen. Ich leugne es nicht, in meiner Phantasie hatte ich es mit ganzen Heerscharen von Frauen getrieben: mit der Geschäftsfrau mit dem iBook, die auf dem Langstreckenflug von L. A. neben mir saß, mit dem Mädchen, das beim Metzger in Kilburn die Biohühnchen einpackte, mit der Krankenschwester, die meinen Blutdruck maß, als ich nach einer Mexikoreise unter Brustschmerzen litt. Sogar – der Teufel soll mich holen – mit mehreren von Lexies Freundinnen. Die Liste war endlos. Und wahrscheinlich bin ich ein ausgewiesener Perverser: Ein paar der Mädchen waren so alt wie Sovereign. Vielleicht sogar jünger.

»Warum?«, wiederholte sie, als könnte sie meine Gedanken lesen. »Was ist daran unrecht?«

»Alles«, erwiderte ich lahm. »Und außerdem bin ich verheiratet.« Ich hielt die Hand hoch, um ihr meinen Ehering zu zeigen. »Es wäre unfair gegenüber meiner Frau.«

Schniefend strich Sovereign sich die Haare hinter die Ohren; sie nagte an der Lippe und starrte den Ring an. Ich war darauf gefasst, dass gleich Tränen fließen würden. »Es ist so … so *beschissen* hier draußen, Joe«, sagte sie mit zittriger Stimme. »Hier ist niemand, niemand. Ich meine, mit wem soll ich es denn machen? Mit *Blake,* Herrgott noch mal?«

Ich sah sie mitleidig an und widerstand dem Impuls, ihr tröstend die Hand auf den Arm oder die Schulter zu legen. »Das wird sich ändern, wenn du von hier weggehst.«

»Aber bis dahin sind es noch vier Monate!« Jetzt kullerte ihr eine Träne über die Wange, die sie mit der Hand wegwischte. »Und ich will nur …« Plötzlich hatte sie eine Idee. »Darf ich wenigstens an Ihnen *riechen?* Das würde doch nichts schaden.«

»Sovereign –«

»Ich werde Sie nicht anfassen, Joe, das verspreche ich. Es ist bloß … ich weiß ja nicht mal, wie Männer riechen. Ich weiß, wie Dad riecht, aber ich will wissen …«, sie zögerte, »… ich

will wissen, wie *Sie* riechen.«

Ich spähte zwischen den Häusern hindurch. Ich war jetzt seit mehr als fünf Minuten weg. Bald würde Blake sich fragen, was los war, und ich stand hier mit einem Teenager, der an mir *riechen* wollte. Mit großen feuchten Augen schaute sie mich an. Ich musste an die Seehundbabys aus der Kampagne gegen das Robbenschlachten denken. Seufzend schüttelte ich den Kopf. Ich glaub's nicht, dachte ich, als ich mein Sweatshirt über den Kopf streifte. »Aber mach schnell.«

Zögernd betrachtete sie meine Brust unter dem T-Shirt, und ihr Blick wanderte über meine bloßen Arme. »Yeah, ich bin ein schmuddeliger alter Zausel«, sagte ich. »Wasserscheu. Du darfst jetzt nicht denken, wir riechen alle so.« Sie antwortete nicht, wischte sich die letzten Tränen aus dem Gesicht, kam näher und blieb einen Schritt vor mir stehen. Ich wollte ein Stück zurückweichen, weil ich dachte, sie werde mir jetzt die Arme um den Hals schlingen, aber stattdessen schloss sie die Augen, hob das Gesicht und atmete tief ein. Ich blickte auf die Kopfhaut, die durch das feine Haar schimmerte, und stellte mir vor, wie verrückt dieser Anblick sein musste: Ich mit vorgewölbter Brust und nach hinten gestreckten Armen, und Sovereign vor mir, den Kopf mit immer breiterem Lächeln langsam im Kreis bewegend und tief einatmend, als schnupperte sie an einem guten alten Wein und nicht an meinem muffigen alten Körper. In seliger Ekstase. Wie unglaublich traurig – dieses Mädchen mit dem forschen, draufgängerischen Auftreten, das hier in einem verborgenen Winkel am schmutzigen T-Shirt eines Kerls schnupperte. Wie wollte sie zurechtkommen, wenn sie von Cuagach wegginge? Sie hielt sich für smart und clever, aber sie hatte keine Ahnung, *keine* Ahnung von der beschissenen Party, die da draußen in Wirklichkeit im Gange war.

»Okay?«, sagte ich und wollte mein Sweatshirt wieder anziehen. »Weißt du jetzt mehr?«

Sie trat zurück, verträumt lächelnd und mit geschlossenen

Augen »Ja. Jetzt weiß ich mehr.« Sie öffnete die Augen. »Joe?«

»Ja?«

»Ich kann’s nicht erwarten, aufs Festland zu kommen. Ich glaube, es wird mir gefallen.«

Ich ging zu Blakes Cottage – noch immer kam kein Suchtrupp in Sicht, der mich einfangen wollte –, um meinen Rucksack zu holen, und packte meine Kamera und ein bisschen Wasser ein. Unten im Rucksack lag immer noch die Drahtschere, aber um durch das Tor zu kommen, würden wir sie nicht brauchen; Sovereign besaß einen Schlüssel, den sie schon vor Monaten gestohlen hatte. Sie war gut gelaunt und beschwingt, und der Weg kam mir viel weniger beschwerlich vor als in der Nacht zuvor. Zwar waberten weiße Nebelschwaden zwischen den Baumstämmen, aber der Pfad hinauf zur Schlucht war unspektakulär. Wir passierten die erste Dämonenfigur.

»Mums Idee.« Sovereign warf einen giftigen Blick auf das Ding. »Man sieht die beiden und hält sie für ganz vernünftige Eltern, aber glauben Sie mir, sie haben einen Sprung in der Schüssel, der eine Meile lang ist. Sorry, aber Mum kann man einfach nicht ernst nehmen. Ich meine, dieser ganze Quatsch über den Teufel und die Bergwerksschächte – ich bitte Sie!«

»Es gibt Dinge, die sie nicht versteht.« Ich sprach mit gedämpfter Stimme – keine Ahnung, warum. Ich wollte auf dem Weg zu Malachi nicht darüber reden. »Darin bestehen neunzig Prozent meiner Arbeit: über Dinge nachzudenken, die man nicht erklären kann.«

»Dinge, die sie benutzt, um sich aufzuspielen, meinen Sie wohl.«

Wir hatten den Vorsprung erreicht. Der Dunst des Waldes lag hinter uns, und die Luft über der Schlucht war heiß und trocken, der Himmel wolkenlos. Das Land dort unten sah verdorrt aus, und es war so hell, dass man blinzeln musste. Sovereign interessierte sich nicht für die Aussicht auf Malachis Steilwand, die drüben in der Hitze flimmerte. Sie wandte sich auf dem

Vorsprung nach rechts und ging schnell weiter; sie atmete schwer und fuchtelte beim Sprechen mit den Händen. »Darum hab ich das Pentagramm auf das Schwein gebrannt. Hätte nie gedacht, dass jemand drauf reinfällt.«

Ich blieb stehen. »Was?«

Sie drehte sich um. »Schauen Sie mich nicht so an. Ich weiß, dass ich damit alles viel schlimmer gemacht hab, aber ich konnte dem Gedanken einfach nicht widerstehen, sie ausflippen zu lassen.«

»Und das Schwein …?«

»Nein.« Achselzuckend wandte sie sich ab und ging weiter. »Das war wirklich so. Hab's in der Falle gefunden. Und das mit der Kamera stimmt auch; Malachi hat sie wirklich runtergerissen.«

»Hat er deswegen die Verfügung gegen das Dorf erwirkt?«

»Nicht bloß meinetwegen. Weil alle immer herkamen und ihm auf die Nerven gingen. Aber ich glaube, das mit der Falle war das Schlimmste. Überlegen Sie doch: Ich hätte ihn leicht mit seinem angeschnallten Schwanz erwischen können.«

Wir gingen ungefähr eine halbe Meile weit, und neben den riesigen roten Lettern an der Wand kam ich mir winzig vor. Schließlich gelangten wir zu einem ausgetrockneten Bachbett, das die steile Böschung durchschnitt. »Blake hat gelogen, als er sagte, es gibt keinen Weg nach unten«, erklärte sie. »Er will nur nicht, dass Sie hinübergehen und von Malachis Videokameras erfasst werden.«

Halb rutschend begannen wir den Abstieg durch das Bachbett; kleine Steinchen rollten vor uns her. Erst ganz unten bekam man einen richtigen Eindruck von der Größe dieser Schlucht; sie schien sich ins Endlose zu erstrecken. Überall standen verrostete, sich auflösende Chemikalienfässer. Die gelben Aufkleber mit dem Schädel und den gekreuzten Knochen leuchteten in der Sonne. Der Boden unter unseren Füßen fühlte sich schwammig an, als könnte man jeden Augenblick darin versinken, und die

wenigen Baumstümpfe, die es hier gab, waren morsch und trocken. Ihre kahlen Äste ragten wie verkohlte Vogelscheuchen in den Himmel, und nur hier und da hing ein welkes braunes Blatt.

Ab und zu blieb Sovereign stehen und warf einen Blick auf die am gegenüberliegenden Hang angebrachten Kameras. Sie beschattete ihre Augen mit einer Hand vor dem gleißenden Licht. »Ich schwöre Ihnen, Joe, wenn die Kameras uns aufnehmen, bringt Blake uns um.« Immer wieder hielt sie inne, ging dann weiter, überlegte es sich anders, bog ab oder kam ein Stück zurück. Es war so heiß, dass ich mir ein paarmal mit dem Saum meines Sweatshirts den Schweiß vom Gesicht wischen musste. Aber als nach meiner Uhr zwei Stunden vergangen waren, hatten wir es endlich geschafft, unter den Videokameras hindurchzuschleichen, und konnten anfangen, die gegenüberliegende Böschung zu erklimmen.

Zwischen den Bäumen über uns blinkte der Zaun, und die Schweineköpfe waren leuchtende Flecken im dichten grünen Laub. Der Hang hier war sehr viel weniger steil als auf der anderen Seite, und es dauerte nicht lange, bis der vertrocknete gelbe Untergrund sich in Schiefergestein und Vegetation verwandelte. Hier und da wuchsen sogar Blumen. Ehe wir uns versahen, standen wir vor dem Zaun, nur drei Meter von uns entfernt. Er war mindestens viereinhalb Meter hoch. Aus dem Baum über uns starrte ein Schweinekopf auf uns herab. Ein Schwarm Fliegen umgab ihn wie ein Heiligenschein, ein Schmutzfleck in der Luft. Die Augenhöhlen waren leer, aber die Zähne schimmerten groß und blank wie polierte Knochen. Der am Tag zuvor über die Insel gezogene Gestank war hier unerträglich. Ich räusperte mich und fuhr mit der Zunge im Mund herum. Malachi, oh, Malachi, hier also zelebrierst du deine kleinen Rituale, du verrückter alter Schurke!

»Hmmm«, sagte Sovereign kühn und spähte durch den Zaun in den Wald hinein, wo Mückenschwärme wie Schleier zwischen

den Bäumen hingen. Ein leichter Wind wehte vom Meer herauf und ließ die Blätter rascheln. »Sie glauben doch nicht, dass hinter dem Zaun noch mehr Kameras sind, oder?« Sie hockte sich hin, reckte den Hals und lugte zu den Bäumen hinauf. »Hallo, Malachi, du alter Knallkopf. Komm und zeig's uns. Zeig uns deinen Anschnallschwanz.« Das Unterholz hinter dem Zaun war so dicht, dass ich nur ein paar Schritte weit sehen konnte. Alles da drin verharrte in gespenstischer Reglosigkeit, als wäre die Hitze des Tages im dichten Laubwerk gefangen. Nirgends rührte sich etwas, und das gedämpfte Summen von Insekten ließ mich an ein stehendes Gewässer denken.

»So nah war ich noch nie dran«, sagte sie. »Nicht, seit er den Zaun aufgestellt hat. Nach allem, was wir wissen, könnte er tot sein und irgendwo zwischen den Bäumen verwesen.« Sie brach ab. »Joe?«

Ich antwortete nicht, hatte mich aufgerichtet und den Kopf erhoben und starrte angestrengt über ihre Schulter hinweg.

»Was ist los?«

Ich legte einen Finger an den Mund und starrte weiter durch den Zaun, dann drehte ich langsam und ungläubig den Kopf zur Seite. Spielte das Licht mir einen Streich? Jenseits der Alarmdrähte, hinter dem massiven Zaun, lag etwas auf dem Boden, das heller war als die Umgebung. In Größe und Form glich es einer großen Schlange, und es wies die Farbe von wettergegerbter menschlicher Haut auf. Es ragte aus dem Laubschatten eines großen Baums hervor. Die Haare sträubten sich mir wie bei einer Katze.

»*Joe?*« Sovereign flüsterte jetzt. »*Er ist hinter mir, stimmt's?*«

Ich blinzelte. »Ja«, flüsterte ich.

»Er beobachtet uns.« Sie sprach ganz leise. »Oder?« Langsam drehte sie sich um und richtete ihren Blick auf den Wald, der außer den Insektenschwärmen still und unbewegt dalag. Das sonderbare Stück Fleisch lag reglos auf dem Boden. »*Oh*«, hauchte sie. »Oh.«

Lautlos zog ich die Kamera aus dem Rucksack, hockte mich neben Sovereign, schraubte hastig das Objektiv auf und nahm den Deckel ab. Ich war sicher, dass wir etwas Lebendiges vor uns hatten. Ich hob die Kamera und wollte die Schärfe einstellen, als der Schwanz plötzlich zuckte. Genau wie bei einer Katze. Er zuckte noch einmal, und Sovereign sprang heftig atmend auf.

»*Fuck, fuck, fuck*«, zischte sie. »*Haben Sie das gesehen?*«

Ihre Stimme machte das Wesen auf uns aufmerksam. Der Schwanz zuckte erneut, glitt dann zwischen den Bäumen davon und verschwand mit einem Rascheln in den Schatten.

»Scheiße«, sagte ich und ließ die Kamera sinken. Ich starrte auf die Stelle, wo ich das Ding gesehen hatte, und versuchte, Licht und Schatten zu einem sinnvollen Bild zusammenzufügen.

Sovereign wich langsam zurück und fragte in ängstlichem Flüsterton: »*Fuck,* was war das? Was war das?«

»Ssschhh!«

»Joe, ich will hier weg. Lassen Sie uns gehen.« Sie packte mein Sweatshirt und wollte mich hochziehen. »JETZT SOFORT! Bitte, ich will nach Hause!«

Tja, das war natürlich der Wendepunkt. Von dem Augenblick an, als Sovereign weinend und staubbedeckt die Flucht durch die Schlucht antrat, wurde ich bei der Gemeinde für Psychogenes Heilen augenblicklich zum meistgehassten Individuum. Als ich es gerade aufgegeben hatte, darauf zu warten, dass das Wesen noch einmal auftauchte, war das Suchkommando eingetroffen. Sie warteten oben auf dem Vorsprung mit den roten Lettern und beobachteten uns. Und kaum hatte Sovereign ihre Eltern entdeckt, rannte sie los, kraxelte durch das Bachbett den Hang hinauf, schürfte sich dabei die Knie auf und warf sich ihrem Vater schluchzend in die Arme. Über ihren Kopf hinweg starrte Benjamin mich vorwurfsvoll an. Als ich müde die letzten Meter geschafft hatte, trat Blake vor und fixierte mich mit seinem Blick.

»Meine Geduld mit Ihnen ist am Ende, Joe«, knurrte er. »Sobald der Nebel sich verzogen hat, bringe ich Sie auf das Festland zurück.«

Und so hockte ich jetzt exkommuniziert in Blakes Cottage und wartete darauf, dass das Wetter sich besserte. Aber Blakes Wunsch erfüllte sich nicht: Als es Abend wurde, hatte sich der Nebel noch immer nicht verzogen; er hüllte die Insel ein wie ein Gespensterschiff. Ich lag gestrandet auf meinem Bett, auf dem Boden der leere Abendbrotteller. Unten hatten sie eine Wache aufgestellt – Blake und der nigerianische Missionar –, falls ich noch einen eigenmächtigen Fluchtversuch starten sollte. Während es draußen langsam dunkel wurde, schloss ich die Augen, legte die Finger auf die Lider und versuchte, die wenigen Sekunden im Unterholz noch einmal an mir vorbeiziehen zu lassen, so wie ich das Video des Touristen immer wieder abgespielt hatte. Wie hatte Dove das angestellt? Ich ging jedes denkbare Frankenstein-Szenario durch: Dove im Gewand des verrückten Professors, wie er einen rasierten Tierschwanz mit Elektroschocks zum Zucken brachte; Dove, wie er in seinem Labor mit einem raffiniert konstruierten, vielleicht mit Fleisch und Haut umhüllten Roboterschwanz experimentierte. Meine Phantasie kannte diesbezüglich keine Grenzen.

Gegen zehn hörte ich, wie sie eine ganze Weile im Haus umhergingen und Möbel verrückten. Um elf war es still, und als ich hinunterging, stellte ich fest, dass eine Kommode vor der Hintertür stand. Davor schlief der Nigerianer auf einem Klappbett, und in einem Sessel vor der Haustür schlummerte Blake. Ich beobachtete eine Zeitlang, wie seine Brust sich hob und senkte. Quer über seinem Bauch lag ein eiserner Feuerhaken, den er fest umklammert hielt; anscheinend zog er die Möglichkeit in Betracht, dass er mich würde niederschlagen müssen. Mich, der ich halb so alt und doppelt so schwer war wie er. Ich hob die Hand und verabschiedete mich stumm von ihm, und einen Augenblick lang hatte ich Mitleid mit ihm.

Der Sprung aus meinem Schlafzimmerfenster war kein Problem. Ich ließ mich hinunter, bis ich am Fenstersims baumelte, stieß mich dann mit den Füßen ab und landete halbwegs wohlbehalten im Gras. Der Rucksack schlug auf meinen Rücken. Der Nebel – ein Fingerzeig des Himmels, dass ich das Richtige tat – löste sich allmählich auf, und die Nacht wurde kalt und mondhell. Mit der Drahtschere in der Hand machte ich mich auf den Weg. Ich hörte nichts als das ferne Rauschen der Wellen am Strand. Als ich so allein durch den Wald wanderte und die Schlucht mit ihren gespenstischen Fässern durchquerte, begann ich leise vor mich hinzupfeifen, um mir Mut zu machen. Angsthase. Es gab eine Erklärung für das, was ich zwischen den Bäumen gesehen hatte. Ich wusste nur nicht, welche.

Gegen Mitternacht erreichte ich die Stelle, an der Sovereign und ich Halt gemacht hatten. Der Gestank der verwesenden Schweineköpfe war stärker geworden. Ich ging am Zaun entlang, leuchtete in den Wald hinein und schnupperte immer wieder. In Doves Reich war es außergewöhnlich still; nur ein sehr, sehr leises Quietschen kam von irgendwoher. Es klang, als bewegten sich rostige Maschinenteile im Wind. Das Bergwerk? Das alte Schieferbergwerk? Nachdem ich mehr als fünf Minuten gegangen war, näherte ich mich anscheinend dem Ende der Schlucht, denn hinter einer Anhöhe, die sich ein Stück weiter vor dem Zaun erhob, hörte ich das Meer. Ich musste an einen verwesenden Leichnam, an Malachi denken, der zwischen den Bäumen lag, die Hände auf der Brust gefaltet wie zum Gebet. Ich zog das Sweatshirt aus und band es mir um Mund und Nase. Dann zückte ich die Drahtschere und marschierte zielstrebig auf den Zaun zu.

Wie ich schon sagte, mein großes Plus ist, dass ich kein abergläubischer Mensch bin. Es gibt nicht viel, das mir Angst einjagt. Und deshalb blieb ich verblüfft stehen, als ich mich dem Zaun näherte und plötzlich spürte, wie die Haare auf meinen Armen und im Nacken sich sträubten. Ich starrte auf meine

Hände, drehte sie hin und her und hob sie an, damit der Mond die Härchen darauf beleuchten konnte. Was hatte denn *das* ausgelöst? War nicht meine Art, ganz und gar nicht meine Art. Ich spähte zu den Bäumen hinter dem Zaun. Nichts regte sich, und ich hörte nichts außer dem fernen Quietschen. Der Wind hatte fast gänzlich nachgelassen, und so war auch er nicht der Verursacher dieses Phänomens. Stirnrunzelnd schob ich die Schere zwischen die Maschen des Zauns. Als die beiden Klingen Kontakt bekamen, wurde mir sofort die Antwort geliefert: *elektrostatisches Feld, du dämliches Arschloch*, eine Millisekunde zu spät; fünf-, sechs-, siebenhundert Volt, die meine Brustmuskeln krampfen ließen und den Bizeps in beiden Armen so heftig zusammenzogen, dass ich die Ellbogen jäh abspreizte und wie ein Känguru rückwärts über die Steine hopste. Ich rutschte aus, mein Sandalenriemen riss, und die Drahtschere flog in hohem Bogen über meinem Kopf durch die Luft.

ESF: Elektrostatisches Feld – lässt einem die Haare zu Berge stehen.

Ich lag auf dem Rücken im Gras wie ein Käfer, die Arme schlaff; nur meine Augen bewegten sich und verfolgten die Wolken; ich dachte an das Himmelreich, das die halbe Welt dahinter vermutete. *Das war eine Warnung, mein Alter, eine Warnung für die ganz Dummen.* Meine Nerven sterben ab, dachte ich, und bei dem Gedanken kam ein leises Lachen aus meinem Mund – der erste Hinweis darauf, dass ich wohl doch überleben würde. Okay, dachte ich, sie sterben nicht ab, aber sie brechen zusammen: mein erster Nervenzusammenbruch. Mein erster Elektroschock. Er brennt eine Bahn durch den Körper. Eine breite Bahn von versengtem Fleisch, die sie erst finden, wenn sie dich auf dem Obduktionstisch aufschneiden. Glaubt Finn jedenfalls. Dass man den Finger durchschieben und sehen kann, welchen Weg der Strom genommen hat, so wie man einen Kugelschreiber in ein Einschussloch in der Wand schieben kann.

Mein linker Fuß erwachte als Erstes wieder zum Leben. Zuerst der linke Fuß, dann eine wandernde warme Welle, und jetzt war es mein linkes Bein und dann die ganze linke Körperhälfte. Die Finger meiner linken Hand krümmten sich, Nase und Ohren zuckten. Und plötzlich konnte ich husten. Mühsam drehte ich mich auf die Seite und spuckte ins Heidekraut. Dabei hing mein rechter Arm wie ein Stück totes Fleisch über meinem Rücken, als gehörte er nicht zu mir. Steif hob ich das Kinn und sah mich um. Ich musste lange auf dem Rücken gelegen haben. Stundenlang. Der Mond war über den Himmel gewandert, und im Osten schimmerte rosiges Licht. Der Morgen dämmerte. Ich riss den Kopf herum und starrte über meine Schulter zum Zaun. Kein Warnschild. Gesichert wie ein Militärgelände und keine einzige Hochspannungswarnung auf der ganzen Länge des Zauns.

»Huu huu«, ertönte es auf der anderen Seite des Zauns. »Huu huu.«

Ich erstarrte.

»Huu huu.«

Mit meinem einen wieder zum Leben erwachten Bein strampelte ich mich wie in einem Laufrad auf dem Boden im Kreis herum, bis ich mit dem Gesicht zum Zaun lag. Unter den Bäumen war es dunkel. Einer der Schweineköpfe mit dem flirrenden Heiligenschein aus Fliegen starrte von oben auf mich herab. Ich drückte das Kinn herunter und kniff sofort die Augen zu, weil schmerzhafte Pfeile durch meinen Nacken schossen. Ein Rascheln. Das Knacken eines Zweigs. Dann Stille. Ich hielt den Atem an.

»*Haben sie es Ihnen nicht erzählt …?*«

Mein Puls fing an zu rasen. Ich zappelte wie ein gestrandeter Fisch und strampelte mich ab, um in die Richtung zu sehen, aus der die Stimme kam. Da war jemand, ein paar Schritte unter den Bäumen hinter dem Zaun. Ich konnte es sehen: eine fahle, aufgedunsene Gestalt, geduckt, als ob sie am Boden kauerte. Ein Paar Augen, die flink hin und her blickten.

»*Hat man Sie nicht vor mir gewarnt?*«

Er war es. Ich wusste es sofort. Ich sah einen Fuß in einem ausgelatschten Turnschuh und eine weiße Hand, die den Griff irgendeines Gegenstands umfasste. Eine Waffe. Instinktiv wusste ich, dass ich tief in der Scheiße saß. Es lag an dieser froschartigen Hockstellung – als wollte er sich mit einem Satz auf mich stürzen. Ich warf mich wie verrückt auf dem Boden hin und her, um meinem Körper irgendeine Reaktion zu entlocken, aber ich brachte meine Glieder nicht unter Kontrolle. Keuchend ließ ich mich zurückfallen.

»*Haben sie es Ihnen nicht erzählt? Wissen Sie nichts über–*«

Er brach ab, und es folgte eine lange Pause. Sein Atem rasselte wie bei einem alten Mann, und ich fühlte, wie sein Interesse zunahm. Das war's, dachte ich voller Panik. Er weiß, wer du bist. Er richtete sich auf. Ich straffte mich und rechnete damit, sein Gesicht am Zaun auftauchen zu sehen, aber stattdessen verschwand er zwischen den Bäumen. Sein massiger Körper bewegte sich schwerfällig durch das Geäst. Ein Zweig knackte, ein leises Rascheln, und dann nichts mehr. Die Welt versank in Schweigen.

Mit all meiner Energie wuchtete ich mich auf die Seite und starrte in die dunkle Leere, die er hinterlassen hatte. Mein Herz pochte wie wild, und ich fragte mich, ob ich ihn mir nur eingebildet hatte. Steine, Gras, Bäume, nichts bewegte sich. Als sich auch nach einer Ewigkeit nichts rührte und ich so lange dagelegen hatte, dass die Welt sich noch ein gutes Stück weiter in den Morgen hineingedreht hatte, atmete ich tief durch und stemmte mich mit aller Kraft, die ich aufbringen konnte, hoch.

Zusammengesunken saß ich da, blinzelte in die Morgendämmerung und bohrte die Finger der linken Hand in meinen rechten Bizeps, um ihn zu aktivieren. Ich schaute die ganze Länge des Zauns entlang. Stille. Gab es vielleicht ein Tor, durch das er auf meine Seite gelangen konnte? Mein Rucksack – ich hatte null Ahnung, wo der abgeblieben war, aber meine Ta-

schenlampe lag drei Meter entfernt am Boden; ihr langsam schwächer werdender Lichtstrahl beleuchtete das karge Heidekraut. Und dort im Licht blinkte die Drahtschere. Ich drehte mich auf dem Arsch herum und rutschte vorwärts wie ein Baby, das noch nicht laufen kann; das harte Heidekraut zerkratzte mir die Beine. Drahtschere. *Hoch mit dir, Oakesy, mein Alter. Mach schon. Steh auf, verflucht, und hol sie dir.* Ich packte mein taubes rechtes Bein, schwenkte es zur Seite und rollte mich unbeholfen auf mein heiles linkes Knie. »Komm schon. Komm schon.« Irgendwie schaffte ich es, den linken Fuß unter mich zu ziehen und das Bein durchzudrücken. Das rechte Bein blieb gefühllos, und ich hatte weder die Kraft noch das nötige Gleichgewicht, um vorwärtszukriechen. Ich war halb tot von der Anstrengung und schaffte es nicht, mich aufzurichten. Ich musste in dieser Stellung verharren, den Hintern hochgestreckt, die Nase vor der verschrammten Kniescheibe, schwankend, einer Ohnmacht nahe. Sollte ich mich einfach umfallen lassen, dahin, wo die Drahtschere lag?

Ich sah ihn zwischen meinen Beinen hindurch. Auf dem Kopf, eine Silhouette vor dem rosafarbenen Himmel. Ruhig und locker kam er den Hang herauf, ein riesiger Schatten, wie ein Berg, der mein Gesichtsfeld ausfüllte. Einen Moment konnte ich mich überhaupt nicht rühren. Völlig starr nahm ich alle Details wahr. Er war massig, seine Kleidung verschlissen und dreckig, und im Lauf der Jahre waren ihm Männerbrüste gewachsen. Kein umgeschnallter Schwanz baumelte zwischen seinen Beinen. Aber er trug eine Axt. Yeah, dachte ich, und mein linkes Bein wurde schwach. Das ist eine Axt. Eine Axt.

»Los doch«, zischte ich meine Kniescheiben an. »Macht euch gerade, ihr Scheißer.« Aber es ging nicht. Ich konnte es nicht. Ich musste so bleiben, krumm wie eine gottverdammte Haarnadel, hin und her schwankend wie ein Betrunkener, während er sich mir gelassen näherte. Er ging nicht schneller, er lief nicht, er überrannte mich nicht wie ein Bulldozer – kam einfach heran

und versetzte mir lässig von hinten einen Stups.

Und ich konnte nichts tun. Ich kippte um, landete mit dem Gesicht im Gras und mit dem Bauch auf meinen Händen, hörte ein knirschendes Geräusch in meiner Nase. Ein Stöhnen drang aus meiner Kehle. Einen Augenblick lang blieb ich so liegen, das Gesicht auf die Erde gedrückt; in meinem Kopf drehte sich alles, ein langer Faden blutigen Schleims hing aus meiner Nase.

Er ließ sich hinter mir auf die Knie sinken und schob sanft und methodisch seinen Körper über mich, bis er mit seinem ganzen Gewicht auf meinem Rücken lag und mir in den Nacken atmete, als wollte er mich ficken. Mit klopfendem Herzen lag ich da und zwang mich, unter seiner Last weiter ein- und auszuatmen, während ich starr vor Angst auf das wartete, was er jetzt tun würde. Aber er tat gar nichts, lag einfach auf mir, auf eine verrückte, irgendwie kameradschaftliche Art, das Gesicht zur Seite gedreht, sodass es an meiner Wange lag. Eine Haarsträhne fiel über sein Ohr und baumelte vor meinen Augen. Es kam mir vor, als wäre sie fünfzig Meter dick.

Kraftlos krümmte ich die Finger meiner linken Hand. Wahrscheinlich kannst du dich immer noch bewegen, mein Alter, dachte ich. Ich biss so fest die Zähne zusammen, dass meine Kiefergelenke knackten. Wahrscheinlich kannst du es. Ich schluckte das Blut hinunter, das durch meine Kehle rann. Wenn ich die Augen ganz nach oben verdrehte, konnte ich mit Mühe den Lichtschein der Taschenlampe sehen. Die Drahtschere lag daneben. Dove erstarrte auf mir.

»Was?« Meine Stimme klang gepresst, als hätte ich eine schwere Erkältung. »Was haben Sie vor?«

»Dein Seelenfrieden«, flüsterte er. »Erinnerst du dich an deinen Seelenfrieden, Joe Finn? Tja, jetzt ficke ich ihn. Ich ficke deinen Seelenfrieden, Joe.«

Er stieß sich von mir herunter. Ich rollte zur Seite, rang nach Luft, und meine Arme zuckten krampfhaft in die Höhe. Er packte die Axt, und bevor ich auch nur Anstalten machen

konnte, mich aufzurichten, ließ er sie herabsausen, mit der stumpfen Seite voran. Kraftlos versuchte ich danach zu greifen. Mein linkes Handgelenk prallte gegen die Klinge, und einen Moment lang umfasste ich sie mit glitschigen Fingern, bevor er sie wegriss und ich zurücksank. Meine Hände bluteten, und die Welt um mich herum geriet ins Wanken.

Und das war es. *Bang, bang, Maxwell's silver hammer* traf mich am Kopf. Und *bang, bang* war der alte Oakesy weg. Nicht tot natürlich. Aber verdammt nah dran.

11

Es dauerte drei Wochen, bis ich mich wieder mit Cuagach befasste. Aber ich hörte nie auf, daran zu denken, nicht einen Augenblick lang. Die ganze Zeit über, während ich im Bett lag, zu schwach zum Aufstehen, dahindösend und von Doves Beelzebub träumend, hörte ich niemals auf, darüber nachzudenken, wie ich es diesem Scheißkerl heimzahlen könnte. Wie sich herausstellte, hatte er mir ordentlich eins aufs Dach gegeben. Er hatte einen großen Fetzen aus meiner Kopfhaut gerissen und mir den Schädel gebrochen. Kein offener Bruch, keine Knochensplitter, die ins Hirngewebe drangen, aber doch schlimm genug – ein fünf Zentimeter langer Haarriss im Scheitelbein, was immer das sein mag. Und »schlimmer Bruch« hin, »guter Bruch« her, er hatte auch ein gutes Stück meines Gedächtnisses ausgelöscht. Ich kann mich an fast nichts aus den ersten achtundvierzig Stunden erinnern.

Der Himmel weiß, wie ich ins Dorf zurückgekommen bin. Wahrscheinlich hat Blake Alarm geschlagen, ist hergekommen und hat mich auf dem Rücken im Heidekraut liegend gefunden. Ich weiß, dass man mich durch den Wald getragen hat, und irgendwann war mir so kalt, dass ich mit den Zähnen klapperte. Ich erinnere mich auch an den Geschmack von Blut und daran, dass ich mich alle fünf Minuten übergeben musste – ungekoch-

tes Blut verträgt der Magen einfach nicht. Ich weiß auch, dass ich irgendwann an einen eiskalten, dunklen Ort gebracht und wie ein Toter auf einen Steinboden gelegt wurde – eine Ewigkeit, wie mir schien –, während Blake und Benjamin in der Nähe miteinander stritten. Ihre Stimmen hallten wie in einer Gruft: Blake wollte die Polizei zu Dove schicken – wegen versuchten Mordes –, und Benjamin kreischte wie ein kleines Mädchen, er wolle damit nichts zu tun haben: »Wir hätten niemals einen Journalisten nach Cuagach kommen lassen dürfen!« Irgendwann muss jemand – ich nehme an, es war Blake – mich ins Boot gelegt und zum Festland gebracht haben. (Er ließ die Speicherkarte in meiner Kamera – man weiß wirklich nie, wen man auf seiner Seite hat, stimmt's?), denn mein getreuer Hummerfischer fand mich am nächsten Morgen um sechs unter einer Wolldecke auf einer Mole am Rand von Croabh Haven.

Später erzählte Lexie, als sie die Tür öffnete, stand ich da, gestützt von dem Hummerfischer, die rechte Hand wie ein totes kleines Tier in der gewölbten Linken, mit blutverkrustetem Kopf und einem von oben bis unten vollgekotzten T-Shirt, und die ersten Worte, die aus meinem Mund kamen, waren: »Bolzenschneider, Lex. Isolierte Griffe. Musst du mir besorgen.«

Als sie mein Gesicht sah, dachte sie, ich hätte einen Schlaganfall erlitten, und ich selbst erinnere mich noch an die Halloweenmaske, die mir aus dem Spiegel entgegenstarrte: Die rechte Gesichtshälfte hing herab wie geschmolzenes Kerzenwachs, und die Lider des rechten Auges waren so schlaff, dass ich den roten unteren Rand des Augapfels erkennen konnte. Manchmal sehe ich dieses Gesicht immer noch vor mir, zwischen all den anderen Alpträumen. Aber ich weigerte mich entschieden, zur Polizei oder ins Krankenhaus zu gehen; ich wollte nicht, dass die Polizei anmarschiert kam und alles vermasselte, bevor ich Gelegenheit gehabt hatte, noch einmal auf die Insel zurückzukehren. Und immer, wenn ich in den nächsten Tagen die Kraft zum Sprechen fand, stritten Lex und

ich deshalb. Am Ende liefen diese Diskussionen wie immer auf Klassengezänk hinaus: Lex stapfte im Zimmer auf und ab, warf die Arme in die Höhe und beklagte, dass sie keinen Oberschicht-Ehemann genommen hatte: »Ich fasse es nicht! Du hast der Polizei nie vertraut, weil du und Finn als zwei Kleinkriminelle aufgewachsen seid und glaubt, wir leben in so was wie einer verdammten Orwellschen Diktatur, in der man den Behörden nicht über den Weg trauen kann – und wegen dieser *absolut vernünftigen* Einstellung weigerst du dich, einen Mordversuch anzuzeigen.«

»Lex –«

»Ich für meinen Teil bin so erzogen, dass ich die Obrigkeit *respektiere.* Du wirst es noch bereuen, Oakesy, dass du keine Anzeige erstattet hast. Hör auf mich: *Du wirst es noch bereuen* …«

Sie war viel, viel wütender auf mich als auf Dove und hörte mit ihrem Geschrei nur auf, wenn sie mir etwas zu essen brachte, die Bettwäsche wechselte oder mir das verkrustete Blut aus den Haaren wusch und versuchte, meine Kopfhaut zusammenzuflicken. Ziemlich unheimlich, diese Mischung aus Zorn und Zuneigung, mit der sie mich bedachte. Am zweiten Tag, es war der 2. September, kroch sie nackt zu mir unter die Decke. Ihre Füße schmiegten sich kalt an meine Waden, und ihre Hand wanderte zu meinem Schwanz. Stumm und mit geschlossenen Augen lag ich da; ich wusste, dass ich ihn in diesem Zustand niemals hochbringen würde, und nachdem wir zehn Minuten wortlos nebeneinandergelegen hatten, brach sie in Tränen aus, sprang aus dem Bett, lief aus dem Zimmer und schlug mit den Türen. Den Rest der Nacht verbrachte sie laut schluchzend im Wohnzimmer – so laut, dass ich es hören musste. Und das sollte ich natürlich auch.

Selbst wenn ich in der Lage gewesen wäre, hätte ich nichts zu sagen gehabt. Ich wusste nicht mehr, in was ich mich eigentlich verliebt hatte: in Lexie oder in einen speziellen schwarzen

Minirock, den sie an dem Abend getragen hatte, als wir uns kennenlernten. In den Minirock und in den verträumten Ausdruck in Finns Gesicht, als er sie darin sah. Zwei Monate später heiratete ich sie. Die Braut und der Neandertaler schreiten zum Altar; die Braut sieht hinreißend aus in ihrem Organdykleid, und der Neandertaler hat die Hand druntergeschoben. *Jetzt* erzählen meine Freunde mir, dass sie sie nie hatten leiden können – *jetzt*, nicht gleich am Anfang. Ein dreifaches Hoch auf diese zurückhaltenden, sogenannten Freunde. Und so lag ich in dieser Nacht in dem Bungalow und starrte an die Decke, während sie nebenan vor sich hinweinte. Von Zeit zu Zeit vernahm ich, wie sie die Wohnzimmertür einen Spaltbreit öffnete. Wahrscheinlich streckte sie den Kopf heraus, um sich zu vergewissern, dass ich sie noch hörte.

Danach schwiegen wir zwei Tage lang. Ich sah viel fern. Der Bungalowvermieter kam vorbei, und ich handelte noch zwei Verlängerungswochen mit ihm aus. Nach zehn Tagen waren Schwellung und Lähmungserscheinungen zurückgegangen, und ich ließ mich von Lexie zum Röntgen ins Krankenhaus bringen, wo ich wortreich etwas von einem Sturz mit dem Fahrrad erzählte. Wie sich herausstellte, war Lexie eine gute Krankenschwester. Der Schädelbruch verheilte gut; ich brauchte keine Behandlung, und es musste nichts genäht werden. Also strubbelte ich mir das Haar über die Narbe und begann, meine Rückkehr nach Cuagach zu planen. Ich fuhr nach Lochgilphead und besorgte mir einen schweren Bolzenschneider mit isolierten Griffen. Aber konnte ich auch nur einen *einzigen* Fischer oder Bootsbesitzer auftreiben, der bereit war, mich an die Südspitze der Insel zu fahren und auf mich zu warten? Einen Scheißdreck konnte ich. Nachdem ich vier Tage gesucht hatte, fand ich in Ardfern jemanden, der mir gegen Hinterlegung eines ordentlichen Batzen Geldes einen kleinen Außenborder vermietete. Aber als ich gerade startklar war, schlug das Wetter um. In Schottland war es schon Herbst geworden. An dem Tag, als ich

von der Insel gebracht wurde, hatte er innerhalb von einer Stunde Einzug gehalten: Gerade noch herrschte ein milder Altweibersommer, und wenig später sank die Temperatur, und in den Highlands schneite es sogar. Und jetzt wurde es noch schlimmer. Der Wind nahm zu und fegte heulend um die Küste. Und wenn ich nicht an den Klippen vor Luing zerschellen wollte, musste ich warten.

Und ich musste lange warten. Eine Woche verging, bevor ich aufwachte und Sonnenstrahlen auf den Wellen des Firth glitzern sah.

Es ist seltsam, aber meine klarste Erinnerung an Lexie während dieser ganzen traurigen Geschichte ist nicht das, was Sie vielleicht glauben: nichts von dem alptraumhaften Szenario, sondern etwas vergleichsweise Freundliches. Es war an dem Morgen, als sie zur Mole kam, um mich zu verabschieden. Sie war wütend, weil ich noch einmal nach Pig Island fuhr, und brachte kaum ein Wort hervor. Ich sehe sie noch vor meinem geistigen Auge: die eine Hand in die Hüfte gestemmt, und mit der anderen schiebt sie sich die Sonnenbrille auf die Nase und starrt zur Insel hinüber, weil sie es nicht über sich bringt, mich anzusehen. Sie hatte sich vor unserer Abreise in London die Haare schneiden lassen, und ihre Nase war noch ein bisschen braun von der Sommersonne. Alles in allem sah sie an diesem Tag nicht gerade wie meine Frau aus, dachte ich, als ich sie aus dem Augenwinkel betrachtete.

»Warum fährst du nicht zurück nach London?«, schlug ich vor. »Nimm dir ein Taxi und fahr mit dem Zug.« Sie antwortete nicht. Achselzuckend verschränkte sie die Arme und starrte weiter zur Insel hinüber. Ich musterte sie einen Moment lang. Dann stieg ich ins Boot und warf den Motor an. »In meiner Computertasche ist Bargeld, wenn du welches brauchst«, rief ich und machte die Bugleine los. Das Boot entfernte sich von der Mole. »Im vorderen Fach.«

Sie wartete gar nicht erst. Als ich das Boot von seinem Liegeplatz wegmanövriert hatte, mich nach ihr umdrehte und mich einen Moment lang fragte, ob ich den romantischen Lover spielen sollte – zurücksteuern, an Land springen und sie wortlos küssen –, hatte sie sich schon abgewandt und stieg die Treppe hinauf zum Kai, und der Augenblick war vorüber. *C'est la vie,* Leute. Gereizt trommelte ich mit den Fingern auf dem Steuerruder herum und sah ihr nach. Man weiß eben nie.

Die Gezeiten waren günstig; sie zogen mich geradewegs aus Craignish Loch in den Firth hinaus, wo Strudel tennisballgroße Schaumkronen auf der Wasseroberfläche tanzen ließen. Ziegen glotzten von den verlassenen Inseln zu mir herüber. Ziegen der Spanischen Armada; sie lebten seit Jahrhunderten auf diesen Inseln, die armen Viecher – und da fand Sovereign, sie habe es schlecht getroffen. Eine Zeitlang war der Wellengang ziemlich heftig, und ich stellte mir vor, wie ich in den mächtigen Corryvreckanwirbel hineingezogen, zermalmt und wieder ausgespuckt wurde. Aber dann geriet ich in irgendeine Strömung, und ehe ich mich versah, beruhigte sich die See und trug mich beinahe wie von selbst um die Insel herum zur unbewohnten Seite.

Als ich mich dem Ufer näherte, entdeckte ich einen kleinen, verfallenen Landungssteg, an dem sich ein weißes, salzverkrustetes Fischernetz verheddert hatte. Ein Kieselstrand erstreckte sich so weit das Auge reichte. Ungefähr einen halben Meter vor der Baumgrenze befand sich ein Drahtzaun, wahrscheinlich die Fortsetzung des Zauns in der Schlucht. Vielleicht sollte er verhindern, dass Leute der GPH hier mit dem Boot landeten. Oder es war ein Käfig, der ein Ausbrechen unmöglich machen sollte.

Ich band das Boot am Anleger fest und hievte den Bolzenschneider auf die Schulter. Dann blieb ich einen Moment stehen und spähte durch den Zaun landeinwärts. Halb rechnete ich schon damit, dass Dove zwischen den Bäumen auftauchte. Alles war still; ich hörte nur das Knarren und Rumpeln des Boots am

Landungssteg. Ich hob meinen Rucksack auf und wanderte am Strand entlang, um eine Stelle zu finden, an der ich eindringen konnte. Wind war aufgekommen, ein kalter, unnatürlicher Wind mit einem fischigen Geruch, der die Bäume seufzen ließ. Als ich die Felsen am Ende des Strands erreicht hatte, war der Wind so heftig geworden, dass mein Kopf schmerzte. Bevor ich Bekanntschaft mit Doves Axt gemacht hatte, war das nie vorgekommen. Am helllichten Tag hatte die Gegend nichts von der Düsternis meines letzten Besuchs. Aber ich hatte trotzdem ein ungutes Gefühl, so als ob die Zweige und Heidekrautbüschel, die da vom Wind gepeitscht wurden, nur die Vorboten von etwas waren, das da aus der Umzäunung kam. Ich war froh über das Gewicht des Bolzenschneiders auf meiner Schulter.

Ich trat dicht an den Zaun heran, blieb stehen, hob die Hand und wartete auf das kribbelnde Gefühl, das mir die Haare sträubte. Aber nichts passierte.

Ich legte die Hände vorsichtig um die isolierten Griffe des Bolzenschneiders und achtete darauf, dass die Daumen gut anlagen. Vielleicht stand der Zaun nicht unter Strom, aber das änderte nichts daran, dass mein Herz wie wild klopfte. Ich führte die Zange näher und näher an den Draht, bis sie ihn berührte, und war darauf gefasst, dass sie mir aus der Hand geschleudert werden würde. Doch nichts geschah. Sie lag schwer auf dem Draht und bewegte sich gelegentlich im Wind zur Seite. Die Sonne blinkte weiß auf dem Stahl. Ich schüttelte den Kopf und lächelte spöttisch über das bange Gefühl in meiner Brust. *Jetzt gibt's keine Ausrede mehr, mein Alter* … Ich fuhr mit dem Bolzenschneider am Zaun entlang nach unten, um zu sehen, ob doch noch irgendwo ein Stromkreis existierte, und als er mit hartem Schlag auf der Erde landete, ohne dass es funkte oder krachte, hockte ich mich hin und begann, den Draht zu durchtrennen.

Verglichen mit Blakes Schere durchschnitt der Bolzenschneider den Zaun wie ein heißes Messer ein Stück Butter. Nach

weniger als drei Minuten hatte ich ihn von oben bis unten aufgeschnitten. Wenn jemand mich dort drinnen, zwischen den Bäumen versteckt, beobachtete, würde er wohl keinen Zweifel an meinen Absichten haben. Ich hob den Rucksack auf und schob mich durch das Loch. Der Bolzenschneider lag auf meiner Schulter, sodass ich ihn bequem tragen, aber auch in einer einzigen Bewegung herumschwingen und wie einen Blitz aus der Luft niedersausen lassen konnte.

Das Erste, was mir in diesem Wald auffiel, war der Schweinekot. Die Haufen lagen überall, manche zertrampelt, manche oval und überkrustet wie Hundekuchen. Immer wieder sah ich flache Rillen im Boden und windzerzauste Borstenbüschel an Zweigen und Steinen, wo die Schweine sich geschubbert hatten. Und jedes Mal, wenn der Wind sich drehte, wehte mir eine neue Woge dieses Geruchs entgegen – nicht der Gestank von verwesenden Schweineköpfen, sondern der Geruch von verdautem Gras und Laub.

Der Wind drang nicht weit in den Wald hinein, und eine Zeitlang herrschte unheimliche Stille. Ich blieb stehen, um mich zu orientieren. Vor mir zwischen den Baumstämmen sah ich Flecken von Sonnenlicht, als wäre da vorn eine große Lichtung. Ich konnte undeutliche Umrisse erkennen: einen verrosteten alten Fülltrichter, ein hoch in der Luft gespanntes Drahtseil, an dem ein alter Flaschenzug hing. Das Schieferbergwerk.

Ich suchte die Lichtung nach irgendwelchen Lebenszeichen ab. Sie war verlassen. Der Flaschenzug schwang quietschend im Wind hin und her – das gleiche gespenstische Quietschen, das ich damals drüben vor dem Zaun gehört hatte. Ich überquerte das Bergwerksgelände, spähte in Schächte und stieß gegen den Fülltrichter. Ein Stolleneingang in einer Felswand war von einem verrosteten Wassertank halb verborgen. Fäulnisgeruch schlug mir wie aus einer Kloake entgegen, und als ich mit der Taschenlampe hineinleuchtete, entdeckte ich ein totes Schwein. Ich starrte in seine blicklosen Augen und dachte mir, dass dies

für ein Schwein doch ein komischer Ort war, um sich zu verkriechen. Wahrscheinlich hatte jemand es hineingeschoben. Es war auch nicht so stark verwest, wie es stank, und sah ziemlich frisch aus. Vielleicht war es eine von Malachis Entsorgungsstätten. Ich erinnerte mich an das, was die Garricks gesagt hatten: dass er durch diese Stollen und Schächte Zugang zur Hölle habe. Während ich überlegte, ob ich hineinkriechen und das Schwein herausziehen sollte, erstarrte ich.

Jemand lachte.

Vorsichtig wich ich vor dem Stolleneingang zurück, knipste die Taschenlampe aus, hockte mich auf die Fersen und spähte durch die Bäume. Es war ein abscheuliches Lachen, das über die verlassene, steinige Fläche hallte. Meine Haut spannte sich. Das Gelächter brach ab, und jemand redete: ein langsamer, leiser Monolog. Diese Laute hatten etwas so Vertrautes an sich, dass …

Langsam stand ich auf und lächelte in mich hinein. *Fernsehen.* Ich war sicher. Irgendwo da vorn zwischen den gottverlassenen Felsen lief ein Fernseher.

Das Haus sah aus wie ein großes viktorianisches Gebäude – bizarr in dieser Umgebung. Vielleicht war es für einen leitenden Angestellten des Bergwerks errichtet worden. Es stand auf einer von Unkraut aufgeworfenen Zementplatte; die Farbe blätterte ab, und die Fenster waren bemoost und schmutzig. Aber es war nicht unbewohnt: An den Fenstern hingen Gardinen, Ölfässer standen neben dem Generator an der Seite des Hauses, und ein Fernseher lief hinter einem offenen Fenster im Erdgeschoss – ein alter Schwarzweißfilm, den Stimmen nach zu urteilen.

Ich starrte das Fenster an. Etwas an der Gardine, die der kühle Wind bauschte, etwas an der Dunkelheit dahinter, die Art, wie es die Aufmerksamkeit förmlich aufsog – das alles ließ meine Nerven vibrieren: *Eine Falle!* Langsam hob ich den Bolzenschneider über den Kopf. *Du bist kein gottverdammtes Sonderkommando, mein Alter. Lass dir nicht für nichts und*

wieder nichts den Schädel einschlagen.

Mit vorsichtigen Schritten näherte ich mich dem Haus von der Seite und schob mich dann mit dem Rücken an der Wand entlang. Ich spürte die Wärme der Steine im Nacken. Fast ohne zu atmen und den Bolzenschneider noch immer erhoben, beugte ich mich langsam, sehr langsam vor und spähte ins Zimmer. Es war unordentlich und schmutzig, überall lagen Chipstüten, schmutzige Tassen und leere Joghurtbecher herum. Die Sonne schien auf Schichten von Staub. Der Fernseher stand mit der Rückseite zum Fenster, und dahinter, mir und dem Fernsehgerät zugewandt, befand sich ein blankgewetztes Sofa. Weiter hinten gab es noch ein Fenster; es war geschlossen und die Gardine davor übersät mit toten Fliegen.

Mit der Fingerspitze berührte ich sacht die Tür. Sie schwang auf, und ich konnte in einen gefliesten Flur sehen. Als ich einen Schritt hineintat, versanken meine Füße in Unrat. Aus dem Zimmer erklang die Titelmusik von *Neighbours,* und unversehens musste ich daran denken, wie ich in Kilburn mittags bei Suppe und Brötchen gesessen hatte, während Lexie in der Praxis war und ich zu Hause arbeitete. Ich blieb stehen und spitzte die Ohren. Abgesehen vom Fernseher war nichts zu hören.

Ich ging ins Wohnzimmer. Es war klein und vollgestopft mit Möbeln und Müll. Ein Druck von Blakes *Christus* hing, von einer dicken Staubschicht bedeckt, über dem Kamin, und in einer Nische stand eine beinahe lebensgroße Gipsstatue der Jungfrau Maria, wie ich sie in Mexiko in den Läden vor dem Grenzübergang in Tijuana gesehen hatte. Jeder einzelne Teil von ihr war mit einer anderen Farbe bemalt: das Gewand blau, die Lippen und Wangen rot, die Augen leuchtend kornblumenblau. Sie war mit allem möglichen Kram drapiert: Blumen und Flittergirlanden reichten bis auf den Boden. Das Haus eines religiösen Fanatikers, dachte ich. Genau das, was ich – Hinter mir erwachte etwas sirrend zum Leben.

Falle, Falle, Falle, durchzuckte es mich. Ich drehte mich um

und hob den Bolzenschneider; ich erwartete Dove oder etwas Schlimmeres zu sehen. Aber es war nur eine schief in einem Blumentopf auf der Fensterbank stehende Kinderwindmühle, die ein Luftzug zum Drehen gebracht hatte. Blinzelnd starrte ich das Windrädchen an, wie es schneller, langsamer, schneller und wieder langsamer wurde und schließlich mit einem trägen Klickety-klickety-klick auslief, bis ich die einzelnen Farben, Rot und Gelb, erkennen konnte.

Ich rührte mich nicht, starrte das Windrad an und wartete, bis mein Herz die letzten Reste des Adrenalins aus der Blutbahn gepumpt hatte. Nach einer Weile ließ ich den Bolzenschneider sinken. Im Haus herrschte wieder Stille; nur aus dem Fernseher drangen weiterhin erhobene Stimmen. Ich biss die Zähne zusammen, warf einen Blick auf den Kleiderhaufen im Flur und schaute dann wieder das Windrad an. Ein paar dieser Kleider gehörten einem Kind, einem kleinen Mädchen. Ein kurzer, elektrisierender Gedanke schoss mir durch den Kopf: Hier gab es ein Kind – oder gleich mehrere, und vielleicht hielt er sie gefangen. Ich starrte zur Decke und ließ dem Gedanken ein wenig Raum. Aber dann wurde mir klar, wenn ich bei Verstand bleiben wollte, durfte ich meiner Phantasie nicht weiter freien Lauf lassen. Ich kehrte zurück in den Flur und fing an, das Haus zu durchstöbern.

Es war leer. Keine Menschenseele, nirgends. Aus dem, was ich sah, konnte ich nur schließen, dass Malachi so durchgeknallt war, wie es nur ging. Er verschwendete keinen Gedanken an Hygiene oder Kultur. Und vielleicht waren irgendwann einmal Frauen – oder eine Frau – und womöglich sogar Kinder hier gewesen. Eins der Zimmer wirkte seltsam sauber im Vergleich zum Rest: ein ordentlich gemachtes Bett, zurückgebundene Vorhänge, Bücher auf einem Regal. Wo sich die Bewohner dieses Zimmers jetzt befanden, darüber wollte ich nicht nachdenken. Sowie ich diese Insel verlassen hätte, würde ich die

Bullen anrufen, damit sie ihre Vermisstenkartei durchgingen.

Du bist ein ganz Cleverer, Oakesy. Ein ganz Cleverer.

Am Rand der Lichtung blieb ich stehen, das Haus im Rücken; ich wünschte, ich hätte Lexie nicht mit zum Hafen kommen lassen. So hatte ich keine Gelegenheit mehr gehabt, mir etwas zum Rauchen zu besorgen, und in diesem Moment hätte ich beide Nieren für einen Zug aus einer Zigarette gegeben. Vor mir führte ein Trampelpfad in den Wald, auf die Schlucht zu, und so wie es aussah, war kürzlich noch jemand hier gegangen. Das Üble war, dass *ich* ihm jetzt würde folgen müssen. Doves fiesem Ungeheuer. Seinem *Doppelgestaltigen.*

Wurde Zeit, dass ich dieses Gespenst loswurde. Ich ballte die Hand zur Faust und klopfte mir mit den Knöcheln an den Kopf. *Geh schon los, du Arsch.* Ich rückte den Rucksack zurecht, legte mir den Bolzenschneider auf die Schulter und marschierte los.

Der Pfad schlängelte sich auf Umwegen durch den Wald, aber ich wusste, dass er auf die Schlucht zuführte. Die Bäume dämpften alle Geräusche, sogar meine eigenen Schritte klangen dumpf. Nach einer halben Stunde schimmerte vor mir der Zaun durch das Unterholz. Ich ging schneller und spürte die Nähe der Schlucht daran, dass die Luft in Bewegung geriet. Der Wind würde dort durch die Felsspalten wehen wie durch einen Tunnel. Sweatshirt und Shorts wurden an meinen Körper gedrückt, dann flatterten sie und blähten sich wie Segel. Fünf Meter vor dem Zaun war der Wald zu Ende. Ich stand auf einem Grasstreifen. Ein totes Schwein lag neben dem Zaun; es sah platt und geschrumpft aus, die runzlige Haut schmiegte sich an die Rippen. Das Gras umhüllte es und wehte dann wieder zur Seite, sodass man den mumifizierten Kiefer und die Zähne sehen konnte. So wie es dalag, hatte ich den Eindruck, es sei zu Boden geschleudert worden; und dann bemerkte ich den schwarzen Fleck an der Schnauze: das Mal eines Elektroschocks. Grimmig ließ ich meinen Blick am Zaun entlangwandern und entdeckte einen Pfad, der durch das Gras getrampelt war und zu einem offenen

Tor führte. Mein Herz schlug schneller.

Ich stieg über den Schweinekadaver hinweg, lief zu dem Tor und schaute über die Schlucht hinweg. Jemand oder etwas war vor kurzem hier durchgegangen.

Der Wind ließ die toten Bäume rascheln und sich neigen. Die Sonne blinkte auf den alten Chemikalienfässern. Fast eine Viertelmeile weit entfernt, über den roten Lettern der GPH – *Weiche von mir, Satan* –, wogten die Bäume, und für einen Moment erschien mir diese Seite der Insel beinahe so fremdartig wie der Teil, in dem ich mich jetzt befand. Ich drehte mich um. Auch hinter mir wiegten sich die Bäume im Wind. Auf dieser Seite der Insel war niemand, da war ich mir plötzlich ganz sicher. Ich wandte mich wieder der Schlucht zu, dem offenen Tor und der Steilwand gegenüber. Ein Schauer lief mir über den Rücken und ein Gedanke ging mir durch den Kopf: *Dove ist ins Dorf gegangen. Und er hat den Teufel mitgenommen.*

12

Ich brauchte drei Stunden, um hinüberzukommen. Als ich den Rand der Siedlung erreicht hatte, war all mein Wasser aufgebraucht, und meine Zunge lag trocken im Mund. Ich hatte Blasen an den Füßen, und von dem schweren Bolzenschneider tat mir die Schulter weh. Ich war jetzt seit vier Stunden auf der Insel, und die Sonne stand tief. Der Wind, der mich in der Schlucht zweimal aus dem Gleichgewicht gebracht hatte, war auf dieser Seite der Insel eingeschlafen, aber noch immer klang er mir in den Ohren, und mein Gesicht brannte davon.

Auf dem Waldweg, der zum Dorf hinunterführte, blieb ich stehen. Das Tor stand weit offen. Die Schatten waren lang, bald würde es Abend sein. Es war eigenartig still. Ungewöhnlich still. Ich ruhte mich kurz aus und passierte dann das Tor, ohne darüber nachzudenken, was das alles bedeutete. Als die Dächer des Dorfes in Sicht kamen, wusste ich, dass hier etwas nicht

stimmte. Normalerweise müsste um diese Zeit eine Andacht stattfinden, oder jemand würde mit einer Schüssel Gemüse, das geputzt werden musste, unterwegs sein. Aber jetzt sah ich keine Menschenseele.

Ungefähr hundert Meter rechts von mir bewegte sich etwas. Ich blieb ganz still stehen und konzentrierte mich. Es befand sich unten, dicht über dem Boden, in einer schmalen, V-förmigen Rinne, die in gerader Linie wie ein eingetrocknetes Flussbett zwischen zwei Cottages verschwand. Es war ein bisschen heller als das Gras ringsum. Ich ging ein paar Schritte weiter und stellte fest, dass es ein Schwein war, das mit der Schnauze am Boden wühlte; der Schwanz kringelte und streckte sich aufgeregt. Es fraß. Die Schnauze blieb an einer Stelle, während es sich mit dem Hinterteil im Kreis drehte, mit den Füßen scharrte und sich weiter drehte. Ich ging noch ein paar Schritte weiter und – »Scheiße.«

Ich wich zurück, setzte mich hin und starrte mit leerem Blick auf das Schwein. Das Tier hob den Kopf und schaute herüber – mit mäßigem Interesse und ohne Angst. Es würde sich von seiner Mahlzeit nicht abhalten lassen. Seine Schnauze war von etwas verschmiert, das aussah wie Erbrochenes, aber ich war mir sicher – meine Brust krampfte sich bei dem Gedanken zusammen –, es musste der Mageninhalt des Menschen sein, den es da fraß. *Fuck, fuck, fuck.* Ich starrte den mageren Fuß in der rosa Plastiksandale an. *Sovereign?*

»Oh, Scheiße«, sagte ich noch einmal, umklammerte meine Fußknöchel und ließ den Kopf sinken. So schnell bringt mich nichts aus der Fassung, das stimmt, aber jetzt bekam ich einen heftigen Schüttelfrost.

Mit Hunden war es genauso, fiel mir später ein. Hunde waren Allesfresser: Als Erstes nahmen sie sich den Magen des Opfers vor und fraßen die halb verdauten Pflanzen, Körner und Nüsse, die sie darin fanden, bevor sie sich dem Fleisch und den

Knochen zuwandten. Vielleicht hatte der Mensch das Gleiche getan, damals in seiner Zeit als Jäger und Sammler. Es dauerte eine Weile, bis es mir gelang aufzustehen. Ich begann Steine zu sammeln, und jedes Mal, wenn ich mich bückte, kippte ich fast um. Schließlich richtete ich mich auf, um einen Hagel von Steinen auf das Schwein niedergehen zu lassen, als mir in den Sinn kam, dass ich vielleicht beobachtet wurde.

Ich ließ die Hand mit dem Stein sinken, drehte mich um und suchte den Wald in der Richtung ab, aus der ich gekommen war. In meinem Kopf pochte es. Das Tor stand offen. Aber hier war niemand. Nur eine Leiche. Das Schwein hatte die Person nicht getötet – Schweine sind keine Raubtiere –, aber vielleicht so in Stücke gerissen? Ich rieb mir mit der Hand heftig über die Stirn, versuchte den Gedanken loszuwerden und schaute hinunter zu den Häusern. Nichts rührte sich. Der Speisesaal lag nur hundert Meter weit entfernt; die Schiebetüren standen offen und reflektierten den Glanz der untergehenden Sonne, aber drinnen war niemand zu sehen.

Jetzt kamen noch mehr Schweine zwischen den Bäumen hervor, alle mit dem gleichen fressgierigen Blick, und machten sich über Sovereign her; sie zerrten lange, klumpige Stränge aus ihrem Leib und rissen an der silbrigen Muskelhaut. Beinahe unbeteiligt verfolgte ich, wie ein, nach der Größe zu urteilen, junges Schwein sich ein Bein vornahm. Es knackte, als es den Knochen zerbiss. Dann trottete es beinahe vergnügt mit dem Fuß samt rosa Plastiksandale davon und verschwand zwischen den Bäumen. Ich ließ die Steine fallen, zog mein Handy heraus und schaute auf das Display, ob nicht doch noch ein Funksignal seinen Weg nach Cuagach gefunden hatte. Aber nichts, das Symbol für fehlende Netzverbindung. Scheiße. Ich steckte das Telefon wieder ein und rieb mir die Stirn. Was jetzt?

Seufzend erhob ich mich und griff nach dem Bolzenschneider, zögerte. Am liebsten wäre ich gerannt, aber das ließ ich bleiben. Ich behielt den Speisesaal im Blick und lauschte in den Wald

hinein. Neben mir erstreckte sich die Wiese. Ich hielt den Bolzenschneider schlagbereit für den Fall, dass irgendetwas sich auf mich stürzen sollte.

So *was wie den Teufel gibt es nicht. Keine Bestie. Keinen Doppelgestaltigen …*

Aber verflucht, was hatte Sovereign dann so zugerichtet?

Es war spät. Schatten breiteten sich zwischen den Cottages aus. Als ich bei den Fenstern des Speisesaals anlangte, sah ich mich noch einmal um. Der Wald lag totenstill da; nichts regte sich dort. Die Sonne verschwand hinter den Wipfeln. Ich drehte mich wieder um und spähte durch ein Fenster in das Halbdunkel des Speisesaals, wo ich nur die leeren, blank geschrubbten Tische auf den Böcken sehen konnte. Ich öffnete die Tür und trat ein, und für einen Moment sah ich mein Spiegelbild in der Scheibe: ein beklommenes, sonnenverbranntes Gesicht. Ich schloss die Tür und blieb stehen, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

Fast dreißig Sekunden lang glaubte ich allein zu sein. Die Küchentür am hinteren Ende stand einen Spaltbreit offen, und ich erkannte Tellerstapel und Geschirrtücher, die zum Trocknen an einer Leine über dem Herd hingen. Ich wollte hingehen, aber dann erstarrte ich. Meine Hände spannten sich um den Bolzenschneider. Ich drehte mich um und hob ihn über den Kopf, um mich zu verteidigen.

Blake beobachtete mich aus dem Schatten zu meiner Linken.

Er saß an seinem gewohnten Platz am Kopfende des einen Tisches, mit dem Rücken zum Kamin. Er trug ein adrettes Polohemd und hatte beide Hände flach auf den Tisch gelegt. Den Kopf hielt er ein wenig schräg, nach hinten und zur Seite geneigt. Erst nach ein paar Schrecksekunden wurde mir klar, dass er sich nicht brüllend auf mich stürzen würde. Er war tot. Sein Mund stand offen, und die Sehnen an seinem Hals waren gespannt. Die weit aufgerissenen Augen starrten ins Leere, und die untere Hälfte seines Hemdes war blutdurchtränkt.

Ich hielt den Atem an und wartete, bis ich ganz sicher war, dass er den Mund nicht zuklappen und aufspringen würde. Erst dann ließ ich den Bolzenschneider sinken und ging zu ihm. Ich starrte ihn an. Dann beugte ich mich vor, um herauszufinden, worauf er saß, und sofort wusste ich, woran er gestorben war. Er saß auf einem Stuhl. Das Fleisch an seinem Bauch und die Hälfte der Hose waren weggerissen. Ich sah einen Knochensplitter in der Wunde. Ein Teil des Beckens? Etwas hatte ihm den Magen herausgerissen. Mein erster Gedanke: Wenn wir uns nicht auf Cuagach befänden, würde ich das Ganze für einen Unfall mit einer landwirtschaftlichen Maschine halten.

Ich schaute über die Schulter durch das Fenster in den Abend hinaus. Jetzt entdeckte ich erst die Blutspur, die von der Tür hierher führte, als sei Blake draußen angefallen worden und schon verletzt gewesen, als er sich hier hereinschleppte. Auf der Flucht vor irgendetwas … Unversehens wurden meine Knie auf eine Weise weich, die ich mir anatomisch nicht erklären konnte. Ich musste mich am Tisch festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Ich blinzelte ein paarmal und starrte auf mein verschwommenes Spiegelbild in der blank polierten Tischplatte. *Fuck, was geht hier vor? In was bist du hier hineingeraten?* Ich wischte mir über die Stirn, hob den Kopf und betrachtete Blake und die Blutspur.

Ich trat an das kleine Fenster, das auf den Rasen hinausging. Von hier aus hatte ich freie Sicht auf das Dorf, den Landungssteg, die Cottages. Hier und da waren Vorhänge zugezogen. Alles war nach wie vor gespenstisch still. Nichts regte sich. Auch das Meer, auf dem vor einer Weile noch weiße Schaumkronen getanzt hatten, lag jetzt ruhig im kupferroten Abendlicht. In der Ferne konnte ich das Festland ausmachen: Lichter, die sich wie eine Kette über den Horizont spannten, das Licht von Autoscheinwerfern, die über die Küstenstraße schwenkten. Weiter unten, wo Meer und Land aufeinandertrafen, sah ich

einen fahlen Fleck: Craobh Haven, wo jetzt vielleicht Lexie saß und den Sonnenuntergang verfolgte.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Also ging ich in die Küche, hielt das Gesicht unter einen kalten Wasserstrahl, wusch mir Schmutz und Schweiß ab und trank, bis ich nicht mehr konnte. Ich trocknete mich mit einem Geschirrtuch ab und kehrte in den Speisesaal zurück. Ich betrachtete wieder Blake und rechnete halb damit, dass er zu sprechen beginnen würde.

»Gibt es irgendeinen Weg, hier rauszukommen?«, fragte ich ihn. »Kann ich mich einfach verpissen, ohne mich weiter um irgendwas zu kümmern?«

Ich lief zur Schiebetür und blieb stehen, empfand Hilflosigkeit, musste an all die Fenster im Dorf denken, hinter denen sich jemand verbergen und mich beobachten konnte. *Vielleicht bleibst du einfach hier, bis es wieder hell wird?* Nein. Ich schloss die Tür hinter mir, atmete tief durch, packte meinen Bolzenschneider fester und marschierte los.

Ich sah mich nicht um und wandte den Blick nicht vom Weg. Ich wollte verdammt sein, aber wenn mich jemand beobachtete, brauchte er nicht zu wissen, dass ich Angst hatte. Die Laterne auf der Mole brannte nicht wie sonst. Erst aus nächster Nähe sah ich, dass das Boot weg war.

Ich starrte auf die Wellen, die unten um den Poller schwappten, und mein Herz klopfte ohrenbetäubend laut. *Fuck, fuck, fuck, fuck.* Ich lehnte mich an einen Pfahl und ließ meinen Blick zu den Cottages wandern. In keinem der Fenster brannte Licht. Nirgends ein Lebenszeichen. *Was jetzt?*

Es gab lediglich zwei Alternativen. Entweder versuchte ich, zu meinem Boot auf der anderen Seite der Insel zu kommen – durch die Schlucht, im Dunkeln und ohne zu wissen, was da auf mich wartete –, oder ich schloss mich irgendwo im Dorf ein und wartete bis zum Morgen – was eine noch schlimmere Vorstellung war.

»Ha!«, sagte ich laut und starrte missmutig auf das eiskalte

Wasser. »Oder du schwimmst, mein Alter. Oder du schwimmst.«

Es war die Kälte, die mich an die Kirche denken ließ. Lange Zeit kauerte ich auf der Mole und wusste nicht, was ich tun sollte; ich beobachtete, wie die Sonne unterging und die Lichtpunkte der Sterne am Himmel erschienen. Auf den kühlen, aber sonnigen Tag folgte eine frostige Nacht, und plötzlich erinnerte ich mich an die eiskalte Kapelle mit den Schlössern an der dicken Eichenholztür. Und ich hatte noch gelacht, als Sovereign mir erzählte, dass sie sich dort einschlossen, um sich zu schützen.

Schwerfällig und starr vor Kälte rappelte ich mich auf und folgte dem Pfad nach oben. Huschte wie ein Schatten zwischen den Cottages hindurch und an den Fenstern vorbei. Ich konnte leise sein, wenn ich musste, und obwohl meine Beine taub von der Kälte waren, bewegte ich mich wie eine Katze. Auf den ersten Blick hätte man glauben können, in einem Museum zu sein: Im Dunkeln hinter den Fenstern sah ich aufeinandergestapelte Stühle, einen altmodischen Computer, eine Obstschale auf dem Küchentisch der Garricks. Alles wirkte wie konserviert, Ausstellungsstücke zum Anschauen, nicht zum Benutzen. Hinter den Häusern befanden sich die fahrbaren Mülltonnen aufgereiht an ihrem Platz am Weg, und im Wartungsschuppen stand der große Traktorrasenmäher mit der offenen Motorhaube. Alles wie immer. Bis ich zur Kirche kam. Dort erlebte ich zum ersten Mal, was wirkliche Angst war.

Abrupt blieb ich stehen. Ich wusste sofort, dass hier etwas nicht stimmte. Statt mich in Sicherheit zu bringen, hatte ich das Gegenteil getan: Ich war in das Herz dessen vorgedrungen, was in meiner Abwesenheit auf Pig Island geschehen war.

Lautlos verließ ich den Weg, schlich mich durch das dichte Unterholz und blieb hinter einem Baum stocksteif stehen. Zwanzig Schritte vor mir hing die Spitze des Kirchturms schief

vor dem nächtlichen Himmel. Als hätte etwas Schweres daran gehangen. Das Kruzifix vor dem Eingang war umgestürzt und lag mit dem Gesicht nach unten im Gras; ein Arm war abgebrochen. Und ich hörte ein Geräusch. Das Geräusch von tropfendem Wasser in einer dunklen Höhle – *plink, plink.*

Als sich auch nach einer geraumen Weile nichts gerührt hatte, verließ ich den Schutz meines Baums und näherte mich der Kapelle so weit, dass ich die schwere Eichentür sehen konnte. Sie war total zerstört – zerfetzt, zersplittert, als hätte eine riesige Klaue auf sie eingeschlagen. Es waren nur noch ein oder zwei lange Splitter übrig, die knarrend an den Angeln baumelten. Auf dem Boden, halb in der Kapelle, halb draußen, lag eine Gestalt, die irgendein Urinstinkt in mir auch im Dunkeln sofort erkannte. Ich holte ein paarmal tief Luft und wartete darauf, dass mein Herz aufhörte zu hämmern. Ich warf den Rucksack zu Boden und wühlte meine Taschenlampe hervor. Dann klemmte ich mir den Bolzenschneider zwischen die Knie und knipste die Lampe an.

Ich richtete den Lichtstrahl auf die offene Tür und sagte im Kopf Zahlen auf, um mich zu konzentrieren; bereit, sofort in den Wald zu flüchten, sollte mein Licht irgendetwas aufscheuchen. Aber nichts geschah. Ich leuchtete mit der Lampe auf die Gestalt am Boden. Der nigerianische Missionar. Er war im Pyjama, unverwechselbar mit dem Speckring um den Bauch. Er lag auf dem Gesicht, ein Hüftgelenk ausgerenkt, sodass das Bein in einem unnatürlichen Winkel abgespreizt war; der kleine Zeh sah gebrochen aus und deutete wie ein Finger senkrecht zu den Sternen. Sein rechter Arm fehlte, weggerissen wie Blakes Bauch. Es schien, als hätte er sterbend versucht, aus der Kapelle zu kriechen.

Ich hielt die Lampe ruhig und zwang mich hinzusehen; monoton zählte ich weiter, einundsechzig, zweiundsechzig, dreiundsechzig, um ruhig zu bleiben. Ich konnte ihn riechen, stellte ich entsetzt fest, und der Geruch war sehr viel intensiver

als der Gestank der Schweine, denn er war roher; der Geruch des Sägemehls in einer Schlachterei, kalt und kupferig. Und plötzlich wusste ich, was das Geräusch bedeutete, das ich hörte. Es war kein Wasser. Langsam, sehr langsam richtete ich den Lichtstrahl auf die Tür.

Die Kapelle war voll von Menschenfleisch. Das Licht erfasste alle möglichen Formen, die an Wänden und Lampen hingen. Es war Blut, kein Wasser, das da auf den Steinboden tropfte. Ich stand da wie ein Zinnsoldat, die Lampe vor mir ausgestreckt wie ein Bajonett. Auf der Lehne einer der Bänke lag etwas, das aussah wie ein Gesicht, abgerissen und weggeworfen wie die Zifferblätter auf einem Gemälde von Salvador Dali. Ich hatte nicht gewusst, dass man ein ganzes Gesicht abschälen konnte wie eine Gummimaske. Dieses Gesicht erscheint mir auch heute noch im Schlaf.

Wenn man so etwas in seinen Kopf lässt, muss man entweder Mauern errichten, um sich davor zu schützen, oder man verliert komplett den Verstand. Tränen rannen mir plötzlich über das Gesicht. Ich wischte sie mit dem Ärmel ab. Ich hatte seit Jahren nicht mehr geweint, und es war ein seltsames Gefühl, weil es so sanft war: kein wildes Schluchzen, kein ersticktes Würgen. Ich schaltete die Lampe aus, zählte immer noch und versuchte, nicht durchzudrehen. Ich hörte auf, als ich bei zweihundertzwanzig war. Dann wandte ich mich ab und schlich zurück zum Speisesaal. Keine Ahnung, warum, vielleicht, weil Blake da war. Vielleicht war ein toter Blake besser als überhaupt niemand.

»Weiß nicht, was ich für dich tun kann, alter Junge.« Ich stand im Dunkeln und betrachtete den Leichnam. Plötzlich war die Angst verflogen. Das hatte ich hinter mir. Ich wusste, dass ich sterben würde. »Tut mir leid.« Und um nicht wieder zu weinen, ging ich in die Küche und riss die Besteckschublade heraus, in der lauter Messer und ein schweres Nudelholz lagen. Damit und mit meinem Bolzenschneider bewaffnet, kauerte ich mich in eine Ecke und errichtete mir mit Hilfe eines Tisches und eines

metallenen Mülleimers mit Pedaldeckel eine Art Schutzwall, hinter den ich mich verschanzte und wartete.

Eigentlich wusste ich nicht, worauf ich wartete. Auf den Morgen? Nein. Jetzt nicht mehr. Ich wartete auf den Tod.

13

Es war kurz nach Mitternacht, als ich etwas hörte. Ich hatte beobachtet, wie die Sterne am Fenster vorüberzogen, und vier Stunden lang dem Rauschen der Brandung am Ufer gelauscht und über all die Glaubensrichtungen und Überzeugungen nachgedacht, über die ich in meinem Leben gelacht hatte.

Da war es: ein Klicken oder Scharren aus dem Speisesaal zu meiner Rechten. Ich schrak aus meinen Gedanken auf. Fast wäre mir das Messer aus den Fingern geglitten, aber ich konnte es noch festhalten und griff mit der anderen Hand hastig nach dem Bolzenschneider. Ich schob den Mülleimer leise beiseite und schlich lautlos und mit klopfendem Herzen zur Tür. Vorsichtig legte ich das Ohr an das Holz. Ich stellte mir vor, wie Blake aufrecht auf seinem Stuhl saß, mit weit aufgerissenen Augen, die Hände flach auf dem Tisch. Neben ihm eine Bestie, riesig, fast bis zur Decke reichend, mit scharrenden Hufen. Mir brach der Schweiß aus. Wieder hörte ich ein Geräusch, leicht gedämpft, als würde jemand einen Stuhl zurückschieben. *Okay, okay,* sagte ich mir. *Das ist nichts. Das wird sich alles ganz einfach aufklären.* Blake war tot. Das Geräusch da draußen kam wahrscheinlich von einem Schwein. Wahrscheinlich war es nur ein Schwein.

Bloß … du hast … die Scheißtür zugemacht …

Ich schüttelte den Kopf, atmete tief durch und trat mit drohend erhobenem Bolzenschneider hinaus in den Speisesaal. »Komm her, damit ich dir eins verpassen kann, Malachi!«, schrie ich. »Komm her und hol’s dir!«

Ich blieb stehen. Die Schiebetür stand ein Stück weit offen.

Blake saß noch genau an derselben Stelle wie zuvor, aber ein hochgewachsenes Wesen beugte sich über ihn. Es wandte mir den Rücken zu. Es trug einen alten, verdreckten Männermantel und Stiefel, und als es sich von Blakes blutigen Überresten aufrichtete, sah ich, dass unter dem Mantel ein Schwanz heraushing. *Es frisst. Ich habe es beim Fressen gestört,* durchfuhr es mich – aber schon war es weg, mit einem Satz zur Tür hinaus.

Wie gelähmt stand ich da, den Bolzenschneider über den Kopf erhoben. Ich hielt den Atem an, bewegte mich nicht, starrte einfach in die Dunkelheit, in die es verschwunden war. Das war nicht Malachi gewesen. Nicht Malachi mit einem umgeschnallten Schwanz. Es war zu groß, zu kräftig. Meine Brust wollte zerspringen. Ich ließ mit einem Schwall die Luft aus meiner Lunge entweichen und den Bolzenschneider sinken, und dann rannte ich der Bestie nach.

Auf der Höhe über dem Dorf blieb ich stehen, stieg auf einen Felsbrocken und suchte den Wald vor mir ab. Ich ahnte, dass diese Jagd mich zur Schlucht zurückführen würde. Noch bevor ich die Gestalt sah, wie sie mit schnellen Schritten den Weg zwischen den Bäumen hinauflief, war mir klar, dass diese Nacht drüben im Schieferbergwerk enden würde. Wenn ich noch einen Rest von Verstand gehabt hätte, wäre ich auf der Stelle umgekehrt und hätte mich im Speisesaal verbarrikadiert. Irgendwann würde Lexie oder der Bootseigentümer Alarm schlagen. Aber da war irgendetwas in mir, das mich antrieb. Lexie hätte es Dummheit genannt. Ich ging weiter.

Ich sprang von dem Felsblock hinunter auf den Pfad, der sich einen Meter tiefer befand, rappelte mich hoch und folgte der Kreatur, die ziemlich schnell war. Sie kannte den Weg, hastete zielstrebig zwischen den Bäumen hindurch. Ohne auf Geräusche zu achten stürmte ich hinterher. Unter meinen Füßen knackten Zweige. Ich kam rasch voran und erreichte schneller als gedacht den Vorsprung an der Schlucht.

Keuchend spähte ich auf dem Sims entlang und befürchtete schon, das Wesen verloren zu haben. Aber dann entdeckte ich es – eine Bewegung unter mir, ein verschwommener Fleck, ein gleitender Schatten, etwas heller als das Felsgestein, auf dem Weg nach unten in die Schlucht.

»*Du Scheißkerl!*«, brüllte ich und legte mir den Bolzenschneider um den Hals, sodass die Klingen sich hart an meine Kehle drückten und die Griffe über meine Schultern nach hinten ragten wie starre Flügel. Ich würde keine Zeit verschwenden und gleich hier hinunterrutschen. Mit dem Rücken zur Schlucht ließ ich mich auf die Knie fallen und schob die Füße rückwärts über die Kante in die Dunkelheit. Eine Sekunde lang zögerte ich und dachte an den Abgrund unter *mir. Jetzt tu's einfach* …

Und dann ließ ich mich ins Dunkel fallen, im besten Fall halb kriechend, schlimmstenfalls rutschend und fallend, meilenweit, wie mir schien. Steine und Ginster zerkratzten mir Beine und Bauch. Zerschunden und blutend kam ich unten an, aber ich gönnte mir keine Pause. Gleich war ich wieder auf den Beinen und rannte, den Fässern ausweichend, hinter der Gestalt her. Das Herz schlug mir bis zum Hals, meine Kehle war wund, und die Zunge klebte mir am Gaumen. Aber jetzt würde ich eher tot umfallen, als die Jagd aufgeben.

Eine Ewigkeit verging, bis ich auf der anderen Seite ankam. Wie eine Eidechse machte ich mich an den Aufstieg. Arme und Beine arbeiteten wie Maschinenkolben. Alle paar Meter verlor ich den Halt und rutschte wieder zurück, bis ich an Ginster und Heidekrautbüscheln Halt fand. Oben angekommen, gestattete ich mir genau eine Minute Rast; ich lag keuchend und schwitzend auf dem Rücken und zählte diszipliniert die sechzig Sekunden ab. Das Blut lief an mir herunter, aber mein Kopf war klar. Achtundfünfzig, neunundfünfzig, sechzig … Ich sprang auf und lief weiter, anfangs noch ein wenig schwerfällig, gebückt und mit hängenden Armen, dann immer schneller und aufrechter. Durch das offene Tor im Zaun. Und da war es wieder – ein

schemenhafter Schatten, der vor mir durch den dunklen Wald huschte. Ich war ihm immer noch auf den Fersen. Zweige schlugen mir ins Gesicht. Meine Arme bewegten sich pumpend. »LAUFEN, VERDAMMT!«, schrie ich meine Beine an. »*Fuck.* Ihr. Sollt. Laufen.«

Und plötzlich war ich da, auf der Lichtung vor dem Haus. Taumelnd blieb ich stehen und beobachtete, wie das Wesen, ein mattgelber Schatten, um die Ecke verschwand. Ich hörte, wie die Tür zuschlug und die Riegel vorgeschoben wurden.

Ich stützte die Hände auf den Waden ab, schüttelte den Kopf und spuckte aus. Wartete darauf, dass mein Herz sich beruhigte und meine Lunge aufhörte zu brennen. Jetzt war es egal, ich brauchte nicht mehr zu rennen. Der Scheißkerl gehörte mir – er war in diesem Cottage eingesperrt. Als meine Beine endlich nicht mehr zitterten und ich den Kopf hob, sah ich noch, wie ein Fenster leise geschlossen wurde. Sah die Hand einer schattenhaften Gestalt unter der Gardine.

»*NEIN!*«, brüllte ich und stürzte auf das Haus zu. »*Nein!*« Ich packte den Fensterrahmen – aber es war zu spät, das Fenster war zu und nirgends eine Lücke, in die ich hätte greifen können. Wütend sprang ich zurück, schwenkte den Bolzenschneider seitwärts und zurück, geradewegs in die Scheibe. Das Glas zersplitterte, und die Scherben rieselten im Wohnzimmer klirrend zu Boden. Hastig riss ich mir mein Sweatshirt vom Leib, wickelte es mir um die Faust, stieß die letzten Scherben aus dem Fensterrahmen und öffnete den Riegel. Sekunden später befand ich mich im Haus – ich schlängelte mich durch das Fenster, landete auf der Schulter und rollte auf dem zerbrochenen Glas zur Seite. Unbeholfen richtete ich mich auf, hockte mit weit geöffneten Augen da und bewegte den Kopf ruckartig hin und her. Ich war allein im Zimmer.

Das Windrad auf der Fensterbank drehte sich quietschend, als sei es erfreut, mich zu sehen. Ganz langsam zog ich den Bolzenschneider zu mir heran und stand auf. Im Haus war es völlig still.

Leise ging ich zur Wand, schaltete das Licht ein und blieb reglos stehen. Ich versuchte mich auf die Luft im Haus zu konzentrieren und ihre Vibrationen auf meiner Haut zu spüren. Nichts. Keine Bewegung, kein Laut. Ich drehte mich um und lauschte. Die Konzentration ließ meine Haut kribbeln. Langsam hob ich den Kopf und schaute zur Decke. Dort oben hatte sich etwas bewegt, nicht weit über mir – das kaum wahrnehmbare Knarren einer Bodendiele. Ich lächelte, atmete aus und flüsterte: »Ah, da bist du ja. Hab ich dich, mein Süßer.«

Vorsichtig, den Bolzenschneider schlagbereit erhoben, schlich ich in Richtung Treppe. Totenstille. Ein Spinnennetz an der Lampe über mir bewegte sich gespenstisch in einem kaum merklichen Luftzug. Ich legte eine Hand auf das Treppengeländer, und langsam, ganz langsam, jede Stufe vorsichtig prüfend, arbeitete ich mich die Treppe hinauf. Oben blieb ich stehen. Ich sah drei Türen vor mir: zwei offen, und eine, die linke, geschlossen.

Ich atmete fünfmal tief ein und aus. *Du kannst immer noch weggehen, Junge* … Ich hob den Bolzenschneider über den Kopf und trat mit einer einzigen schnellen Bewegung die Tür ein. Sie flog auf. Abgestandene Luft wehte mir entgegen, Dunkelheit, aber ich sah das Wesen sofort. Es drückte sich mit dem Rücken zur Wand in eine Ecke, kauerte sich weinend zusammen und scharrte panisch mit den Füßen. »Es«, das erkannte ich sofort, war eine »sie«, eine Frau um die zwanzig. Sie hatte die Hände über den Kopf gelegt, und ein angstvolles Wimmern drang aus ihrer Kehle.

»*Fuck*, wer bist du?« Ich hielt den Bolzenschneider ausgestreckt vor mir wie ein Schwert – bereit zum Zuschlagen, wenn sie sich auch nur einen Zentimeter auf mich zubewegte. Ich atmete stoßweise und brachte immer nur ein Wort auf einmal hervor. »Ich habe gefragt, *wer du bist, verdammt!*« Als sie nicht antwortete, tat ich, als wollte ich mich mit dem Bolzenschneider auf sie stürzen. »Sag mir – SOFORT – wer du bist. *Wer bist du?*«

»Nicht, nicht, bitte nicht!« Sie presste sich an die Wand und hob schützend die Hände vor den Körper. Ihr Gesicht war tränen- und blutverschmiert. Sie konnte nicht viel älter als zwanzig sein. Ihr schwarzes Haar war so kurz geschnitten, dass die Kopfhaut an manchen Stellen durchschimmerte. Insgesamt sah sie aus wie ein verwahrloster dreizehnjähriger Junge auf Drogen. Und was immer das für ein Trick mit dem Schwanz war, jetzt hatte sie ihn entweder abgelegt oder gut hinter sich versteckt. Ich sah nur ihre weiß verschorften nackten Knie über den Stiefeln. »Bitte nicht!«

»Aufstehen!«

»Ich kann nicht!«

»Ich habe gesagt« – wieder machte ich einen Schritt auf sie zu –, »du sollst aufstehen!«

»Nein!«, schluchzte sie. »Nein. Ich kann nicht aufstehen.«

»Steh auf, oder ich werde dir wehtun!«

Sie schüttelte den Kopf und schluchzte noch lauter. Ich kam näher, ohne ihre Hände aus den Augen zu lassen, und beugte mich vorsichtig über sie. Ihre Nägel waren abgebissen, die Fingerspitzen rot und wund. Ehe sie sich's versah, packte ich ihre rechte Hand und riss sie so schnell hoch, dass sie aus dem Gleichgewicht geriet. »*NEIN! Nein, nein – bitte, bitte, bitte.*« Sie schlug um sich und wollte mit der linken Hand nach mir greifen, aber ich ließ den Bolzenschneider fallen und packte auch diese, riss sie ebenfalls hoch und presste ihre beiden Handgelenke zusammen.

»NEIIIN! Lassen Sie mich in Ruhe! Bitte NICHT! Lassen Sie mich los!«

»Halt den Mund!« Ich schlug ihre beiden Hände über ihrem Kopf an die Wand. »Du wirst jetzt –« Sie zappelte, wollte nach mir treten und die Hände wegreißen. »Hör auf damit! Hör auf mit dem Gezappel und steh auf, verdammt!«

»Ich kann nicht.«

»*Fuck you.* Steh auf!«

Ich schlug ihre Hände noch einmal gegen die Wand, härter jetzt, und diesmal hörte sie auf zu zappeln. Sie hob den Kopf, starrte mich an. Wir betrachteten einander schwer atmend. Ihre schlammfarbenen Augen waren entzündet, und sie hatte eine trotzige Stupsnase.

»Und?« Ich zitterte so sehr, dass meine Zähne klapperten. »Stehst du jetzt auf?«

Ihr Mund bewegte sich ein wenig, aber sie brachte kein Wort hervor, nur ein heiseres Murmeln.

Ich schüttelte sie wieder. »Was ist?«

»Ich, ich mach's ja. Ich stehe auf, wenn Sie mir nichts tun.«

»Ich tu dir nichts.«

Sie senkte den Blick, bebte am ganzen Leib. Dann schob sie die Füße zusammen, zog sie so dicht unter sich, wie sie konnte, und richtete sich langsam und steif auf. Ich zog sie an den Händen hoch. Sie war groß – schätzungsweise eins achtzig, und als sie sich erhob, fiel ein Teil von ihr, schwer und fleischig, auf den Boden. Das sah ich in dem Licht, das aus dem Flur hereinfiel. Ich ließ sie los, nahm den Bolzenschneider vom Boden und war gleich wieder bei ihr.

»Nicht bewegen.« Drohend hob ich den Bolzenschneider.

Sie schlug die Hände vors Gesicht und stand kläglich und mit hängenden Schultern da. »Töten Sie mich nicht. Bitte töten Sie mich nicht.«

»Ich will dich nicht töten, verflucht.« Ich fuhr mir mit der Zunge über die Lippen. »Mach einen Schritt nach vorn.«

Sie gehorchte, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen.

»Das reicht. Stehen bleiben. Und jetzt … zieh den Mantel aus.«

Sie knöpfte den Mantel auf und ließ ihn fallen. Sie trug ein Männerhemd, das bis zu den Knien reichte. Arme und Brust waren mager wie bei einem Jungen. Ihre nackten, muskulösen Beine steckten in schweren Schnürstiefeln. Ich machte einen Schritt zur Seite, ging um sie herum und starrte schweigend auf

das, was da unter dem Hemd hervorbaumelte, als hätte sie es dort hineingestopft: ein obszönes fleischiges Gewächs mit fahler, stellenweise gelber Haut. Es hing locker zwischen ihren Beinen bis zum Boden und endete in einer seltsamen, spatelförmigen Spitze. Mir war sofort klar, dass es kein Trick war. Dieses Ding war Teil von ihr. Auf der Oberseite befand sich eine Ader, die von der Anstrengung der Flucht pulsierte.

»Bitte«, sagte sie flehentlich und griff nach dem Schwanz, wollte ihn verbergen, »bitte schauen Sie nicht hin.«

Ich starrte sie nur an und wusste nicht, was ich tun oder sagen sollte. Ich merkte, dass ich die Luft anhielt, und stieß sie in einem langen Seufzer aus, schüttelte den Kopf. »Mein Gott«, murmelte ich und ließ den Bolzenschneider sinken. »Was, zum Teufel, geht hier vor?«

»Ich weiß es nicht – *ich weiß es nicht. Bitte lassen Sie mich sitzen – bitte!*«

Ich deutete mit dem Kopf zum Bett. »Na los!«

Sie ließ sich auf das Bett sinken und zog den Mantel um sich. Dann zupfte sie das Oberbett zurecht, sodass das Gewächs oder was immer es sein mochte, hinter ihrem linken Bein verschwand. Leicht schräg zur Seite geneigt, hockte sie da. Ich starrte auf die Stelle, wo das Ding verborgen war. Meine Gedanken überschlugen sich.

Als ich aufblickte, bemerkte ich, dass sie mich ebenfalls anstarrte, als wollte sie sagen: *Ich kann nichts dafür. Es ist nicht meine Schuld.*

»O Gott«, sagte ich. Vor Müdigkeit knickten meine Beine ein, sodass ich auf dem Hintern landete. Ich rieb mir die Augen. »Was geht hier vor? Wer bist du?«

»Angeline«, sagte sie. »Angeline. Ich kann nichts dafür.«

»Angeline?« Ich sprach den Namen so aus, als wäre es der seltsamste Name, den ich je gehört hatte. »*Angeline?*« Ich runzelte die Stirn. Ihre Stimme hatte einen merkwürdig gedämpften Klang, als wäre sie es nicht gewohnt zu sprechen.

»Angeline?«

»Ja.«

»Bist du taub, Angeline?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Du bist nicht taub?«

»Nein, ich kann Sie hören.«

Ich kniff die Augen zusammen. »Und was, zum Teufel, hast du heute getrieben, hm?« Ich deutete mit dem Kopf zum Fenster. »Was hast du mit Sovereign gemacht? Und mit Blake? Was steckt dahinter?«

Sie ließ die Hände sinken und blinzelte. »Was habe *ich* getrieben?« Sie wischte sich über die Nase. »Nein, nicht ich. *Ich* habe überhaupt nichts getan.«

»Aber jemand hat etwas getan.«

»Dad.« Hastig fuhr sie sich über ihre tränennassen Wangen. »Mein Dad. Er ist verrückt geworden. Da war eine Explosion, und –«

»*Dad?*«

»Ich bin ihm gefolgt. Er hat gewartet, bis sie in der Kapelle waren, und dann hat er –« Sie wischte sich mit dem Hemdsärmel über die Nase. »Er hat die Tür zugenagelt. Er kennt sich mit Sprengstoff aus. Er hat immer schon gewusst, wie man etwas in die Luft fliegen lässt. Ich hab's gesehen. Ich habe alles gesehen.«

»*Fuck*, und wer ist – o mein Gott.« Fassungslos ließ ich die Hände sinken. Jetzt wurde mir alles klar. *Fuck*, was für eine bizarre Wahrheit. »Was du nicht sagst«, murmelte ich. »Was du nicht sagst. Malachi? Er ist dein Vater?«

Sie starrte mich mit verschlossener, defensiver Miene an. »Sie konnten nicht raus. Wird man etwa glauben, dass *ich* es war?«

TEIL ZWEI
DUMBARTON
SEPTEMBER

Lexie

1

Lieber Mr. Taranici, ich hoffe, Sie werden verstehen, weshalb ich letzte Woche absagen musste. Anscheinend haben Sie geäußert, ich hätte Ihnen nicht rechtzeitig genug Bescheid gesagt, und das Honorar sei daher trotzdem fällig. Aber ich finde wirklich, Sie sollten auf professioneller Ebene zu verstehen versuchen, wie die Lage hier oben ist. Sie ist so … ich weiß gar nicht, wie ich es ausdrücken soll … so absolut *furchtbar*, dass ich nicht die leiseste Ahnung habe, wann ich wieder in London sein werde. Vielleicht verstehen Sie deshalb, dass ein abgesagter Termin mir nicht gar so katastrophal erscheint. (Übrigens, und nur der Vollständigkeit halber: Das Genörgel Ihrer Mitarbeiterin war nicht gerade hilfreich. Jawohl, überraschenderweise ist mir durchaus bewusst, dass ich Sie bezahlen muss. Habe ich das nicht immer pünktlich getan? Und wissen Sie nicht mehr, warum ich überhaupt hier in Schottland bin? Weil ich eine Möglichkeit finden will, Oakesy alles zu erzählen, von meinem Job und allem andern? Ich habe Ihnen gesagt, ich werde dafür sorgen, dass er mir bei meinen Rechnungen finanziell unter die Arme greift, aber wenn Ihre Sekretärin mir nachdrücklich unter die Nase reibt, dass ich kein Geld habe, lässt das meine Angst nicht gerade geringer werden.)

Erinnern Sie sich, dass Sie mir gesagt haben, es sei eine gute Bewältigungstechnik, alles aufzuschreiben, wenn ich auf eine Angstbarriere stoße? Wissen Sie das noch? Um mich selbst zu beschwichtigen? Tja, das tue ich jetzt. Ich schreibe alles auf. Wie wär’s, wenn wir diesen Brief als eine Sitzung behandeln? Dann würde ich am Ende doch nicht für ungenutzte Zeit

bezahlen, und wir wären beide zufrieden. Was ich außerdem getan habe: Ich habe die Tabelle gelesen, die Sie mir gegeben haben (und sie tatsächlich jeden Tag mit religiöser Inbrunst ausgefüllt), und versucht, das Problem »Leben/Situation/Beziehung/Alltag« zu identifizieren, das diese katastrophalen Angstzustände ausgelöst hat. Und was habe ich gefunden? Überraschung!! Und was ist die Wurzel des Ganzen? Sie-wissen-schon-Wer, sein *#%*$*-Job und seine totale Unfähigkeit, mich ernst zu nehmen oder auch nur zu *bemerken*. Weiß der Himmel, wie ich je über das Thema Geld mit ihm sprechen soll. Zumal nach allem, was *er* erlebt hat.

Sie erinnern sich, dass ich Ihnen erzählt habe, dass wir hier oben waren, weil er eine Story über Cuagach Eilean recherchieren wollte? Pig Island? Na, jetzt sehe ich Ihr Gesicht vor mir, denn Sie müssen diesen Namen letzte Woche in den Nachrichten gehört haben. Vermutlich haben Sie inzwischen zwei und zwei zusammengezählt und können sich denken, wer es geschafft hat, mitten in diese furchtbare Geschichte zu geraten. Und jetzt steht er im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit und wird mir niemals zuhören oder auf meine Bedürfnisse eingehen.

Ganz ehrlich, es war grauenhaft. Grauenhaft, von dem Augenblick an, als wir hier ankamen. Ich habe eine Ewigkeit gebraucht, um meine Garderobe für diesen Urlaub zusammenzustellen – mit unglaublicher Liebe zum Detail. Ich habe mir drei paar Shorts gekauft, ziemlich knappe. Ja, ich höre schon, wie Sie sagen: »Alex, sind Sie sicher, dass Sie schon wieder eine Verhandlung erotisch aufladen sollten?« In diesem Fall werden Sie mit Genugtuung hören, dass die Shorts nicht funktioniert haben. Er hat die ganze Zeit vor seinem Computer gehockt und kaum Notiz von mir genommen. Und zur Krönung des Ganzen hat er mich mutterseelenallein in diesem grässlichen Bungalow zurückgelassen, wo das Wasser durch Torf geleitet wird, sodass es eine abscheuliche braune Farbe bekommt und die Toilette schmutzig aussehen lässt. Wo die Sonne durch ein

riesiges Panoramafenster scheint und alles aufheizt wie einen Backofen, bis man keine Luft mehr kriegt. Das können Sie sich in Ihren schlimmsten Alpträumen nicht vorstellen. Deckenbalkenimitate, Pappwände, in jeder Ecke mit rosarotem Ameisenkiller bestrichen, und weit und breit keine Menschenseele.

Was glauben Sie, wie lange er weg war? Einen Tag? Zwei Tage? Ha! Nein. Versuchen Sie es noch mal. *Drei.* Drei Tage war ich dort, meilenweit vom nächsten Haus entfernt, und hatte nichts anderes zu tun, als zum hundertmillionsten Mal meine Kreditkartenabrechnungen durchzusehen oder die Mückenwolken unter den Bäumen anzustarren. Ich war einer echten Panik nahe, ich hatte fast das ganze Bargeld aufgebraucht und dachte, es habe überhaupt keinen Sinn, noch länger in Schottland herumzuhängen, weil er sowieso nicht daran interessiert war, mit mir zu reden – und da steht er plötzlich vor der Tür.

Tja, das war für mich fast das Ende. Er hatte anscheinend eine Schlägerei gehabt, war kaum wiederzuerkennen, halb gelähmt und blutüberströmt, und die Hälfte seiner Haare waren ihm ausgerissen worden. Ich hatte große Mühe, mich zu beherrschen. Oh, ich habe ihn ins Bett gebracht und die treue Ehefrau gespielt, aber ich war rasend vor Wut. Er hatte herausgefunden, dass Malachi Dove (ich wette, diesen Namen haben Sie jetzt ein paarmal in den Zeitungen gelesen) sich quicklebendig auf Pig Island aufhält. Und Oakesy, wieder mal typisch, hat nichts unversucht gelassen, um eine Konfrontation heraufzubeschwören. Wirklich. Er hätte ums Leben kommen können.

Das ist ein Klassenproblem, sagt Mummy. Erinnern Sie sich, wie ich Ihnen von ihrer Macke erzählt habe, dass Oakesy meine Art ist, gegen sie zu rebellieren? Und dass, wenn ich außerhalb meiner Klasse heirate, sich garantiert eher früher als später Risse an der Oberfläche auftun werden? Ich bin jetzt so weit, dass ich ihr fast zustimmen möchte. Ich meine, warum muss er denn so viel trinken? Wo ist seine feine Lebensart? (Nebenbei bemerkt,

ich bin überzeugt, dass es deshalb zwischen mir und Christophe so gefunkt hat – und was immer Sie sagen, es gibt keinen Zweifel daran, *dass* es gefunkt hat. Das ist eine schlichte Tatsache. Wir haben einander in die Augen gesehen und erkannt, dass wir derselben Klasse angehören, und mehr ist dazu nicht zu sagen.)

Oakesy brauchte zwei Wochen, um auf die Beine zu kommen. Und dann zog er gleich wieder los – mietete sich ein Boot und fuhr hinüber nach Cuagach. Aber als ich glaubte, das kurbelt meine Stresshormonproduktion gewaltig an, hatte ich noch keine Ahnung von dem *Alptraum*, der jetzt erst beginnen sollte. Früh am Sonntagmorgen klingelte das Telefon; ich schlief noch. Sie-wissen-schon-Wer rief von seinem Handy an, brüllte über den Lärm eines Bootsmotors hinweg, ich solle mich fertigmachen, weil wir verschwinden würden, sobald er zurückkäme. Ich sah auf die Uhr. Es war vier Uhr morgens.

»Ich bin in einer halben Stunde da«, schrie er. Seine Stimme verschwand immer wieder; er hatte nicht einmal gewartet, bis er einen ordentlichen Netzkontakt hatte. »Steh … und mach kein … schnell. Zieh dich an.«

»Um Himmels willen«, murmelte ich schlaftrunken. »Um Himmels willen …«

»*Mach's einfach. Zieh dich an.*«

Und dann war ich plötzlich hellwach. Ich fuhr hoch und dachte an Malachi Dove und an all die Alpträume, die ich gehabt hatte. »Oakesy?«, fragte ich. Ich hatte Angst, als ich zum Fenster schaute und an den stillen Wald da draußen dachte, an die lange Zufahrt durch die dichten, hohen Rhododendronbüsche. »Was ist denn los? Was ist passiert?«

»Warte an der Haustür. Ich bin gleich da. Und, Lex, versteh mich nicht falsch, aber es wäre vielleicht 'ne gute Idee, wenn du …«

»Ja? Wenn ich was?«

»Wenn du Türen und Fenster verriegelst.«

»Was? Wie meinst du das? Oakesy?« Aber das Telefon rauschte nur noch. »Oakesy?« Er war weg, und ich saß stocksteif, den Telefonhörer umklammernd, im Dunkeln und starrte auf das Fenster.

Sie wissen, wie nüchtern ich bin. Oder? Sie wissen, dass mich nichts so schnell aus der Fassung bringt. Aber mit diesem Zwanzig-Sekunden-Telefonat jagte er mir eine Heidenangst ein. Ich stand auf, ging mit zitternden Knien in die Küche und nahm das erstbeste Messer, das ich in der Schublade fand. *Versteh mich nicht falsch, aber verriegle Türen und Fenster.* Ich wanderte durch den Bungalow, ohne Licht zu machen, hielt das Messer mit beiden Händen fest und kontrollierte jedes Schloss, jeden Riegel. Mit den Fensterriegeln beeilte ich mich, schob die Vorhänge nur einen Spaltbreit auseinander, denn ich wollte nicht, dass mir durch die Scheibe plötzlich ein Gesicht entgegenstarrte.

Im Schlafzimmer machte ich Licht und zog mich an. Ich tat es mit dem Rücken zur Wand, damit ich Fenster und Tür im Auge behalten konnte. Meine Hände zitterten so sehr, dass ich meine Jeans kaum zubekam. Ich schlüpfte in meine Schuhe, nahm auf einem im Wohnzimmer an der Wand zwischen Fenster und Haustür stehenden Stuhl Platz und hielt das Messer mit beiden Händen umklammert. Immer wieder dachte ich an den dunklen Wald da draußen. Jedes Geräusch wurde hundertfach verstärkt: das seltsame *Klick-klick-klick* des Boilers, der sich im Trockenschrank einschaltete, ein Vogel, der über das Schindeldach trippelte. Als das Telefon wieder klingelte, riss ich mit klopfendem Herzen den Hörer von der Gabel.

»Ja? Bist du das?«

»Ich bin draußen. Ich komme jetzt rein.«

Ich hörte den Schlüssel in der Tür. Die Tür ging auf, und er trat ein. Müde ließ er seinen Rucksack fallen.

»Was ist los?« Ich sprang auf. »Was ist passiert? Du hast mir eine Heidenangst eingejagt!«

Er gab keine Antwort. Stand einfach da und sah mich mit blutunterlaufenen Augen an. Sein T-Shirt war zerrissen und blutig. Er war unrasiert, und seine Haut sah fleckig und fahl aus unter der Sonnenbräune. Einen Augenblick später kam eine zweite Gestalt hereingeschlurft, blieb in der Tür stehen, blinzelte und sah sich verwirrt um. Es dauerte einen Augenblick, bis ich erkannte, dass es eine Frau war, denn ihr Haar war sehr kurz und schwarz, und überall schimmerte die Haut durch. Sie war sehr groß, fast so groß wie Oakesy, und trug einen grässlichen Kunstledermantel mit Gürtel und darunter ein Jeanskleid, das bis zu ihren Supermarkt-Sportschuhen reichte – Sie kennen die Sorte: die mit den Blinklichtern, nur dass die anscheinend nicht mehr funktionierten. Als sie mich erblickte, hob sie abwehrend die Hände, als würde ich mich gleich auf sie stürzen.

»Meine Frau«, sagte Oakesy zu ihr. Er schlug die Haustür zu und verriegelte sie. »Lex.«

Sie beruhigte sich. Langsam ließ sie die Arme sinken und fixierte mich mit wachsamen Augen. Sie wäre auf ihre Art ganz hübsch gewesen, wenn ihr Haar nicht ausgesehen hätte wie mit einer Zackenschere geschnitten und sie kein so verschlossenes, mürrisch-finsteres Gesicht gemacht hätte. Sie kam mir vor wie einer dieser klebstoffschnüffelnden weißen Jugendlichen, die in der Stadtmitte von Oban herumlungern.

»Wer ist sie?«

»Angeline«, sagte er. »Das ist Angeline.«

»Angeline?«

»Angeline Dove.«

»Angeline Do–« Hatte ich mich verhört? »Angeline *Dove?*«

»Seine Tochter.«

Ich starrte sie an. »Nein!« Oakesy hatte nie etwas von Kindern gesagt. »Ist das wahr?« Sie antwortete nicht, musterte mich misstrauisch, als wollte sie jeden Augenblick weglaufen. »Hey!« Ich wedelte mit der Hand vor ihrem Gesicht, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. »Halloooo? Ich hab Sie was gefragt.«

»Es ist wahr«, murmelte sie hastig. »Es ist wahr.«
»Ist schon in Ordnung, Lex«, sagte Oakesy.
Ich sah ihn an. »In Ordnung?«
»Sie ist okay.«
»Okay?«
»Ja. Wirklich.«

Ich schüttelte den Kopf und legte die Finger an die Schläfen. Ich habe so lange mit all den Geschichten über Dove gelebt, dass man es mir vermutlich nachsehen kann, wenn ich ein wenig verblüfft war. Oder nicht? »Oakesy«, sagte ich und sah zwischen ihm und Angeline hin und her, »habe ich nicht verdient, dass du mir erzählst, was hier eigentlich los ist?« Ich schaute ihren Mantel an – billig, dreckig, voller Grasflecken – und dann wieder ihn: Er sah schlimm aus mit seinem blutverschmierten, zerrissenen T-Shirt. Seine bloßen Beine waren zerkratzt und voller Schrammen, schwarz von Schmutz und Erde. »Warum ist sie hier? Was ist passiert?«

»Es tut mir leid.« Er klang so traurig, wie ich ihn noch nie gehört hatte. »Es tut mir leid, Lex, wir müssen zur Polizei.«

2

Die Welt draußen war still, als hielte sie den Atem an. Es war noch dunkel, aber am Horizont schimmerte das erste Licht des Morgens. Wir standen in der Tür, spähten hinaus und lauschten. Oakesy verharrte einen Augenblick und scheuchte uns dann – *los, los* – zu unserem kleinen Fiesta. Unsere Schritte knirschten im Kies.

Er wollte mir nicht erzählen, was passiert war. Er wollte mir nicht erzählen, warum er Angst hatte und warum er sofort die Türen verriegelte, als wir im Wagen saßen. Hastig ließ er den Motor an und fuhr los; wir holperten die Zufahrt entlang und hinaus auf die dunkle Landstraße, die zur Höhe der Halbinsel führte. Als wir uns auf der Küstenstraße befanden, beugte er

sich immer wieder vor und spähte hinaus in den Wald und zu den kleinen Felsenbuchten, als suchte er etwas. Als wir an einem Kiesstrand vorbeifuhren, bremste er ab, um einen Blick auf ein Boot zu werfen, das dort lag.

»Oakesy? Was ist los?«

Er schüttelte den Kopf, als müsste er sich auf etwas sehr Wichtiges konzentrieren – wie ein Akrobat, der etwas auf der Spitze eines dünnen Stockes balanciert. Angeline Dove war genauso schweigsam. Sie saß merkwürdig schräg auf der Seite und hielt sich mit einer Hand am Vordersitz fest, als wäre sie verletzt. Ab und zu schaute ich im Außenspiegel zu ihr. Sie drückte die Nase ans Fenster und starrte unverwandt nach Pig Island hinüber. Als die Insel hinter einer Biegung verschwand, wurde ihr Blick ausdruckslos. *Sie ist okay*, hatte Oakesy gesagt. *Okay.* Okay? Na, wie ihr Dad war sie nicht, das stand fest; sie sah aus, als hätte sie ihr Leben in einem Verlies verbracht. Ihre Haut wirkte gelblich fahl, und um ihre Mundwinkel hatte sie Pickel. Ihr Haar war so miserabel geschnitten, dass sich an manchen Stellen kleine Locken kringelten und gleich daneben die kahle Kopfhaut zu sehen war. Wie schrecklich. Wer mochte ihre Mutter sein?

Wir waren ungefähr drei Meilen gefahren, als Oakesy anfing, aufgeregt mit den Fingern auf dem Lenkrad herumzutrommeln und laut und vernehmlich zu schlucken.

»Was ist?« Ich schaute auf seine Hände. »Was ist los?«

Ich hatte kaum die Worte ausgesprochen, als er von der Straße herunter in eine Parkbucht fuhr, die Tür aufstieß, hinaussprang und, die Hände auf den Magen gepresst, zusammengekrümmt vom Wagen wegrannte. O Gott, dachte ich, da haben wir's, jetzt wird ihm schlecht. Ich stieg aus. Es war sehr kalt draußen. Mein Atem schwebte in weißen Wölkchen in der Luft, als ich über den knirschenden Kies zu ihm ging. Er hörte mich kommen und drehte sich um. Ich sah, dass er sich nicht übergab. *Er weinte.* Sein Gesicht war rot und geschwollen.

»Ich sollte das nicht«, begann er. Er zog die Schultern hoch und wischte sich mit dem Ärmel seines Sweatshirts übers Gesicht. »Ich sollte nicht … ich meine, sieh sie dir an. *Fuck*, sie hat alles mit angesehen, und sie weint nicht.«

»Was *alles?* Was denn? Wie kann ich mit dir reden, wenn du mir nicht sagst, was passiert ist?«

»Es ist alles meine Schuld, Lex.« Er wischte sich mit dem Handrücken die Nase ab, schüttelte den Kopf und atmete tief durch. »Wenn er nicht erfahren hätte, dass sie mich auf diese Scheißinsel gelassen hatten …« Er hob die Hand und deutete zum Firth, der glitzernd in der Morgendämmerung lag. »Da sind Leute gestorben, Sweetheart.« Er schüttelte den Kopf, traurig und erschöpft. »Da draußen auf Cuagach sind Leute gestorben.«

Ich hatte schon Luft geholt, um zu antworten, bevor mir die Bedeutung seiner Worte klar wurde. Ich schloss den Mund, drehte den Kopf zur Seite und fragte dann mit leiser Stimme: »Gestorben? Höre ich recht? Sie sind tot?«

»Ja.«

»Was soll das heißen, tot?« Ich packte sein Sweatshirt und zog ihn herum, damit er mich ansah. »Du sagst, die Leute sind gestorben? Wie sind sie gestorben? Oakesy? Sag mir, dass es nicht um das geht, was diese Typen im Pub erzählt haben!«

Er schloss die Augen und seufzte. »Du willst es nicht wissen, Lexie, glaub mir. Du willst es wirklich nicht –«

»Rede nicht so herablassend mit mir, Oakesy! Was immer da draußen mit dir passiert ist, ich schwöre dir, ich hab’s schon gesehen. Vergiss nicht, wo ich arbeite. Jetzt erzähl’s mir.«

Müde ließ er sich in den kalten Kies am Straßenrand sinken, und während Angeline durch das beschlagene Autofenster zu uns herausspähte und die Sonne gelb wie flüssiges Gold über dem Horizont aufging, berichtete er mir alles.

Sie denken bestimmt, Sie wüssten schon alles, denn es hat ja diese Woche in der Zeitung gestanden, aber glauben Sie mir, Sie wissen nicht mal die Hälfte: Auf manches kam er immer wieder

zurück, immer wieder, als wäre da eine Schleife in seinem Kopf. In der Zeitung stand ja wohl nichts von einem gehäuteten Gesicht, oder? Aber Oakesy erzählte es mir immer wieder und zeigte mir mit den Händen, wie groß es gewesen war und wie es da gehangen hatte, irgendwo auf einer Kante. Und in der *Sun* haben Sie sicher nichts davon gelesen, dass Schweine ein junges Mädchen zerrissen und ihren Fuß davongeschleppt haben. Wie der Fuß sich nicht gleich vom Bein abreißen ließ. Nichts von dem Mann, der von der Explosion zu Boden geschleudert wurde, und von seinem kleinen Zeh, der zum Himmel ragte. Nichts von den Leuten ohne Köpfe und mit roten Halsstümpfen, aus denen ein Stück Wirbelsäule ragte, nichts von dem halben Schädel, den die Explosion leer gesaugt hatte.

Jetzt, ein paar Tage später, kann ich von all dem ganz ruhig sprechen, aber so professionell ich auch bin und so viel ich auch bei Christophe in der Praxis schon erlebt habe, ich bin innerlich doch noch nicht völlig abgestumpft, wissen Sie. Ich konnte Oakesy nicht mal anschauen, als er es mir erzählte. Ich hörte ihm mit verschränkten Armen zu und starrte immer nur die gefrorenen Grashalme am Rand der Parkbucht an. Am liebsten hätte ich ihn angeschrien: »Sei still!« Als er fertig war, schwieg ich lange. Schließlich drehte ich mich um. Pig Island lugte hinter der Landspitze hervor. Natürlich war es zu weit weg, um etwas zu erkennen – kein Dorf, keine Kapelle, nichts –, nur diese stille Insel, die alles Licht aufsaugte.

»Lex?« Er legte mir die Hand auf den Fuß. »Alles okay?«

Ich starrte auf seine Hand. »Ich habe schon viel gesehen, weißt du. Bei der Arbeit.«

»Ich weiß.« Er rieb sich die Augen. »Ich weiß.«

Wir schwiegen beide und dachten an die Insel. Dann stand er auf, griff in die Gesäßtasche seiner Shorts, zog ein zerknülltes Stück Papier heraus und reichte es mir. Ich nahm es, ohne den Blick von seinem Gesicht zu wenden.

»Und?«, fragte ich. »Was ist das?«

Er antwortete nicht. Er schob die Hände in die Taschen und starrte auf das Meer hinaus, als hätte er mir soeben eins dieser schrecklichen Fotos gegeben, die ein Privatdetektiv macht: er mit einer anderen Frau.

»Das ist der Mietvertrag für den Bungalow«, stellte ich fest.

»Ja.« Er senkte den Kopf und kratzte sich heftig am Scheitel, wie er es immer tut, wenn er weiß, dass er etwas falsch gemacht hat. Einen Moment lang dachte ich, er werde wieder anfangen zu weinen. »Den habe ich in Doves Haus gefunden«, sagte er gepresst. »Ich bin mit ihr hingegangen, damit sie eine Tasche packen konnte, und da habe ich ihn gefunden. Ich habe es nie erwähnt, aber er war aus meinem Rucksack verschwunden – nachdem er mich niedergeschlagen hatte.« Er schwieg kurz. »Du weißt, was das bedeutet?«

Das Blut rauschte in meinen Ohren. O ja, ich wusste, was das hieß. Jetzt ergab alles einen Sinn. Zum Beispiel, warum er mich angerufen und mir befohlen hatte, Türen und Fenster zu verriegeln. Warum er solche Angst gehabt hatte. »Mein Gott«, sagte ich matt. Meine Knie wurden weich. »Er wusste, wo ich war? Die ganze Zeit?«

»Es tut mir leid.«

»Die ganze Zeit.« Mein Blick wanderte über die leere Straße in Richtung Bungalow. Ich war wie gelähmt vor Schreck. Ich stellte mir vor, wie nah er gewesen war. Vielleicht hatte er mich schon die ganze Zeit beobachtet. *Vielleicht war er jetzt da.* »Meine Sachen, Oakesy. Ich habe alle meine Sachen im Bungalow gelassen.«

»Ja.« Er stand auf und legte mir eine Hand auf den Rücken. »Die Polizei wird sich darum kümmern.«

Es waren nur ein paar Schritte bis zum Auto, aber mir kam es vor wie Meilen. Ich hielt den Rücken gerade und widerstand dem Drang, auf dem Absatz kehrtzumachen. Oakesy legte die Hand auf die Fahrertür, hielt dann inne und drehte sich um, als hätte jemand seinen Namen gerufen. Er schaute zu den Bergen

hinauf, zu den fast schwarz aussehenden Bäumen an den oberen Hängen.

»Was ist? Was hast du gehört?«

»Nichts.« Ein heftiger Schauder überlief ihn. Er warf noch einen Blick nach Pig Island hinüber, dann stieg er ein, verriegelte die Türen. »Komm«, sagte er. »Fahren wir weiter.«

3

Ich weiß nicht, ob dies der richtige Zeitpunkt ist, Sie auf etwas hinzuweisen, aber Sie können es ruhig erfahren, wenn Sie es sich nicht schon gedacht haben: Ihre Bemerkungen über Christophe verletzen mich.

»Lexie, würde es Ihnen sehr schwerfallen zu akzeptieren, dass Mr. Radnor nichts als eine berufliche Beziehung zu Ihnen haben wollte?«

Das haben Sie gesagt. Erinnern Sie sich? Nun, ich habe darüber nachgedacht, und neulich ist mir ein Ereignis eingefallen, von dem ich Ihnen schon früher hätte berichten sollen. Es ist der *absolute Beweis* dafür, dass hinter Christophes Beziehung zu mir mehr steckt, als *Sie* jemals ahnen können.

Es war eines Morgens, als ich schon etwa einen Monat in der Praxis arbeitete. Er kam wie gewohnt früh: sauber geschrubbt und nach Aftershave duftend, den *Telegraph* unter dem Arm. Normalerweise hob er nur die Hand, wenn er an meinem Schreibtisch vorbeiging, aber diesmal, vielleicht weil niemand sonst da war, blieb er stehen und sah mich neugierig an.

»Guten Morgen«, sagte er, als hätte er mich noch nie bemerkt und sei jetzt beeindruckt von dem, was er sah. Ich trug eine sehr sorgfältig gebügelte weiße Bluse mit Matrosenkragen und einen süßen schwarzen Rock, der bis halb über den Oberschenkel reichte. Aber Mr. Radnor ist zu sehr Gentleman, um auf meine Beine zu starren. Stattdessen tat er, als bewunderte er die frischen gelben Ranunkeln, die ich in die Vase auf der Theke

gestellt hatte. »Das sieht alles sehr hübsch aus«, sagte er und betrachtete den blanken Fußboden, die säuberlich gestapelten Zeitschriften und den sorgsam polierten Plasmamonitor. »Ja«, wiederholte er. »Alles sehr hübsch.«

Na ja, und dann verschwand er im Aufzug, und die Unterhaltung war zu Ende – kurz, höflich und nicht sehr bemerkenswert. Aber ich bin nicht dumm. Ich hatte seine Message verstanden. Seine Wortwahl – *sehr hübsch* (er hatte es zweimal gesagt) – war mir nicht entgangen. Von diesem Tag an hielt ich den Empfangsbereich blitzsauber; ich versprühte Parfüm und fegte jedes Mal, wenn ein Patient Laub und Schmutz von der Straße hereingetragen hatte. Jeden Tag schwebte Christophe an mir vorbei, und ganz egal, wie spät er kam oder wie gestresst er war, er fand doch immer Zeit zu bemerken, wie hübsch er das alles fand. Und jeden Tag gab ich mir noch mehr Mühe, dachte immer voraus und versuchte, alles zu tun, was ihm gefallen könnte.

Ich glaube, ich habe Ihnen erzählt, dass er eine Menge ehrenamtliche Arbeit macht und wunderbare Dinge für Leute auf der ganzen Welt tut, die zu arm sind, um eine Operation bezahlen zu können. Ich hatte Presseausschnitte gesammelt, Interviews und Fotos von ihm und den Menschen, denen er geholfen hat, und plötzlich kam mir die Idee, sie rahmen zu lassen. Ich fand jemanden in der Tottenham Court Road, der das ziemlich preiswert übernahm. Zwei Wochen später erschien ich etwas früher zur Arbeit und verbrachte eine Stunde damit, sie im Empfangsbereich aufzuhängen, bis alles perfekt aussah. Dann putzte ich alles blank, fegte den Boden, zog meine Bluse zurecht und setzte mich adrett an meinen Platz, um auf ihn zu warten.

Er kam ein paar Minuten zu spät, schüttelte seinen Schirm aus und stellte ihn in die Ecke. »Guten Morgen, Alex.«

»Morgen, Mr. Radnor.« Ich strahlte ihn an und konnte vor Aufregung kaum stillsitzen. »Was für ein abscheuliches Wetter.«

»Grässlich.« Er blickte auf, und als er die Bilder an der Wand hinter mir entdeckte, veränderte sich sein Gesichtsausdruck. Er zögerte, kam dann näher und lächelte zaghaft. »Die sind hübsch«, sagte er unsicher. Er blieb an der Theke stehen und knöpfte seinen Regenmantel auf. Es sah aus, als dächte er nach. Schließlich sagte er: »Vielleicht nicht *unbedingt* geeignet für die Anmeldung? Ich frage mich, ob das nicht ein wenig … angeberisch aussieht. Was meinen Sie?«

Mein Lächeln verschwand. »Sie haben eine Menge Gründe, stolz zu sein, Mr. Radnor.«

»Wissen Sie was«, antwortete er freundlich. »Meinen Sie nicht, das würde ziemlich gut in meinem Sprechzimmer aussehen?«

»In Ihrem Sprechzimmer?« Und dann verstand ich natürlich. Er war nicht wütend oder verärgert, sondern bescheiden. So ist er. »Ja. In Ihrem Sprechzimmer. Jawohl.« Ich wandte mich ab und fing an, die Bilder herunterzunehmen und ordentlich auf der Theke zu stapeln. »Ich bringe sie Ihnen hinauf.«

»Oh, nein, nein, nein, das ist nicht nötig.«

»Die anderen Mitarbeiter kommen frühestens in einer halben Stunde. Ich kann die Tür abschließen.«

»Das ist nicht nötig.«

»Aber ich *möchte* es tun.«

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, um die obersten Bilder zu erreichen. Und hier muss ich mir einen Vorwurf machen: Ich habe nicht daran gedacht, wie es auf ihn wirken könnte, wenn er sähe, wie mein Rock hochrutschte und meine Beine in den schwarzen Strümpfen bis obenhin entblößte. Als ich das letzte Bild abgenommen hatte und mich zu ihm umdrehte, hatte sein Gesicht einen anderen Ausdruck angenommen, und er war rot geworden.

»Dann kommen Sie.« Er nahm die Hälfte des Bilderstapels. »Ich hole den Aufzug.«

Ich war noch nie in seinem Zimmer gewesen, denn dieser

Drachen von einer Sekretärin bewacht es wie ein Zerberus.

Na, es war absolut vom Feinsten, mit eichenholzgetäfelten Wänden, eleganten Vorhängen und einem wundervollen Blick auf die regennassen Dächer der Harley Street. Man sah sogar ein paar Baumwipfel im Regent's Park. Seufzend blieb ich stehen und schaute mich um.

»Oh, es ist wunderbar, einfach wunderbar hier oben. Genau das, was ich erwartet hatte.«

»Danke.« Er zog seinen Regenmantel aus und hängte ihn an den Garderobenständer hinter der Tür. »Legen Sie sie auf die Fensterbank. Ich kümmere mich später darum.«

Also trug ich die Bilder zur Fensterbank mit den wunderschönen Kissen aus zart apricotfarbener Rohseide und legte sie dort ab. Dann blieb ich noch einen Augenblick vor dem Fenster stehen, damit das Licht die Strähnen in meinem Haar aufleuchten ließ. Christophe setzte sich an seinen Schreibtisch und schaltete den Computer ein.

»War noch etwas?«

Lächelnd wippte ich ein-, zweimal auf den Zehenspitzen und hob die Schultern, weil ich so aufgeregt war. Mir schien, als spielten wir ein geheimes Spiel.

Er lächelte ein wenig schmallippig. »Verzeihung. Ich sagte, war noch etwas?«

»Ihre Sekretärin hat einen tollen Job«, erklärte ich. »So einen hätte ich auch gern.«

Er nickte, schaute zur Tür und dann wieder auf seinen Monitor. Dann rieb er sich mit dem Zeigefinger ein bisschen nervös über die Oberlippe.

»Keine Angst«, sagte ich, denn ich weiß, wie das ist mit Männern und Sex: Es überwältigt sie wie eine Riesenwelle. Er brauchte Zeit, um wieder auf den Boden zu kommen. »Ich gehe schon. Rufen Sie mich, wenn Sie etwas brauchen. Ich bin bis fünf hier.«

An der Tür blieb ich stehen und drehte mich noch einmal um;

ich wollte ihm ein letztes Mal kurz zuwinken, aber er starrte nur auf seinen Computer und klickte sich durch seine Termine – ein sehr beschäftigter Mann. Also kehrte ich an meinen Platz zurück. Den ganzen Tag über empfand ich dieses unglaubliche Gefühl, das dich überkommt, wenn du weißt, du bist jemandem begegnet, der dein Leben verändern wird.

Aus Respekt vor Mr. Radnor habe ich Ihnen davon noch nichts erzählt – die Medizinerzunft hat ihre eigene Buschtrommel, stimmt's? Und weiß der Himmel, für einen Mann seines Alters ist es nicht leicht, mit solchen Gefühlen zurande zu kommen. Aber denken Sie nicht, dass ich damit abtun will, was Sie gesagt haben: Tatsächlich glaube ich, dass Sie, als Sie von einer »beruflichen Beziehung« sprachen, der Wahrheit näher waren, als Sie ahnten. Denn in den letzten Tagen ist mir etwas deutlich klar geworden: Was Christophe braucht, ist ein *Vorwand*, um eine engere berufliche Beziehung zu mir aufzubauen. Er braucht ein bisschen Platz zum Atmen, um sich in meiner Gegenwart zu entspannen, damit das Eigentliche zwischen uns sich entwickeln kann. Das Ironische daran ist, dass ich das alles erst an diesem schrecklichen Morgen mit Oakesy und Angeline Dove erkannt habe.

4

Manchmal überrascht man sich ja selbst. Als wir von der Parkbucht wegfuhren, zitterte ich vor Angst. Aber dann kurbelte ich das Fenster herunter und hielt das Gesicht in den Fahrtwind. Und ich dachte nur an eines: *an Christophe.* Ich dachte an all das, was er schon ertragen hat – menschliche Tragödien, Gefahren, Katastrophen –, ich dachte an all die entsetzlichen Dinge, mit denen er konfrontiert war (ohne übrigens *jemals* in Tränen auszubrechen). Die Sonne wärmte mein Gesicht, und plötzlich fühlte ich mich ihm sehr nah. Ich hatte die seltsame Ahnung, dass das, was auf Cuagach geschehen war, uns auf

irgendeine Weise vereinen würde. Als wir in Oban ankamen, zitterte ich nicht mehr. Ich war allenfalls aufgeregt. Ich steckte inmitten von etwas enorm Wichtigem. Niemand in der Praxis würde das lange ignorieren können.

In dem Küstenstädtchen herrschte morgendliche Ruhe. Abgesehen von der Frühfähre nach Mull, die hell erleuchtet wie ein Christbaum im Hafen lag, deuteten nur die Überbleibsel der Saufgelage vom vergangenen Abend auf menschliches Leben hin – Chipstüten wehten über die kopfsteingepflasterte Straße, Möwen zerrten an einem halb verzehrten Döner in der Gosse. Oakesy parkte in einer Seitengasse, und wir stiegen aus. In der Morgensonne sahen unsere Gesichter blass und wie erstarrt aus. Angeline brauchte ein bisschen länger und hatte Mühe mit dem Aussteigen. Ich glaube, in diesem Moment wurde mir klar, dass irgendetwas mit ihr nicht stimmte.

Vorher war ich vermutlich davon ausgegangen, dass sie sich auf der Insel verletzt hatte und deshalb so merkwürdig dasaß. Aber als wir jetzt zum Polizeirevier gingen, betrachtete ich sie aus dem Augenwinkel. Sie hinkte leicht, schwankte ein wenig, als wäre ihr rechtes Bein kürzer als das linke, und ein- oder zweimal hob sie die Hand, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Sie hielt mit uns Schritt, und wenn ich langsamer ging, um sie von hinten zu betrachten, wurde sie ebenfalls langsamer. Ich bemerkte jedoch eine merkwürdige Auswölbung, die so aussah, als hätte sie unter dem Mantel eine Tasche umgehängt.

Das Polizeirevier befand sich in einem dunklen Backsteingebäude in einer Hauptstraße, und während wir vorn am Anmeldungsschalter warteten, dass jemand auftauchte, stand sie mit dem Rücken zur Wand und hielt den Oberkörper mit beiden Armen fest umschlungen. Ihr Blick huschte unruhig hin und her, als fürchtete sie einen Hinterhalt. Der Mann hinter der Glasscheibe war ganz freundlich, bis Oakesy ihn darüber informierte, warum wir gekommen waren. Sein Lächeln gefror,

und seine Freundlichkeit verflog. Er sah von Oakesy erst zu mir und dann zu Angeline, als wäre er sicher, dass wir ihn zum Narren halten wollten. »Warten Sie hier«, knurrte er und verschwand für eine Weile. Als er zurückkehrte, vermied er jeglichen Blickkontakt und führte uns in ein Büro, ein kleines, muffiges Zimmer im hinteren Teil des Gebäudes. Es war vollgestopft mit Aktenschränken, und auf einem Tisch standen angeschlagene Kaffeebecher. »Warten Sie hier!«, befahl er und machte Licht. »Detective Sergeant Struthers ist draußen im Einsatz, aber wenn er zurückkommt, wird er mit Ihnen reden. Ich bringe Ihnen Kaffee.«

Wir setzten uns und warteten auf den Kaffee. Niemand sprach. Oakesy saß nach vorn gebeugt da, betrachtete seine Beine und strich mit den Fingerspitzen über die schmutzig verkrusteten Schrammen. Ich beobachtete Angeline. Sie war so nervös, dass sie kaum stillsitzen konnte. Sie schluckte dauernd und tupfte sich mit dem Mantelärmel den Schweiß ab, der ihr immer wieder auf die Stirn trat. Ihre Haltung war merkwürdig; sie saß halb auf dem rechten Bein und hielt sich mit einer Hand an der Stuhlkante fest, als wäre sie wund oder so was Ähnliches.

Nach ungefähr fünf Minuten erschien ein verschlafen aussehender Mann in einem ziemlich zerknautschten Anzug in der offenen Tür. Wir blickten ihm erwartungsvoll entgegen, aber er sagte nichts. Stand einfach da und musterte uns. Er war jung, vielleicht neunundzwanzig, und ein bisschen übergewichtig. Sein Hinterkopf war rasiert, vorn standen die Haare stachlig hoch, und die Spitzen waren gelb gefärbt.

»Ich bin DS Callum Struthers«, stellte er sich nach einer Weile vor. »Der Officer vorn hat mir Ihre Geschichte berichtet, und ich frage mich …«, er sah uns nacheinander eindringlich an, »… ob sie wahr ist.«

»Sie ist wahr.«

»Sie waren draußen auf dem alten Cuagach Eilean? Alle drei?«

»Nur ich«, antwortete Oakesy und deutete mit dem Kopf auf Angeline. »Und sie.«

»Und was wollen Sie mir erzählen? Dass Sie den Teufel von Cuagach gesehen haben? Eine kleine böse Bestie, die da durch den Wald kriecht?«

Ich spürte, wie Angeline sich neben mir versteifte. Sie schaute zu Boden und begann, sich zwanghaft den geschorenen Kopf zu kratzen. Ihre Brust hob und senkte sich, und ihr Mund bewegte sich lautlos; sie murmelte etwas vor sich hin, als müsste sie sich gut zureden, um nicht aufzuspringen und wegzulaufen. Oakesy fixierte Struthers mit wütendem Blick.

»Sind Sie sicher, dass der Officer Ihnen erzählt hat, was passiert ist?«

Struthers nickte. »Aye. Aber um fair zu sein: Ich höre diese Story nicht zum ersten Mal. Die Leute haben Spaß daran, sich einen Jux zu machen, wenn es um Cuagach geht. Menschliche Überreste, die an der Halbinsel Craignish angeschwemmt werden? Ich meine, für wen halten die uns?«

»Sagen Sie dieses Wort nicht noch mal.«

»Welches Wort?«

»Jux.«

Oh-oh, dachte ich, jetzt gibt es gleich Ärger. Aber dann schien Struthers ein kleines Stück zurückzurudern. Er kam herein, setzte sich und sah Oakesy eine Zeitlang aufmerksam an.

»Unsere Einsatzleitung in Govan hat einen Kollegen nach Cuagach geschickt, damit er sich ein bisschen umsieht.« Er warf einen Blick auf die große Karte an der Wand. »Die werden jemanden aus Lochgilphead beauftragt haben, und der wird sich, was weiß ich, in Ardfern oder sonst wo ein Boot gechartert haben, weil die Barkasse nicht vom Clyde herauffahren wird, nicht wegen eines Ju …« Er bremste sich. »Nicht, solange wir nicht wissen, was da wirklich los ist. Das heißt, es dauert …« Er sog die Luft zwischen den Zähnen ein und schaute zweifelnd auf die Uhr. »Wie lange …? Zwei Stunden, bevor wir wissen, wie

die Lage da draußen ist?«

»Es ist kein Jux. Sehen wir aus wie Teenager?« Struthers schwieg einen Moment. Dann öffnete er einen Aktenschrank, nahm eine Akte heraus und schob die Schublade mit dem Fuß zu. »Wissen Sie was? Ich werde jetzt einfach das tun, was ich tun muss, und zwar Ihre Aussagen zu Protokoll nehmen. Damit wir uns ein klares Bild machen können.«

Oakesy machte den Anfang; steifbeinig ging er mit Struthers hinaus, seinen Ärger im Zaum haltend. Angeline und ich blieben mit dem ungenießbaren Kaffee in Styroporbechern zurück, den der Officer uns gebracht hatte. Wir sprachen nicht miteinander. Sie saß zusammengekauert mir gegenüber. Mit dem zwanghaften Kratzen hatte sie aufgehört; sie hielt beide Hände zwischen die Knie gepresst. Ihr verschlossenes kleines Gesicht blieb gesenkt. Nur ab und zu warf sie einen Blick zur Tür, als erwartete sie, dass jemand hereingestürmt käme. Ich legte die Stirn auf die Fingerspitzen, damit sie meine verstohlenen Blicke nicht bemerkte. Ihre Haltung war schief und unbequem, als säße sie auf einem dicken Kissen. Ich dachte daran, wie sie auf Struthers' Worte reagiert hatte, und plötzlich fing mein Herz an zu rasen, und meine Hände wurden feucht. Etwas Unglaubliches war mir in den Sinn gekommen. Etwas über die Wölbung unter ihrem Mantel. *Warum zieht sie diesen Mantel nicht aus? Sie muss doch schmoren darin …*

Das Video.

Ein Mensch mit einem Schwanz – das klingt phantastisch, oder? Aber Sie als Arzt wissen sicherlich, dass tatsächlich jedes Jahr Hunderte von Kindern mit einem Schwanz geboren werden. Er wird nur in den meisten Fällen in den ersten Stunden entfernt. Die sakrokokzygeale Missbildung. Der rudimentäre menschliche Schwanz. Ich habe einen Aufsatz darüber in einer der Zeitschriften in der Praxis gelesen. Es gibt verschiedene Arten von menschlichen Schwänzen; manche sind Hämangiome, und manche haben etwas mit Spina bifida zu tun. In der Zeitschrift

waren auch Fotos abgebildet gewesen. Eines zeigte einen kleinen Jungen in Indien mit einer langen, hautbedeckten Fettrolle, die an seinem Steiß baumelte. Wie hieß gleich noch der Ausdruck, den sie benutzten? *Occultai Spina bifida occultai.* Aber sein Schwanz war vergleichweise klein gewesen, nicht länger als ein großer Wurm. Wie verhielt es sich mit einem, der so groß war wie auf dem Video?

Und mit Christophes Gesicht vor meinem geistigen Auge und all diesen Gedanken, die mir durch den Kopf schwirrten, fiel mir noch etwas ein. Fast hätte ich gelächelt. Diese furchtbare schwarze Wolke hatte vielleicht am Ende doch einen Silberstreif. Oakesy hatte mit seiner Story einen ganz großen Fisch an Land gezogen, einen sehr viel größeren als die Reportage über das Zentrum für Positives Leben. Das hier war etwas für die Titelseiten der Boulevardpresse – und das Ende unserer finanziellen Sorgen. Angeline würde ihm alles sagen, was er über Malachi wissen musste. Aber nicht nur Oakesy konnte sie helfen: Um in dieser Story vorzukommen, würde Christophe einen Mord begehen. Ich konnte mir sein Gesicht vorstellen, wie es mir aus der Zeitung entgegenstrahlte: Er nach der Operation an Angelines Bett, vielleicht ihre Hand haltend. Und ich wäre diejenige, die sie für ihn entdeckt hätte.

Ein aufgeregtes kleines Jucken kribbelte in meinen Handflächen.

Ich warf einen Blick zur Tür, und dann lehnte ich mich zurück, nippte an meinem Kaffee und lächelte sie an. Mein Herzschlag hatte sich beruhigt, denn ich wusste, dass Angeline Dove uns helfen würde. Zuerst Oakesy und dann mir.

5

Es dauerte keine zwei Stunden, wie Struthers angenommen hatte, sondern nur fünfzig Minuten, bis die Nachricht der Einsatzleitung kam. Und dann änderte sich alles. In der Zeit, die

Oakesy brauchte, um seine Aussage zu machen, verwandelte sich das verschlafene Kleinstadtrevier in einen Bienenstock: Leute hasteten mit Formularen und dicken Aktenordnern umher, Telefone klingelten in fernen Büros, Türen schlugen, und der Polizeifunk knisterte und rauschte. Eigentlich sollten sie für solche Fälle einen Gerichtssaal in Lochgilphead benutzen, aber der wurde gerade renoviert; also richteten sie eine Kommandozentrale hier in Oban ein. Aber das Gebäude war zu klein, und schon am Mittag tobten flurauf, flurab Kämpfe zwischen den Ortspolizisten und den Frauen der Datenkoordinationsabteilung, die eben mit ihren Computern aus Glasgow eingetroffen waren: Es gab nicht genug Parkplätze, und wo um Himmels willen sollten sie ihre Autos lassen? Und *wie bitte?* Nur *eine* Damentoilette? Im ganzen Gebäude? »Und da ist der Durchlauferhitzer kaputt, sodass man sich verbrüht, wenn man nicht aufpasst!«

Zur Lunchzeit saßen Oakesy und ich schweigend an Struthers' Schreibtisch und verzehrten Supermarktsandwiches. Angeline konnte nichts essen. Sie probierte es, aber ebenso gut hätte sie versuchen können, Kieselsteine zu schlucken. Als Struthers kam und sie für ihre Aussage abholen wollte, stand sie auf, zitterte jedoch so sehr, dass man eine Polizistin rufen musste, um sie zu stützen.

»Sie hat einen Schock«, erklärte Oakesy. »Gehen Sie behutsam mit ihr um.«

Zehn Minuten später wurde er von einem Detective gerufen, der sich als »Leiter der Identifizierungseinheit« vorstellte. Er brauchte Hilfe bei der Aufstellung einer Vermisstenliste. Das dauerte fast zwei Stunden, und raten Sie mal, wer die ganze Zeit allein in diesem Büro sitzen durfte und nichts weiter zu tun hatte, als die Informationszettel der Strathclyde Police zu lesen – *Sicherheit auf öffentlichen Gewässern. Was geschieht, wenn ich festgenommen werde? Kadettenprogramm: Du glaubst, du bist zu jung für die Polizei?* – und die Karte der Umgebung anzustarren. Niemand sprach davon, unsere Sachen aus dem Bungalow

zu holen, sooft ich auch danach fragte, und ich hatte nicht einmal mein Handy dabei, um eine SMS zu verschicken.

»Niemand hat mir auch nur eine Tasse Tee angeboten«, beklagte ich mich bei Oakesy, als er und Angeline ins Büro zurückkamen. »Überhaupt nichts seit dem Lunch.«

Um vier Uhr traf ein einschüchternd aussehendes Team von Polizisten in Zivil aus Dumbarton ein, schweigsam und finster. Das Kommando hatte der Inspector ihrer Unterabteilung: ein bisschen älter als Christophe, vielleicht Mitte fünfzig, sehr dünn, so groß wie ein Basketballspieler und mit dem langen, ernsten Gesicht eines Professors. Als er Struthers' Büro betrat, sagte er weder Hallo noch sonst etwas. Er ging an uns vorbei zum Fenster, hielt die Nase an die Scheibe und betrachtete versonnen die Aussicht. Ich wusste, was es da draußen zu sehen gab – ich hatte weiß Gott genug Zeit gehabt, es mir einzuprägen: einen kleinen Parkplatz hinter dem Revier, zwei Streifenwagen und eine Reihe Mülltonnen. Dahinter die Dächer der Seitenstraße … und dann violette, von Heidekraut bedeckte Berge, einsam und fremdartig.

Nach einer Weile schloss er die Jalousie; er drehte die Lamellen so, dass sie fein säuberlich aufeinanderlagen und kein Tageslicht hereinließen. Dann knipste er die Leuchtstofflampen an und nahm uns gegenüber Platz. Er sprach nicht gleich, sondern musterte uns aufmerksam, einen nach dem andern.

»Ich bin Peter Danso«, sagte er schließlich, »der Einsatzleiter; das heißt für Sie, ich leite die Ermittlungen. Es tut mir leid, dass es so lange gedauert hat, bis ich herkommen und mit Ihnen sprechen konnte. Es gab eine Menge zu … erledigen.« Er beugte sich vor und gab uns die Hand. Wir nannten nacheinander unsere Namen, wie Kinder am ersten Schultag. Es machte mich nervös, dass er anscheinend so besorgt um uns war. Er wandte sich an Oakesy und Angeline. »Ich habe Ihre Aussagen gelesen, und es gibt ein paar Dinge, die ich Ihnen beiden sagen möchte. Vieles dreht sich natürlich um Ihr seelisches Wohlbefinden und

um die Frage, was wir tun können, um Sie zu unterstützen. Aber was mir jetzt vor allem wichtig ist, sind Ihre Pläne.«

»Ich bleibe«, sagte Oakesy. »Ich bleibe hier.«

Danso nickte langsam und betrachtete ihn, seine aufgeschürften Knie und zerschlagenen Hände. Sein Blick war gleichmütig. »Sie wissen, dass niemand Sie hindert, auf der Stelle von hier zu verschwinden, nicht wahr? Ich will Ihnen nichts vormachen: Sie sind unentbehrlich für unsere Ermittlungen, und in einer perfekten Welt würde ich Sie hierbehalten, alle beide.« Er sah Angeline an, die mit rotem Gesicht zu Boden starrte. »Aber damit eins klar ist: Ich kann Ihnen nur *raten* hierzubleiben, ich kann Sie nicht zwingen.«

»Ich weiß«, entgegnete Oakesy. »Aber ich bleibe.«

»Okay. Okay.« Danso stützte einen Ellbogen auf den Tisch und kratzte sich hinter dem Ohr. »Hören Sie, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ernst diese Sache ist. Und beim Lesen Ihrer Aussagen haben in meinem Kopf mehrere rote Lampen aufgeleuchtet, die mich veranlassen, sorgfältig über Ihre Sicherheit nachzudenken. Angesichts der Probleme, in denen der Vater dieses Mädchens steckt … na ja, nach meiner Erfahrung macht ihn das gefährlich.« Er sah Oakesy fest in die Augen. »Sehr gefährlich sogar. In den nächsten Stunden wird jemand sich mit einer Tatfolgenanalyse beschäftigen, und dann werden wir sehen, *wie* besorgt wir sein sollten …«

Das Handy an seinem Gürtel klingelte. Er warf einen Blick auf das Display, nahm das Gespräch an und wandte sich dann wieder uns zu.

»Samstagnacht gegen elf wurde auf dem Parkplatz des Crinian-Hotels ein Fahrzeug entwendet. Kennen Sie Crinian? Dort ist einer der Landungsplätze für die Boote, die von den Inseln kommen.«

»Er hat das Motorboot genommen, das zum Zentrum gehörte. Es war weg«, erklärte Oakesy.

»Aye – und mein Kopf sagt mir, dass ein paar Kids aus Glas-

gow das Auto geklaut haben, aber mein Bauch hat seine eigenen Vorstellungen zu diesem Thema. Sie, Mr. Oakes, sind nicht zum ersten Mal mit ihm aneinandergeraten. Er hat Sie schon einmal verletzt.«

»Ja.«

»Er weiß, wo Sie wohnen? Und er hat Ihnen gedroht?«

»Ja.«

Danso rieb sich seufzend die Schläfe. Dann ließ er die Hand sinken und deutete damit auf Oakesy. »Schade, dass Sie das nicht gemeldet haben. Wenn Sie gleich Anzeige erstattet hätten, dann –«

»Ich weiß, ich weiß. Das brauchen Sie mir nicht zu sagen. Es ist mir schon zigmal durch den Kopf gegangen. Wenn ich es Ihnen gleich gesagt hätte, dann hätten Sie etwas unternehmen können.«

Danso nickte. Er sah Oakesy lange wortlos an, als hätte er Mühe, sich eine giftige Bemerkung zu verkneifen. Ich hatte immer noch Herzklopfen bei dem Gedanken, dass ich ihm nur um Haaresbreite entkommen war, aber einen Augenblick lang empfand ich doch auch leise Genugtuung. Ich hatte Oakesy angefleht, Anzeige zu erstatten, aber er hatte nicht auf mich gehört. *Es wird dich noch verfolgen, Oakesy.*

»Hören Sie«, fuhr Danso schließlich fort, »ich will ehrlich sein. Ich habe nicht viel Erfahrung mit gefährdeten Zeugen, aber …« Er zog eine Schublade des Aktenschranks auf und nahm einen Ordner heraus. Er hielt ihn hoch, räusperte sich und bedachte uns mit einem verlegenen Blick. »Die Strathclyde Police hat ein spezielles Zeugenschutzprogramm. Verzeihen Sie, wenn das wie eine PR-Mitteilung klingt, aber wir sind die einzige Polizeibehörde, die über so etwas verfügt.« Er klappte den Ordner auf und gab jedem von uns einen Satz zusammengeheftete Blätter. Ich warf einen Blick auf die erste Seite. »Das sind die Formulare zur Kriterienfeststellung. Ich glaube, es würde sich lohnen, sie auszufüllen und ins Präsidium zu

schicken. Mal sehen, was die davon halten.«

Oakesy blätterte mit angespanntem Gesicht in den Unterlagen. Angeline nahm ihr Exemplar in Empfang, ohne Danso anzusehen. Die Papiere lagen auf ihrem Schoß, während sie darin las. Die Hände hatte sie ans Gesicht gelegt.

»Das wird nicht über Nacht passieren. Selbst wenn es vom Präsidium abgesegnet wird, dauert die Prozedur eine Weile. Einstweilen haben meine Leute sich in Dumbarton umgehört, um eine sichere Bleibe für Sie zu finden. Und sie hatten Erfolg – zufällig in meinem eigenen Bezirk. Meiner Meinung nach ist es besser als alles, was das Zeugenschutzteam Ihnen bieten kann.«

»Ein Safe House?«, fragte ich. »Ist es das, was Sie meinen? Ein Safe House?«

Danso lächelte. Sein Gesicht war plötzlich freundlich und gar nicht mehr streng. »Wenn Sie es so nennen wollen, ist es mir recht. Ich hoffe, Sie werden nicht enttäuscht sein. Es ist ein Haus, in dem wir Polizisten von außerhalb unterbringen, wenn sie uns besuchen. Früher war es ein Versteck für Opfer, die dort ihre Aussagen machen konnten. Verwundbare Opfer, wenn Sie verstehen: Rassistisch begründete Misshandlung, Kindesmissbrauch, Vergewaltigung.« Er ließ seine Worte einen Moment lang wirken. »Sagen wir mal so: Das Hilton ist es nicht.«

»Alle meine Sachen sind noch im Bungalow. Ihr Kollege kennt die Adresse.«

»Wir haben schon jemanden hingeschickt, der sich umsieht. Wenn die Situation geklärt ist, können wir Ihre Sachen holen.«

Oakesy sah mich an. »Vielleicht wäre es auch eine gute Gelegenheit für dich, deine Mum zu besuchen, Lex. In ein paar Tagen ist alles vorbei, und dann kann ich kommen und dich wieder abholen. Wir gehen mit ihr in dieses Tapas-Lokal, das sie so mag, und –«

»Nein. Es ist schon okay, ich bleibe hier. Ich komme mit in dieses Safe House.«

»Ich glaube, es wäre besser für dich –«

Ich schnitt ihm das Wort ab. »Ich meine, was ich sage. Ich fahre nirgendwohin. Ich bleibe bei dir. Und …« Ich beugte mich zu Angeline hinüber und legte die Hand auf ihren Arm. Überrascht nahm sie die Hände vom Gesicht und starrte auf meine Finger, die weiß und sauber aussahen, die Nägel rosig und gepflegt. »Und Sie müssen auch mitkommen«, sagte ich. »Unbedingt. Sie brauchen jemanden, der für Sie sorgt.«

6

Angelines Mutter war, wie sich herausstellte, seit zwei Jahren tot. Angeline hatte ihr ganzes Leben auf der Insel verbracht und keinen Kontakt zu Freunden oder Verwandten auf dem Festland. Sie konnte nirgendshin. »Hören Sie, Kindchen«, sagte Danso, »ein Arzt kann Sie untersuchen, wenn Sie wollen, und feststellen, ob Sie psychologische oder medizinische Betreuung brauchen.« Bei diesen Worten wanderte sein Blick kurz zu ihren Hüften und wieder hinauf zu ihrem Haar. Auch ich fand, dass es nicht besonders gesund aussah. Aber auf alle seine Angebote reagierte sie nur mit Schweigen. Erst nach zehn Minuten sprach sie. »Mit ihm«, sagte sie steif und deutete mit dem Kopf auf Oakesy. »Ich will mit ihm gehen.«

Ein Polizist in Zivil fuhr mit uns zusammen im Fiesta zum Bungalow zurück. Ein Team war da gewesen und hatte alles unter die Lupe genommen und die Umgebung für unbedenklich erklärt. Wir wollten unsere Sachen holen und dann zum Safe House weiterfahren. Danso musste uns durch den Hinterausgang aus dem Revier bringen, denn nachdem man Oakesy und Angeline noch die Fingerabdrücke abgenommen hatte, war vorn die Presse angerückt. Morgens gegen zehn waren es lediglich zwei oder drei verbeulte Autos gewesen, aber jetzt parkten vierzig oder fünfzig in der Straße zum Hafen. Und dazwischen stand ein TV-Übertragungswagen der BBC. »Scheiß Hyänen«, knurrte Oakesy, der wohl vergessen hatte, womit *er* sein Geld

verdiente. »Miese kleine Arschlöcher.«

Oakesy fuhr. Ich saß neben ihm. Unser »Babysitter«, ein kleiner Mann im Polohemd, mit kahlrasiertem Schädel und verblassten Flecken auf den Fingerrücken, die aussahen, als wären dort einmal LOVE/HATE-Tattoos gewesen, saß hinten bei Angeline. Er sagte nicht viel. Auf der Fahrt lag seine Hand auf der Lehne des Rücksitzes, während er aus dem Heckfenster spähte und die Autos hinter uns im Auge behielt.

Es wurde Abend, und als wir beim Bungalow eintrafen, war es dunkel. Vor der Einfahrt zum Haus parkte ein ziviles Fahrzeug, und oben am Ende stand ein Streifenwagen mit blinkendem Blaulicht. Oakesy hielt an. Er und der Babysitter stiegen aus und sprachen ein paar Worte mit dem Fahrer des Streifenwagens, Angeline und ich blieben bei laufendem Motor im Wagen sitzen. Die gelben Lichtkegel unserer Scheinwerfer fielen auf den Streifenwagen und die Gesichter der Männer, aber außerhalb dieses Lichtkreises war alles, der Wald, die Zufahrt und der Bungalow, in konturloses Dunkel gehüllt, wie man es so in der Großstadt nicht kennt. Ich fragte mich, warum ich nicht daran gedacht hatte, ein Licht im Bungalow brennen zu lassen, bevor wir wegfuhren. Das war nicht meine Art, ich lasse *immer* irgendein Licht brennen. Warum also hatte ich es an diesem Morgen vergessen? Ich rutschte auf dem Sitz nach vorn, starrte am Scheinwerferlicht vorbei zum Bungalow hinauf. Die Scheibe beschlug von meinem Atem.

Der Streifenwagenfahrer war ausgestiegen, und die Männer standen jetzt neben der Zufahrt, am Rand des Lichtkreises, und betrachteten etwas am Boden. Oakesy äußerte sich dazu, und die beiden Polizisten schauten nachdenklich die Zufahrt entlang und schließlich zum Streifenwagen. Der Fahrer ging hin, hockte sich neben dem Vorderrad nieder, zog einen Stift aus der Tasche und stocherte im Reifenprofil, als suchte er etwas. Die beiden anderen Männer sahen ihm dabei zu und wechselten ein paar Worte. Nach einer Weile stand der Fahrer wieder auf und

schüttelte den Kopf. Oakesy und der Babysitter kamen zurück.

»Was ist?«, fragte ich, als sie einstiegen. »Was habt ihr da gesehen?«

»Wann?« Oakesy drehte sich zu mir.

»Vorhin. Da drüben.«

»Nichts.« Er löste die Handbremse und drehte das Lenkrad. »Nur Reifenspuren.«

»Reifenspuren? Wessen Reifenspuren?«

»Seine.« Er deutete mit dem Kopf zu dem Streifenwagen hinüber. »Das war alles.«

Ich nahm den Wagen in Augenschein, als wir langsam daran vorbeifuhren. Der Polizist saß auf dem Fahrersitz und studierte etwas – eine Landkarte oder ein Notizbuch – im Licht einer Kugelschreiberlampe, die sein Profil rötlich verschwimmen ließ. »Bist du sicher?« Ich bemühte mich um einen gleichmütigen Ton, um meine Beunruhigung zu verbergen. »Bist du sicher, dass es seine sind? Kann er sich da nicht getäuscht haben?«

»Bestimmt nicht.«

Er hielt vor dem Bungalow an, stellte den Motor ab.

»War jemand drin?«

»Sie haben es kontrolliert, bevor wir herkamen, und alles war verschlossen. Keine Spur von irgendjemandem.«

»Glaubst du, sie haben das Licht ausgemacht?«

»Ich weiß nicht. Wahrscheinlich.«

Der Streifenpolizist startete seinen Motor, schaltete die Scheinwerfer ein, kam die Zufahrt herauf und hielt hinter uns an. Das Blaulicht blendete uns.

»Blödmann«, knurrte der Babysitter und hob die Hand, um seine Augen vor dem gleißenden Licht zu schützen, das der Rückspiegel reflektierte.

»Kommst du?« Oakesy öffnete seine Tür.

Mich fröstelte, und ich schaute zum Bungalow. »Nein, danke.«

»Okay. Dauert nicht lange. Zehn Minuten. Muss auch den Zähler für den Vermieter ablesen.«

»Pass auf, dass du meine Sachen nicht zerknautschst. Falte sie glatt zusammen.«

Er sah mich an, als müsste er überlegen, was er darauf antworten sollte. Dann seufzte er. »Keine Sorge.« Müde stieg er aus. »Ich werde auf deine Sachen aufpassen.«

Während sie sich im Haus aufhielten, wurde es im Wagen immer kälter. Der Officer im Streifenwagen hinter uns schaltete das Licht und den Motor aus. Stille senkte sich herab. Dunkelheit umgab das Auto und den Bungalow. Hinter mir saß Angeline, kaute an einem Nagel und starrte mit ausdruckslosem Gesicht aus dem Fenster. Eine Ewigkeit lang gab es nur sie und mich und unseren Atem, der mir in der Stille immer lauter vorkam.

»Angeline?«, fragte ich nach einer Weile. »Glauben Sie, Ihr Vater wird versuchen, Joe zu finden? Ich meine, glauben Sie, er könnte hier gewesen sein? Hier im Wald?«

Sie zögerte. »Weiß nicht.«

Ich wartete darauf, dass sie weiterredete, aber sie schwieg. Tja, dachte ich, immer noch genauso unkommunikativ wie auf dem Polizeirevier. Ich lehnte den Kopf an die Lehne und schob die Hand in die Blusentasche, wo ich normalerweise mein Handy verwahrte. Aber natürlich befand es sich noch im Bungalow. Es war so merkwürdig, keinen Kontakt zur Außenwelt zu haben. Zu Mummy oder Christophe. Ich hatte ein Bild von Christophe im Kopf und versuchte es festzuhalten, damit ich nicht an den Wald ringsum denken musste.

Schließlich drehte ich mich auf dem Sitz nach hinten. Angeline hatte sich nicht gerührt. Sie saß am Fenster und hielt sich am Griff über der Tür fest, um ihr Hinterteil ein wenig zu entlasten. Ein verirrter, matter Lichtstrahl fiel auf ihre Stirn, die durch den ungewöhnlichen Haarschnitt groß und gewölbt wirkte. Die Silhouette des Polizisten im Wagen hinter uns war starr. »Angeline«, sagte ich behutsam, »was glauben Sie, wovon der Detective gesprochen hat? DS Struthers? Als er vom Teufel

redete? Der Teufel von Pig Island. Wissen Sie, was er damit meinte?«

Sie antwortete nicht gleich, schaute zum Bungalow hinaus, zu der Tür, durch die Oakesy verschwunden war. Ihr Blick war starr, und die Haut um ihren Mund spannte sich. Ich legte den Ellbogen auf meine Rückenlehne und stützte das Kinn darauf, um sie zu beobachten.

»Angeline? Ich habe Sie gefragt, ob Sie wissen, was er damit meinte. Denn ich glaube, *ich* weiß es. Ich glaube, ich habe gesehen, wovon er sprach. Auf einem Video.«

Keine Reaktion. Dann fuhr sie plötzlich herum und starrte mich an. Eine Ader an ihrer Schläfe pulsierte heftig.

»Wussten Sie das nicht? Es existiert ein Video, Angeline, ein Video, auf dem etwas zu sehen ist, das über den Strand von Cuagach läuft. Es ist ein bisschen unscharf, aber es gibt keinen Zweifel, was es ist, nämlich ein Wesen halb Mensch, halb Tier.« Ich fuhr mir mit der Zunge über die Lippen und spähte aus dem Fenster zum Streifenwagen. Plötzlich erschien es mir wichtig, dass niemand mich allzu genau sah. »Oder vielleicht«, sagte ich leise, aber sehr deutlich, und beugte mich dabei über den Sitz, »vielleicht war es auch halb Tier, halb *Frau* …«

7

Lightning Tree Grove – sagt der Name nicht schon *alles?* – ist das Nächstbeste nach der Hölle auf Erden. Es handelte sich um eine verlassene Siedlung zwischen Dumbarton und Renton, eins dieser schlimmen Beispiele für die schlechte Stadtplanung der fünfziger und sechziger Jahre. Eigentlich ist es schon tot und wartet nur noch auf den Leichenwagen. Nummer 29 Humbert Terrace ist eine Fünf-Zimmer-Doppelhaushälfte, und wenn ich den Kopf von diesem Brief hebe und aus dem Fenster schaue, sehe ich dreihundert baufällige Häuser am Rand jämmerlich kahler Felder, etliche Fenster, von der Umweltschutzbehörde

vernagelt, weil man Asbest auf den Dachböden gefunden hat, von Graffiti bedeckte Wände, lose Ziegel auf den Dächern und eine Sackgasse, in der Autos aus Dumbarton auf die Schnelle ihren Müll abkippen, sodass die Straßen übersät sind von Plastikflaschen und schmutzigen Windeln. Man wird das alles asphaltieren, um ein Vergnügungszentrum zu errichten, aber noch klammern sich ungefähr zwanzig Leute an das erbärmliche Leben hier: hauptsächlich Hausbesetzer und Asylsuchende; Frauen mit Kopftüchern schleichen durch die Straßen. Weiß der Himmel, was *sie* von dieser Gegend halten. Vom Regen in die Traufe, kann man da wohl sagen.

Als wir hier ankamen, herrschte Dunkelheit, sodass wir nicht sehen konnten, wie grauenhaft es war. Es wirkte nur alles still und verlassen. Der Babysitter schloss die Tür auf und knipste das Licht an. Dann folgten wir ihm in dieses schreckliche, feuchte Haus. Oakesy ging schnurstracks zu den Fenstern, rüttelte daran und kontrollierte die Riegel, und Angeline, die auf der Fahrt hierher kein Wort gesagt hatte, ließ sich auf das nächste Sofa sinken, zog den Mantel fest um sich und starrte wütend zu Boden. Ich blieb mitten im Zimmer stehen, schaute mich um und war sehr deprimiert.

Es war noch viel, viel scheußlicher als der Bungalow, das sah ich auf den ersten Blick. Zwei rissige Kunstledersofas standen in schiefem Winkel zueinander, und ein verstaubter Fernseher befand sich auf einer schwarz furnierten Videokommode in einer Ecke. Das Erdgeschoss war ein einziger offener Raum; jemand hatte versucht, die Küche hinter dem Wohnbereich fröhlich zu gestalten, indem er leuchtend gelbe Tapeten und türkisfarbene Kacheln angebracht hatte, und an einem rustikalen Holzständer hingen primelgelbe Kaffeebecher. Trotzdem machte alles einen trostlosen Eindruck. *Den Grill NICHT BENUTZEN!!!!*, stand auf einem Zettel, der am Backofen klebte. *Der Grill wurde zu Ihrer Sicherheit außer Betrieb gesetzt!!!*

»Aye.« Der Babysitter spazierte in eine Ecke, in der ein Bündel Drähte über einer leeren Fassung aus der Decke ragte. Er hakte einen Finger um die Fassung und zog kurz daran. »Hier befand sich eine Kamera. Und da drüben auch. Das bedeutet, *irgendwo* muss es auch …« Er öffnete einen Küchenschrank, warf einen Blick hinein und schloss ihn wieder. Dann ging er hinaus in den Flur und öffnete die Tür unter der Treppe. »Ja, hier. Der Sicherungskasten.« Oakesy und ich drängten uns heran und sahen eine kleine Schalttafel. Die ganze Elektronik war herausgerissen, und über den Löchern hingen Spinnweben. Ein alter Dienstplan war mit Heftzwecken an der Wand befestigt. »Ja.« Er legte die Hände an den Türrahmen, lehnte sich rückwärts aus der Kammer und reckte den Hals, um die Drähte zu verfolgen, die an der Wand nach oben führten und unter dem Treppenläufer verschwanden. »Ich hab gehört, das hier war das Vergewaltigungshotel.«

»Das was?«, fragte ich. »Was für ein Hotel?«

»Das Vergewaltigungshotel.« Er drehte sich um, und als er meinen Blick sah, änderte sich seine Miene. »Ja«, sagte er hastig und schloss die Tür. »Ich weiß schon. Ein blöder Ausdruck. Aber die Jungs nennen es halt so. Ein paar der Mädchen, die hier untergekommen sind, waren –« Er brach ab, wurde rot und kratzte sich verlegen am Kopf.

»Sie waren vergewaltigt worden, meinen Sie? Das wissen wir schon. Der Chief Inspector hat es uns erzählt.«

»Na, es ist jedenfalls sicher, oder? Sicherer als auf dem Revier.«

»Glauben Sie?«

»Natürlich. Und hier können Sie sich besser einrichten. Es ist gemütlicher als auf dem Revier.«

Ich rieb mir die Augen und seufzte. Gemütlich? *Gemütlich?* Es war grauenhaft. Wenn Sie mich fragen, all die vergewaltigten Mädchen, misshandelten Kinder und Opfer rassistischer Gewalt mussten in diesem Gebäude etwas zurückgelassen haben. Als

ich an diesem Abend im Haus die Runde machte, lief mir ein Schauer über den Rücken, als wäre hier etwas Furchtbares geschehen oder würde noch geschehen. Im hinteren Teil, hinter der Küche, befand sich ein Untersuchungsraum; die Liege stand noch in der Ecke, als müssten wir daran erinnert werden, wozu dieses Haus gedient hatte. Keins der Zimmer war ordentlich saubergemacht worden; in einem der Schlafzimmer stand ein schmutziges Babybett, und an der Wand dahinter war ein Fleck von eingetrocknetem Erbrochenem. Überall auf den Teppichböden lagen tote Fliegen, und in der Küchenspüle fand ich ein gebrauchtes Kondom. Lang lebe die Bürokratie! Mit einem Löffelstiel angelte ich das Kondom aus der Spüle und warf es in einen weißen Müllbeutel.

8

Als die Polizei gegangen war, trugen wir unsere Taschen nach oben und suchten uns Zimmer aus. Oakesy und ich nahmen das vordere, Angeline das an der Rückseite. Als ich später zu ihr ging, sah ich, dass sie ihre Tasche ausgepackt und alle ihre Sachen auf Bügeln am Gipsprofil der Bilderleiste an der Wand aufgehängt hatte. Grässliche Klamotten: lange Jeansröcke, alte blau-weiße Kappa-T-Shirts, alles so oft gewaschen, dass die Farben verblichen oder grau waren.

Unten bereiteten wir ein Abendessen aus dem zu, was wir aus dem Bungalow mitgebracht hatten: Ich goss ein bisschen Tomatensauce über ein paar Würstchen und nannte das Ganze Eintopf. Gern hätte ich noch etwas Brokkoli oder anderes Gemüse auf den Tisch gebracht, denn Angeline sah nicht aus, als hätte sie jemals Vitamine zu sich genommen. Während sie ein wenig aß, hielt sie den Kopf gesenkt, sodass wir nur die verschrammte Stirn sahen. Erst viel später, als ich am Fenster stand und zu dem Polizeiwagen am Ende der Straße hinausschaute und Oakesy in der Küche die Gläser spülte, sprach sie.

»Ich glaube«, sagte sie wie aus heiterem Himmel, »ich möchte das Video sehen.«

Ich drehte mich um, verblüfft, nach so langer Zeit ihre Stimme zu hören. In der Küche hielt Oakesy mit dem Spülen inne und sah sie überrascht an. Wasser tropfte von dem Glas in seiner Hand auf den Boden. Sie saß mit hängenden Schultern auf dem Sofa, und obwohl sie ganz deutlich gesprochen hatte, glaubte man, sich verhört zu haben, denn sie starrte zu Boden und nagte an der Unterlippe.

»Hast du was gesagt?«, fragte Oakesy.

»Ja. Ich möchte mich sehen.«

»Du weißt davon?«, fragte er verdutzt.

»Ich will es sehen.« Sie hob den Kopf und sah ihn an. »Wenn ich auf diesem Video bin, will ich es sehen.«

Es war still, während Oakesy ihre Worte verdaute. Sein Blick fiel auf mich.

»Sie musste es erfahren.« Ich spreizte die Hände. »Früher oder später hätte irgendjemand es ihr erzählt.«

Er schwieg. Ich glaube, er war zu erschöpft zum Streiten, vielleicht sah er aber auch ein, dass es stimmte, was ich sagte. Resigniert holte er den Laptop, der im Flur an der Wand lehnte. Er trug ihn in die Küche, zog einen der Stühle am Tisch heraus und wandte sich an Angeline. »Setz dich. Hierher.«

Sie zögerte, aber dann stand sie auf, humpelte zum Tisch, legte die Hände darauf und ließ sich vorsichtig auf den zierlichen Aluminiumstuhl sinken. Oakesy schaltete den Laptop ein und schob ihn in ihre Richtung. Er nahm sich ein Bier aus einer der Einkaufstüten und schaltete die Küchenbeleuchtung aus, sodass Angelines Gesicht grünlich-blau schimmerte.

Ich setzte mich neben sie an den Tisch, beugte mich vor und stützte das Kinn auf beide Hände. Es sollte aussehen, als konzentrierte ich mich auf den Computer, dabei beobachtete ich sie heimlich aus den Augenwinkeln. Ich war ihr so nah, dass ich jedes Detail ihres Gesichts sehen konnte.

»Die Insel wurde von Westen her aufgenommen.« Oakesy lehnte sich zwischen uns über den Tisch und klickte auf das RealPlayer-Icon. Das Video startete. »Vor zwei Jahren. Bevor der Zaun errichtet wurde. Hier.« Er deutete auf das Ende der Baumlinie. »Genau hier, behalte die Stelle im Auge.«

Ich schaute nicht auf den Monitor; ich hatte das Video schon oft gesehen und kannte die Stellen, an denen die verschwommene Gestalt mit dem wiegenden Gang auftauchen würde, wenn sie aus dem Wald käme, um ein paar Schritte über den Sandstrand zu gehen. Ich wusste, wann sie zögern und dann rasch kehrtmachen und zwischen den Bäumen verschwinden würde.

Als es vorbei war, beugte Oakesy sich vor und hielt das Video an. Ich blieb reglos sitzen und starrte auf Angelines Augen. Fasziniert beobachtete ich, wie sie hin und her zuckten, als wollten sie die Flucht ergreifen. Dann füllten sie sich mit Tränen, die auf ihre Wangen tropften. Sie faltete die Hände, legte die Fingerspitzen an die Nase und fing an zu zittern, als wäre es plötzlich sehr kalt geworden.

»Alles okay?«, fragte Oakesy. »Möchtest du -?«

»Ich wurde so geboren«, sagte sie. Sie schob den Stuhl zurück und presste die Fäuste an die Schläfen, als wollte sie sie für ihre Disziplinlosigkeit bestrafen. »Es ist nicht meine Schuld.

Ich wurde so geboren. Sie können es mir nicht vorwerfen. Das können Sie nicht.«

Oakesy und ich wechselten einen Blick. Er beugte sich ein wenig vor, und ich glaube, er wollte sie berühren, aber irgendetwas hielt ihn zurück, denn auf halbem Weg ließ er die Hand unsicher auf den Tisch sinken. »Hör zu«, sagte er, »niemand gibt dir die Schuld an irgendetwas.«

»Aber sie glauben alle, ich bringe Unglück. Genau wie die auf Cuagach. Sie haben gesagt, ich bin …« Sie unterbrach sich, holte tief Luft. Sie war tiefrot geworden, und der Rotz lief ihr aus der Nase. »Sie haben gesagt, ich bin ein Gräuel. Das haben sie gesagt! Sie haben gesagt, ich –«

»Aber das haben Sie doch nicht wirklich geglaubt«, sagte ich. »Sie haben eine Behinderung, das ist alles.«

»Lex«, mahnte Oakesy.

»Na, Oakesy, wir haben es doch jetzt alle gesehen, alle drei. Es gibt keinen Grund, sich zu zieren. Und außerdem … ich bin sicher, dass man etwas für Sie tun kann, Angeline.«

Als ich das sagte, wurde sie ganz still. Sie hörte auf zu weinen, und alle Farbe wich aus ihrem Gesicht. Sie ließ die Hände sinken und sah mich mit traurigen Augen an.

»Wirklich. Ich sehe jeden Tag Menschen mit Wirbelsäulenverletzungen und Missbildungen, und ich bin sicher, dass man Sie problemlos operieren kann.«

»Damit ich normal bin?«

»Ich kann Ihnen helfen. Ein Freund von mir ist Neurochirurg, der beste im ganzen Land. Würden Sie das wollen? Möchten Sie, dass er Sie untersucht?«

»Ich … ich …« Sie presste die Hände an die Wangen und zitterte heftig. »Ich weiß nicht. Ich *weiß* nicht.«

Oakesy stand auf und schaltete das Licht ein. Raschelnd durchwühlte er die Plastiktüten, die wir noch nicht ausgepackt hatten, und holte die Flasche Jack Daniel’s heraus, die er überallhin mitnahm. Dann durchsuchte er die Schränke, bis er einen Plastikkinderbecher mit Spiderman-Aufdruck gefunden hatte. Er füllte ihn zur Hälfte mit Jack Daniel’s und stellte ihn vor Angeline hin.

»Oh«, sagte ich. »Alkohol, ich glaube, das ist keine besonders gute –«

Sie nahm den Becher, und ohne auch nur daran zu riechen oder irgendeine Frage zu stellen, leerte sie ihn in einem Zug. Ich machte den Mund wieder zu und sah sie erstaunt an. Sie schob ihm den Becher wieder zu, er schenkte ihr nach, und sie trank ihn leer – und dann gleich noch einen. Na, dachte ich, das tut sie nicht zum ersten Mal. Oakesy goss ihr wieder ein und beobachtete ihr Gesicht, wenn sie trank. Röte kroch langsam an ihrem

Hals empor zu ihrem Kinn, und beim vierten Whiskey zitterte sie nicht mehr. Statt auch den herunterzukippen wie ein alter Säufer, nahm sie nur einen kleinen Schluck, dann noch einen und stellte den Becher auf den Tisch. Sie wischte sich über die Nase und nahm ihren ganzen Mut zusammen. Ihr Blick wanderte unstet zwischen Oakesy und mir hin und her.

»Alles okay?«

»Ja.« Sie schwieg kurz. »Haben das viele Leute gesehen? Dieses Video?«

»Massenhaft«, antwortete Oakesy und wich ihrem Blick aus, wie er es immer tut, wenn er verlegen ist. »Viele Leute kennen es.«

»Die Polizei auch? Der eine hat ›Teufel‹ gesagt. Auf dem Polizeirevier – er hat ›Teufel‹ gesagt.«

»Ja, die Polizei. Die kennt es auch, vermutlich.«

Sie holte tief Luft und verarbeitete diese Information. Sie starrte auf den Bildschirm, und es sah aus, als fügte sie das alles in ihrem Kopf zusammen. »Und … und darum sind Sie nach Cuagach gekommen? Um über mich zu schreiben?«

Jetzt sah er wirklich bedauernswert aus. Richtig schuldbewusst. »Äh … ja«, gestand er. »Darum war ich da.«

»Das hat Dad nicht gewusst.« Sie schüttelte den Kopf, lachte kurz auf und betrachtete ihre Hände auf dem Tisch. »Er dachte, Sie seien zurückgekommen, um ihn zu jagen.«

»Ihn jagen? Was soll denn das heißen? Wie kommt er darauf?«

Sie schloss die Augen und öffnete sie wieder, als wäre das eine Fangfrage und sie müsste sich die Antwort überlegen. Sie warf einen Blick auf seine Kamera, die auf der Arbeitsplatte lag. Dann sah sie ihn wieder an. »Äh – weil Sie Joe Finn sind?«

Er starrte sie mit offenem Mund an.

»Das sind Sie doch? Oder?«

»Ja«, sagte er hastig. »Ja, ich … Woher wissen Sie das?«

Sie machte ein überraschtes Gesicht, als wollte sie sagen:

Wissen Sie das nicht schon? »Ich wusste schon immer von Ihnen«, sagte sie. »Mein ganzes Leben lang. Und ich habe immer gewusst, dass ich Ihnen eines Tages begegnen würde.«

9

Im Leben eines jeden Menschen kommt der Augenblick, da sich ihm eine Chance bietet. Der Charakter erweist sich dadurch, wie jemand auf diese Herausforderung reagiert …

Oakesy saß unten und sah sich die Fernsehnachrichten an. Angeline war ins Bett gegangen. Die Tür zu ihrem Zimmer war fest geschlossen. Ich hockte im vorderen Schlafzimmer auf dem klammen Bett und hämmerte auf die Tastatur von Oakesys Laptop ein. Durch die offenen Vorhänge fiel das orangegelbe Licht der Straßenbeleuchtung. Der Polizeiwagen stand immer noch da. Danso meinte, wir bräuchten ihn eigentlich nicht, er sei nur da, damit wir uns sicher fühlten.

Heute sehe ich mich in genau dieser Situation [schrieb ich]. *Heute hat sich mir ein Rätsel präsentiert, eine Gelegenheit. Und die Herausforderung ist: Versuche ich das Rätsel selbst zu lösen, oder überlasse ich es jemandem, dem ich vertraue, jemandem, der sich durch seine Professionalität und Fähigkeiten besser als ich dazu eignet, es zu ergründen? Jemandem, der enorme Vorteile aus der Beschäftigung mit diesem faszinierenden, sensationellen Fall ziehen würde …*

Ich überschrieb die E-Mail mit »Ungewöhnliche Spinalabnormität – hohes Medieninteresse« und schickte sie über einen anonym eingerichteten Yahoo-Account ab, denn ich wusste, wenn ich meinen richtigen Namen benutzte, würde diese Hexe von einer Sekretärin sich darauf stürzen und sie sofort aus Christophes Posteingang löschen. Ich gebe ihr immer noch die Schuld an dem, was passiert ist. Ich meine, wer hat denn schließlich versucht, aus meiner Beziehung zu Christophe etwas

Fragwürdiges zu machen? Alles zu verdrehen und den Leuten zu erzählen, ich sei eine Nervensäge? Ich hätte »Mr. Radnor mit meiner Korrespondenz über das Intranet der Praxis bombardiert«. Was natürlich eine maßlose Übertreibung ist, denn ich hatte ihm nur ab und zu eine Mail geschickt und ihm viel Glück gewünscht, wenn er eine seiner Überseereisen antrat: eine wegen des Tsunami und eine, um einem kleinen Jungen mit Spina bifida in der Ukraine zu helfen. Ach ja, und zweimal auch meinen Lebenslauf. Wahrscheinlich war das der Grund für sie. Sie wusste, dass ich eine ernst zu nehmende Konkurrentin für ihren Job war. Sie wusste, dass sie sich am Riemen reißen musste, wenn ich mich in der Nähe befand.

Und ihr giftiger Seitenhieb, als ich meine Kündigung eingereicht hatte, war mir durchaus nicht entgangen: »Sie springt, bevor man sie schubst.« Wahrscheinlich war sie es gewesen, die alle von mir gerahmten Fotos weggeworfen hatte. Ich habe sie – habe ich Ihnen das erzählt? – im Müllcontainer der Praxis gefunden, zwischen den geschredderten Bürounterlagen und Sandwichtüten.

»Meiner Ansicht nach«, schrieb ich und bemühte mich, mich an die Fachsprache zu erinnern, die ich aus der Praxis kannte, »wird sich bei dieser Anomalie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ein Zusammenhang mit *Spina bifida* ergeben, was von großem Interesse für Sie sein dürfte. Um zu entscheiden, was für die Patientin getan werden kann, ist es unerlässlich, die Beschaffung ihres Rückenmarks zu analysieren. Zu diesem Zweck schlage ich vor, baldmöglichst einen Besprechungstermin zu vereinbaren.«

Ich knabberte an meinen Nägeln und überlegte, ob ich Cuagach und die Ereignisse dort erwähnen sollte, aber schließlich entschied ich, dass »sensationell« genügen würde, um sein Interesse zu wecken. Ich klickte auf »Senden«, lehnte mich zurück und wartete darauf, dass die Absendebestätigung auf dem Bildschirm erschien.

Meine Kopfhaut kribbelte. Noch vor Jahresende würde ich wieder in der Praxis sein.

Oakesy

1

Ich träumte von Pig Island. Ich träumte von dunklen Wolken, die mit langen Fingern über die Klippen strichen. Ich träumte von Hubschraubern, die im Mondlicht über die Schlucht flogen, von Ästen, die sich wie Hände emporreckten und nach ihnen griffen. Ich sah ein Polizeiboot, das mit blinkendem Blaulicht über die Wellen schnellte. Immer wieder vernahm ich die Worte »verbesserter Sprengkörper« aus den Mündern von Männern und Frauen, ein Chor von immerfort sich bewegenden Lippen.

Ich erwachte mit einem Ruck auf dem Sofa. Ich hatte einen trockenen Mund und einen steifen Hals, und auf dem Teppich befand sich ein Whiskeyfleck, wo mir das Glas beim Einschlafen aus der Hand gefallen war. Die Vorhänge waren geschlossen, und der Fernseher lief – führte meine Träume fort: Pig Island bei Tageslicht von oben, eine Küstenlinie, die sich aus dem Meer erhob, grasbewachsene Klippen, weiße Zelte rings um das Dorf verteilt. Wieder die Worte »verbesserter Sprengkörper«. Der Hubschrauber legte sich schräg und kreiste über allem. Dann wechselte das Bild, und man sah eine kleine Fähre, die in den Wellen vor einem Kiesstrand dümpelte. Ein Aluminiumponton verband sie mit dem Land. Zwei Soldaten bedienten eine Winde, die einen Militärlastwagen hinüberzog.

Benommen richtete ich mich auf und schüttelte den Traum ab. Danso erschien auf dem Bildschirm; er saß an einem Klapptisch, ein Ansteckmikro am Revers. Vor ihm lag ein Richtmikrofon. Eine blaue Distel, das Logo der Strathclyde Police, war auf den Hintergrund projiziert. »Crinian ist ein Bereich, den wir genau unter die Lupe nehmen, und –« Er hob den Kopf und lauschte

einer unverständlichen Frage aus dem Kreis der versammelten Journalisten. »Ganz recht – vom Parkplatz des Crinian-Hotels …«

»Scheiße, Scheiße, Scheiße.« Ich stand auf und taumelte in die Küche. Es war mir zuwider, wie alles wieder zurückkam, wie es sich mir aufdrängte. Ich beugte mich über die Spüle und fragte mich, ob ich kotzen musste. Ich dachte an den Leiter der Identifizierungseinheit, ein kleiner Mann namens George, der in Oban zwei Stunden lang mit mir zusammen seine gelben Vermisstenformulare ausgefüllt hatte, eins für jedes Mitglied der GPH, dreißig insgesamt. Und ich hatte ihm ein Versprechen gegeben – ein beschissenes Versprechen, wenn ich es mir recht überlegte –, nämlich heute nach Cuagach hinüberzufahren, um die Leichen zu identifizieren. Bei dem Gedanken daran bekam ich Kopfschmerzen.

Ich drehte den Wasserhahn auf und hielt den Kopf darunter, blieb eine Weile so, bis das Handy in meiner Hosentasche klingelte. Ich richtete mich auf und wühlte das Telefon hervor.

»Ja?« Mit dem Saum meines T-Shirts wischte ich mir über das Gesicht. »Was ist?«

»Du bist also noch am Leben?«

»Finn«, sagte ich. »Hi.«

»Danke, dass du mich anrufst und mir sagst, dass du noch atmest.«

»Wieso sollte ich nicht atmen?«

»Wieso solltest du?« Er seufzte. »Schalte deinen Fernseher ein, Oakes. Dieses Arschloch Dove ist in allen Nachrichten.«

»Ja.« Ich suchte die elende kleine Küche nach einem Wasserkessel ab. Ich brauchte einen Kaffee. »Ich weiß.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. »Du weißt es?«

»Yeah. Ich war da.«

»Du warst *da?* Wo? Auf der *Insel?*«

»Ja. Ich habe die Polizei alarmiert.«

»Scheiße, Oakesy – ist das dein Ernst?«

»Mein voller Ernst.«

»Heilige Scheiße!« Es war eine Weile still, während er die Neuigkeit verdaute. Ich sah ihn vor mir an dem lederbezogenen Schreibtisch in seinem Büro. Als wir zusammen durch die Staaten gereist waren, hatte er den puren Seattle Sound verkörpert: Knastjeans, Flanellhemd, »Soundgarden« -T-Shirt – und einer der ersten Menschen auf der Welt, die in Converse-Sneakers herumliefen. Jetzt gehörte er zum Establishment. Sein Haar wurde schütter, und jeden Tag ging er in einem Anzug zur Arbeit, den er hasste. »Was wirst du damit anfangen? Die überregionalen Zeitungen reißen sich den Arsch auf, um rauszufinden, was da auf der Insel passiert ist –«

»Ganz einfach.« Ich klemmte mir den Hörer zwischen Kinn und Schulter, ging mit dem Wasserkocher zum Spülbecken und hielt ihn unter den Hahn. »Er hatte eine gerichtliche Verfügung gegen sie, die ihnen verbot, ihn zu behelligen. Ich bin aufgekreuzt, er hat zwei und zwei zusammengezählt und sich gedacht, dass sie planten, ihn entmündigen zu lassen. Was sie übrigens wirklich vorhatten.« Ich stöpselte den Kocher ein, ging zum Fenster und zog die Vorhänge auf. Es war ein heller, windiger Tag. Die kalte Sonne brach sich in den zerbrochenen Fenstern des Hauses gegenüber. Mein Blick wanderte nach rechts, über den Sportplatz, der verbrannt und braun aussah. Ein kalter Wind fegte darüber hinweg. Insgesamt ein guter Tag, um sich tote Menschen anzusehen. »Aber«, fuhr ich fort, »ich kann das nicht verkaufen.«

»Wieso denn nicht?«

»Nein. Ich kann den Kopf nicht aus dem Fenster strecken.«

»Warum nicht?«

»Hast du im Fernsehen gehört, dass sie ihn haben? Dass sie ihn gefunden haben?«

»Nein.«

»Und wen, glaubst du, hat er vorläufig auf dem Kieker? Mich. Sie haben uns eine notdürftige Unterkunft besorgt. Strathclydes

Antwort auf ein Amish-Dorf.«

Er schwieg wieder und ließ sich alles durch den Kopf gehen. »Oakesy?«, sagte er dann bedächtig, als hätte er eine Idee. »Hör mal … ich glaube, das ist … ich glaube, es ist gar nicht schlecht. Ich glaube … ich glaube, es ist gut. Ja, weißt du was? Es ist gut. Genau genommen ist es …« Anscheinend war er aufgesprungen und hätte beinahe das Telefon heruntergeworfen, denn einen Moment lang hörte ich ihn nur gedämpft. Als er wieder klar zu verstehen war, schrie er: »Es ist *gut. Fuck,* es ist überirdisch!« Er holte ein paarmal tief Luft, und ich wusste, er stand jetzt vor dem Bogenfenster über der King's Road und bewegte den Arm auf und ab, um sich zu beruhigen. »Okay, cool bleiben – cool bleiben, Finn. Oakes, wenn du es nicht an die Presse verkaufst, okay, wenn du die Story unter dem Deckel halten kannst, bis das alles vorbei ist, dann ist da ein Bestseller drin – okay? Solange du es nicht in die Zeitung bringst.«

»Bist du jetzt mein Agent?«

»*Ja. Ja!* Hör zu, Oakesy, hör zu … Wir machen Folgendes. Ich werde mich mit ein paar Interessenten unterhalten, und einstweilen brauche ich ein zweiseitiges Exposé und die ersten fünfzehntausend Wörter. Das ist ganz einfach. Ich sage dir, wenn du einen Artikel schreiben kannst, dann kannst du auch ein Buch schreiben … Das kannst du doch, oder nicht?«

Ich öffnete das Fenster und atmete die kühle Luft ein. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Man muss die Realität des Todes sehen, um die Erschöpfung zu verstehen, die einen bei diesem Anblick überkommt. Sechsunddreißig Stunden zuvor, als ich verfolgt hatte, wie ein Schwein Sovereigns Fuß in den Wald schleifte, hatte mein Arbeitsgehirn kapituliert. Zugemacht. Aber ich hatte eine Nacht geschlafen, und jetzt brachte Finn es langsam wieder in Gang. Joe Journalist, der alte Drache in mir, erwachte langsam, dehnte sich schläfrig und hob seinen hässlichen Kopf. Ich dachte an die Story, die da draußen im Sonnenschein wartete. Mir fiel wieder ein, warum ich überhaupt

nach Cuagach gekommen war.

»Oder nicht? Sag mir, dass du es kannst.«

Ich ließ den Vorhang los. »Ja«, sagte ich, »ich kann es.«

»Alter! Wir sind gemachte Leute. Gemachte. Leute. Kapierst du?«

Während er noch redete, machte ich mich bereit. Ich ging in den Flur, holte meine Digitalkamera aus der Jackentasche und hängte sie ans Ladegerät. Ich kochte Kaffee und hörte ihm zu, wie er Pläne schmiedete. Dies war das Projekt, das wir immer zusammen machen wollten – und wir würden es mit einer spektakulären Party feiern. Wir würden unsere Hypotheken abbezahlen.

»Und«, sagte er, »bevor die Kacke zu dampfen anfing – bist du der Sache auf den Grund gekommen?«

»Welcher Sache?«

»Du weißt schon, das Video und der ganze Scheiß. Dieser Schwindel. Der Teufel von Pig Island. Hast du rausgekriegt, was dahintersteckt?«

Meine Kaffeetasse verharrte auf halbem Weg zum Mund. »Ja«, sagte ich schließlich. »Hab ich.«

»Und? Und?«

Ich antwortete nicht, ließ die Tasse sinken, schaute zur Treppe und dachte an die so fest geschlossene Tür zu Angelines Zimmer.

»Oakes, komm schon! Ich warte. Ich will wissen, was du davon hältst …«

»Das waren Kids.« Ich kippte den Kaffee in die Spüle. Ich wollte ihn nicht mehr. Ich wollte Tee. »Ein Bengel aus der Gegend ist auf der Insel gewesen, in einem Kostüm, das er sich mit seinen Kumpels ausgedacht hatte. Wie ich es von Anfang an gesagt habe.«

2

»Sehen Sie sich das mal an!«, schrie Detective Sergeant Struthers über das Dröhnen des Bootsmotors hinweg. Er saß eingeklemmt im Schneidersitz an der Kajütenwand des gecharterten Ausflugsboots, einen Arm auf das Dollbord gelegt; in der anderen Hand hielt er ein Polaroid. »Könnte interessant sein.« Er beugte sich vor und hielt mir das Bild unter die Nase. »Könnte sehr interessant sein.«

Ich musste meine Augen mit der Hand vor der Sonne schützen, um zu erkennen, dass das Foto ein Boot mit Außenbordmotor zeigte, das schräg auf einem Strand lag.

»Erkennen Sie es?«

Ich nahm ihm das Bild aus der Hand, schlüpfte in die Kajüte und betrachtete es. Ich erkannte es sofort: Es war das ein bisschen ramponierte orangegelb gestreifte Angelboot der Gemeinde, das da am Strand lag. Die Bugleine zog sich über den Kies. Ich kam wieder an Deck und gab ihm das Foto zurück. »Wo haben Sie es gefunden?«

»Ardnoe Point. Eine dienstfreie Polizistin, die ihren Hund ausführte. Unartiges Mädel, verbringt ihre Freizeit damit, den Polizeifunk zu hören. Manche Leute können den Job einfach nicht hinter sich lassen, was? Ich glaube, sie hat gestern Abend im Polizeifunk davon gehört, und heute Morgen um sechs ist sie mit ihrem Hund unterwegs und sieht das Ding leibhaftig vor sich. Was macht sie da? Sie ruft an und meldet es.«

»Und Ardnoe Point ist …?« Ich schaute hinüber zum Festland.

»Da drüben.« Er wedelte mit der Hand nach Süden. »Damit sieht unser verschwundenes Auto ein bisschen besser aus, denn es ist nicht weit von Crinian, wo der Wagen am Samstag entwendet wurde. Viel besser. Dahin würde man treiben, wenn der Gezeitenstrom so ist wie an dem Abend; also wollte er vielleicht dorthin. Vielleicht wusste er aber auch bloß nicht, wie man das Boot steuert.«

»Nicht weit von Crinian …«, murmelte ich und schaute zur Küste. In der Morgensonne sah sie frisch und kalt aus, und die Granitfinger am Ufer wirkten wie eine gespenstische Architektur. Was treibst du da draußen, Dove Baby?, dachte ich und schaute nach Süden zum Firth, der in der Ferne glitzerte. Wo willst du hin? Was gibt es in Ardnoe Point? Gefällt mir, dass du nach Süden gefahren bist und nicht nach Norden, zum Bungalow …

»Ich glaube, Sie können sich beruhigen«, schrie Struthers hinter mir. »Sie werden Pastor Malachi Dove nicht wiedersehen.«

Ich drehte mich um. Er hatte das Polaroid eingesteckt und lehnte an der Kajütenwand, den Kopf in den Nacken gelegt. Mit zusammengekniffenen Augen suchte er das Festland ab.

»Ich werde ihn nicht wiedersehen?«

»Nein. Er ist jetzt zu nah am Abgrund, stimmt's? Das gibt einen Selbstmord.« Er nickte und wischte sich die salzige Gischt aus dem Gesicht. »Aye – meiner professionellen Erfahrung nach wird er sich umbringen. Irgendwelche Wanderer werden ihn finden, voller Maden und all dem Scheiß. Oder er wird von einer Brücke baumeln. Oder an einem Wehr herumdümpeln, das Gesicht zu Brei zerschlagen. Ja. So werden wir Malachi Dove wiedersehen.«

»Nach Ihrer professionellen Erfahrung?«

Er tippte sich mit dem Finger an die Nase und lächelte. »Ich hab 'ne Polizistennase. Schon immer, schon als Kind. Ich sag Ihnen, der ist längst hin.«

Ich lächelte kalt. Als Student, als ich die Hühnerleberstory schrieb, hatte ich die Phantasievorstellung – oder die Befürchtung –, dass ich Malachi so gut kannte wie mich selbst. Und jetzt kam mir wieder der Gedanke, dass ich mit ihm auf eine Weise verbunden war wie niemand sonst – vielleicht nicht einmal Angeline. Mir war klar, dass Struthers keine Ahnung haben konnte, was wirklich in Doves Kopf vorging. Er hatte

Recht: Dove überlegte sich, wie er allem ein Ende machen könnte. Aber so einfach würde es nicht sein. *In meiner letzten Stunde, Joe Finn, werde ich im Kreis um Sie tanzen …* Und als er gesagt hatte, er werde mir meinen Seelenfrieden rauben, meinte er nicht das, was er in der Kapelle angerichtet hatte.

»Aye. Er hat sie nicht mehr alle, was? Wenn Sie mich fragen –« Er brach ab und fuhr sich über die Lippen. »Wenn Sie mich fragen, das Mädchen ist inzwischen Waise. Als hätte sie nicht schon genug Probleme.«

Nachdenklich sah ich Angeline an. Sie saß mit verschränkten Armen und gesenktem Kopf im Heck, starrte ins Leere und sog an ihrer Unterlippe. Die durch das kurze Haar sichtbare Kopfhaut war rot und verschorft.

»Hey«, flüsterte Struthers und beugte sich so dicht zu mir herüber, dass ich seinen Atem riechen konnte. Er spähte mit zusammengekniffenen Augen zu ihr hinüber und betrachtete das verblichene Fußball-T-Shirt, das unter dem Mantel hervorlugte, und die ausgelatschten Turnschuhe. »Wollte Sie da mal was fragen.«

Ich vermied seinen Blick, wusste, was kam.

»Sie hat dem Chef gesagt, sie hatte Polio.« Wieder fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen. »Aber das ist kein Polio, stimmt's? Das ist was anderes.«

Ich schloss langsam die Augen und öffnete sie wieder.

»Oder? Nicht so was Einfaches wie Polio, und ich glaube –«

»Ist Ihnen klar, was passiert, wenn die Presse über sie Bescheid weiß?«, murmelte ich.

Ich spürte, wie er lächelte. »O ja«, sagte er leise. »Deshalb sind Sie ein richtiger Glückspilz, Joe Oakes. Wir können denen nichts von Ihnen erzählen, weil Sie als ›gefährdet‹ eingestuft worden sind, und damit haben Sie die Exklusivrechte, sobald Sie unter Ihrem Stein hervorkriechen wollen. Ich habe ungefähr hundert gute Freunde bei der Presse, die für eine Chance, wie Sie sie haben, ihre eigenen Kinder hergeben würden. Nicht dass

ich Ihnen das übelnehme.« Er lachte und klopfte mir auf den Arm. »Okay«, sagte er und schaute sich um. »Immer wachsam. Wir sind jetzt gleich am Pressekordon.« Er stand auf und winkte Angeline zu sich. »Wird Zeit, dass Sie beide in der Kajüte verschwinden. Kommen Sie, Kindchen.«

Ich erhob mich. Vor uns dümpelten ungefähr dreißig Charterboote auf den Wellen und schoben sich unauffällig immer weiter vor. Vor ihnen, wie ein Stier in der Arena, kreiste ein leuchtend gelbes Polizeiboot und hielt sie in Schach. Es bäumte sich in der Dünung auf und stieß Qualm aus.

»Und zwar sofort«, sagte Struthers. »Wenn Sie nicht wollen, dass die Sie sehen, verschwinden Sie sofort.«

Wir drängten uns zu dem Skipper in die dieseldunstige Kajüte und beobachteten gespannt, wie Cuagach vor uns immer größer wurde. Darüber schwebte ein Militärhubschrauber und suchte die Steilklippe und den Wald nach dem ab, was er ganz sicher nicht finden würde: einen Überlebenden.

3

Der Polizeieinsatz war massiv. Zur Sicherung der Insel hatte man das Militär hinzugezogen, und je näher wir kamen, desto besser konnte man sehen, wie groß der Aufwand war, den sie trieben. Ungefähr acht Barkassen lagen vor der Küste, und alles auf Pig Island war voll von Absperrbändern und Planen. Von dem Augenblick an, als wir auf die Mole stiegen und dem wachhabenden Polizisten unsere Namen nannten, kam ich mir vor wie in einer Filmkulisse.

Alles war total verändert. Als wir uns am Sammelpunkt meldeten und den Küstenweg hinaufgingen, sahen wir auf der Dorfwiese, vielleicht hundert Meter hinter dem keltischen Kreuz, als Erstes den HM40-Hubschrauber des Heeres. Geduckt und stumm stand er da, und die Rotorblätter wippten leicht im Wind – ein totes Rieseninsekt. Nach Norden hin, wo die Fähre

die Lastwagen entladen hatte, war das Gras aufgewühlt und von Reifenspuren zerpflügt. Rings um den Rasen standen wie Planwagen um ein Lagerfeuer zwei Militärlaster, vier kleine aufblasbare Unterstände und drei weiß-blaue Landrover der Polizei mit fotokopierten Zetteln an den Türen. »Kommunikation« stand auf einem, »Verletztenaufnahme« auf einem anderen. Die Blätter flatterten im Wind, als wir vorübergingen. Es sah aus wie auf einem verrückten Dorffest.

Wir gingen auf einen Lieferwagen am oberen Ende des Rasens zu, auf dem »Dockards & Vinty, Landvermesser, SD-Lasertechnologie« stand. Gummiummantelte Stromkabel schlängelten sich aus dem Wagen zu einem Generator, und dahinter, vor den Fenstern des Garrick-Cottages, parkte ein Wohnwagen mit dem Logo der Strathclyde Police an der Tür.

»Ein Kontrollposten«, erklärte Struthers und stieg die Treppe zum Wohnwagen hinauf. »Hey, Boss!«, rief er hinein. »Ich bin wieder da.«

Der Wohnwagen knarrte leise, vielleicht weil Danso sich umdrehte. »Himmel, Callum, rede ein Wörtchen mit George, ja? Der Chief hat ihm einen Titel gegeben, um ihn bei Laune zu halten: Leiter der Identifizierungseinheit. Jetzt glaubt er, die Show gehört ihm. Er will ein ›Opfererfassungsbüro‹ mit sechs Telefonleitungen und zehn Sachbearbeitern und außerdem fünf weitere Männer hier draußen am Tatort. Das sind *fünfzehn* Leute! Inzwischen habe *ich* hier alle zwei Minuten einen Verfahrensberater am Telefon, der mir jede neue Richtlinie vorträgt, die ihm gerade in den Sinn kommt, ein Ermittlungsbüro, das so groß ist wie meine Handfläche, und eine Datenkoordinationsabteilung, die nichts Besseres zu tun hat, als mir Penny für Penny ihre Überstunden vorzurechnen.« Er seufzte hörbar. »Wenn du mich irgendwo tot auffinden solltest, Callum, dann sieh nach, ob ich Bissmale am Hals habe. Diese Verfahrensrichtlinien zu Massenstraftaten saugen mir das Blut aus dem Leib.«

»Ich hab die Zeugen hier.«

Danso stand auf, kam zur Tür und spähte heraus. »Entschuldigen Sie.« Er sprang die Stufen herunter und gab uns die Hand. Er trug eine Fleecejacke statt seines Anzugs, und sein Gesicht war grau, als hätte er nicht geschlafen. »Tut mir leid, ich dachte, Sie kommen erst nach dem Lunch.« Er sah mich prüfend an. »Na?«, fragte er. »Haben Sie einigermaßen geschlafen?«

»Es ist warm. In dem Haus.«

Er lächelte. »Gut. Und haben Sie gefrühstückt?«

Ich nickte und lachte. »Und jetzt werden Sie mich fragen, ob ich bereit bin.«

»Aye. Und wie lautet die Antwort?«

»Nein. Natürlich nicht. Ich werde es tun, aber bereit werde ich nie sein.«

4

Wie sich rausstellt, sind die Jungs aus Strathclyde nicht die genialen Bullen, für die sie sich halten. Sie wussten, dass ich Journalist war, Struthers hatte es mir ausführlich erzählt, aber durchsuchte mich vielleicht irgendjemand an diesem Morgen auf Cuagach? Fand irgendjemand die kleine Digitalkamera, die in meiner Jackentasche steckte? Einen Scheißdreck.

Um halb elf verschwand Angeline mit Danso und einem kleinen Glatzkopf – dem »Tatort-Manager«, wie Struthers mir erklärte. Sie würde ihnen zeigen, wo sie sich versteckt hielt, als sie beobachtete, wie ihr Vater die Sprengladungen an den Fenstern der Kapelle angebracht hatte; und auf welchem Weg er dort hingekommen war, damit sie alles dokumentieren und Laser-3D-Aufnahmen für die Spurensicherung machen konnten. Jemand brachte mir Gummistiefel und Handschuhe, und Struthers und ich zogen in nördlicher Richtung ab; wir folgten den fotokopierten Zetteln, die an den Baumstämmen hingen: *Zur Leichensammelstelle.*

Es war ein einsamer Waldweg, den ich noch nicht kannte. Auf der rechten Seite ging es steil bergab zu den Felsen, und von Zeit zu Zeit wehte der Wind eine salzige Gischtwolke vom Meer herauf. Zur Linken erstreckte sich der dunkle Wald. Absperrbänder flatterten zwischen den Bäumen. Den Boden dahinter bedeckten weiße Linien, von denen jede mit einem roten Markierungsschild nummeriert war.

»Wissen Sie, was ich dachte?«, fragte Struthers. »Diese Gegend muss doch übersät sein von Ihren Fußspuren.«

Es klang wie eine Anspielung. Ich sah ihn nicht an. »Ja, vermutlich.«

»Und die Kapelle?«

»Da war ich nur einmal«, antwortete ich, »für ungefähr fünf Minuten. Das habe ich Ihnen gestern erzählt, erinnern Sie sich? Sie haben auf dem Revier meine Abdrücke genommen, damit Sie mich ausschließen können.«

»Sonst gibt's also nichts? Die Spurensicherung wird keine Haare oder anderen – äh, *Spuren* finden?« Er lächelte mich boshaft an, und ich sah seine gelben Zähne. »Ich meine, Sie haben sich ja ein paar Tage auf der Insel aufgehalten, mein Freund, und da geschieht ja so manches zwischen den Leuten. Sie verstehen, was ich meine?«

Ich blieb stehen. Er war ein paar Schritte weitergegangen, ehe er merkte, dass ich nicht mehr an seiner Seite war. Er drehte sich um und sah mich an. Sein Gesicht wirkte von der Anstrengung des Gehens ein bisschen gerötet.

»Nein«, sagte ich eisig. »Ich verstehe nicht, was Sie meinen.«

»Ich will nur rausfinden, was für eine Beziehung Sie zu diesen Leuten hatten. Ob sie gut war oder schlecht.«

»Sie war gut. Aber nicht so gut, dass ich hier mit jemandem gefickt hätte, wenn Sie darauf hinauswollen.«

Struthers wandte sich lachend ab und ging weiter. Er hob die Hände. »Okay, okay. Ich versuche ja nur, ein Gefühl dafür zu kriegen, wie die Atmosphäre hier war. Zeigen Sie mich an. Auf

dem Revier gibt's ein Beschwerdeformular.«

Ich rührte mich nicht von der Stelle, betrachtete seinen fleischigen, breiten Rücken. Es war uns nicht bestimmt, miteinander auszukommen, Callum Struthers und mir. Unser Verhältnis stand unter einem schlechten Stern, wir waren Streithähne. Er war genau so, wie ich es von einem Bullen aus Strathclyde erwartete: overdressed, voreingenommen, eitel. Er versuchte intelligenter zu klingen, als er war (warum sprach er sonst von einem »Individuum« statt von einer »Person«?), und er roch, als machte er eine dieser Diäten, von denen man einen Nierenschaden bekommt. Struthers für seinen Teil hatte nur einen Blick auf mich, meine verschrammten Knie und meinen Liverpooler Akzent werfen müssen, um sich als Allererstes zu fragen: *Wie kann ich diesem Typen das Leben besonders schwer machen?*

Jetzt verschwand er hinter einer Wegbiegung, und ich stand allein da. Und damit, das war mir sofort klar, hatte er mir ein kleines Geschenk gemacht, ohne es zu wissen. Ich wartete noch ein paar Momente, ehe ich mich umdrehte und in den Wald spähte. Irgendwo dort, nur ein paar hundert Meter weiter oben, befand sich die Kapelle, wenn ich mich nicht irrte. »Video!«, rief jemand weit hinten zwischen den Bäumen. »Video, bitte. Hier drüben – auf dreiundachtzig/zwanzig. Könnt ihr mich hören, Videoteam? Ich brauche ein Video auf dreiundachtzig/zwanzig!«

Ich zog meine Kamera hervor, duckte mich unter dem Absperrband hindurch, stützte den Apparat auf einen Ast – ich konnte ja kein Blitzlicht benutzen – und schoss schnell hintereinander zehn Fotos. Dann schirmte ich das Display mit einer Hand ab und sah mir die Bilder an. Der Zoom war nicht besonders stark, aber man sah doch zwei geisterhafte Gestalten in blassblauen Anzügen, halb verborgen von dunklen Baumstämmen. Das Such- und Bergungsteam. Keine herausragenden Fotos, aber auch nicht übel.

»Hey!«, hörte ich Struthers rufen. Seine Stimme klang weit entfernt. »Sind Sie noch da?«

Ich steckte die Kamera ein und lief zurück zum Weg. Er führte nach links weiter, weg von der Steilklippe und bergauf in den Wald. Ungefähr hundert Meter vor mir stand Struthers und beobachtete mich.

»Da ist es«, sagte ich, als ich bei ihm war. »Ich glaube, da ist es.«

Wir schauten hinunter, dorthin, wo das Gelände sich absenkte und eine natürliche Mulde bildete, kühl und schattig, zur Küstenseite hin durch Sichtschutzwände abgeschirmt. Ein, zwei Sonnenstrahlen blitzten wie Laser durch das Blätterdach. Es war gespenstisch still; das einzige Geräusch war das leise Summen des Generators, der die beiden Kühllastwagen mit Strom versorgte. Wir schauten auf ihre Dächer hinunter; die Ventilatorklappen waren geöffnet. Daneben stand eine Transportkiste, so groß wie ein kleines Auto. Sie war offen, und ich konnte den Inhalt sehen: graue Glasfasersärge, milchig trüb wie Kokons, aufeinandergestapelt. Ein Fotograf in einer grün fluoreszierenden Weste und mit Schutzhelm und Stiefeln stand vor der Kiste, betrachtete das Display seiner Kamera und sah sich seine Fotos an, so wie ich kurz zuvor.

Struthers strich sich über den Hinterkopf. Er sagte nichts, aber man sah ihm an, dass er lieber woanders gewesen wäre.

»Na, kommen Sie.«

Wir gingen hinunter und waren auf halbem Weg zur Lichtung, als die Tür eines der Lastwagen aufging. George, der Typ, mit dem ich den Nachmittag in Oban verbracht hatte, sprang heraus. Er trug einen Plastikoverall und Galoschen. Ein ebenso gekleideter Mann tauchte hinter ihm auf. Beide sagten etwas zu dem Fotografen, der daraufhin die Kamera sinken ließ und in den Wald auf der anderen Seite blickte, wo die Kapelle lag. Alle drei schauten eine Weile erwartungsvoll hinüber. Einen Augenblick später raschelte Laub, und zwei Leute vom Such- und Bergungs-

team kamen fast im Laufschritt aus dem Wald. Sie schleppten ein schweres, in dickes Plastik gewickeltes Paket, auf dem ein rosa Formular klebte. Sie legten es auf den Boden und sagten etwas zu George. Dann verschwanden sie genauso schnell wieder im Wald. Die drei Männer versammelten sich um das Paket.

»Jetzt fange ich an, mein Geld zu verdienen«, knurrte Struthers neben mir, und es klang fast, als wäre ihm übel. »Das ist der Teil, den niemand machen will. Kommen Sie.« Den letzten halben Meter des Weges sprangen wir hinunter. »George«, sagte er und hob grüßend die Hand.

»Yeah.« George sah nicht auf. »Bin gleich bei Ihnen, Gentlemen. Muss noch kurz mit dem Doktor reden.«

Wir standen ein bisschen verlegen herum, während der Fotograf das Paket umkreiste und ein Foto nach dem anderen schoss. Der Arzt hockte sich nieder, riss das rosa Formular ab und reichte es George. Dann faltete er sorgfältig die Plastikhülle auseinander. Darunter verbarg sich ein dicker, in Stoff gehüllter Klumpen Fleisch. Ich hielt den Atem an und dachte: *Nein – das ist ein Scherz. Jemand hat einen Brocken Schweinefleisch in ein T-Shirt gestopft. Wen wollen sie damit erschrecken?* Struthers neben mir fing an, durch den Mund zu atmen. Er bemühte sich, es leise zu tun, aber ich hörte es trotzdem.

George klemmte das Formular an sein Clipboard und fing an, die Kästchen abzuhaken. »Okay, was haben wir da? Nummer 147, Rasterpunkt 52-10.« Er brach ab und betrachtete stirnrunzelnd, was er da las. »Ach, verdammt, was soll's?«, meinte er und ließ das Clipboard frustriert sinken. »Kein Mensch hier hört auf das, was ich sage.«

Der Arzt blickte auf. »Was ist denn?«

»Sehen Sie sich das an. Abschnitt zweiundzwanzig. Angekreuztes Kästchen? Nummer eins.«

»Und?«

»*Kästchen Nummer eins.*« Er deutete vielsagend mit dem Kopf

auf das Paket. »Wie oft muss ich es denen sagen? Kästchen *zwei.* Wenn es sich nur um einen Körperteil handelt, sollen sie Kästchen Nummer *zwei* ankreuzen. *Unvollständig.*«. Er schüttelte den Kopf und korrigierte den Fehler. Übelgelaunt ging er die Liste weiter durch und hakte seine Kästchen ab. »Was haben wir denn … das Übliche? Menschlich. Todeszeit …«

»Ja …?«

»… mal sehen … elf Uhr vier. Und Hautfarbe? Weiß?«

»Yep. Männlich.«

»Und Sie sagen, es ist …«

»Ein Torso.« Der Arzt drehte das Fleisch um, betrachtete die Unterseite. Unter der Haut befand sich ein glatter, runder Knochen. Ich wusste, was das war: eine durchtrennte Wirbelsäule. Ich dachte an Sovereign, an ihre pinkfarbenen Plastiksandalen und ihre träge Art zu sprechen. Ich stellte mir vor, wie George ihre spröden Beinknochen auf einem Klapptisch zusammenfügte. Ich dachte an den schwarzen Missionar und an seinen gebrochenen Zeh, der zu den Sternen hinaufzeigte. Ich wandte mich ab und hockte mich zitternd auf einen Baumstumpf. Ich musste ausspucken, musste den Geschmack loswerden. »Malachi, du Scheißkerl«, murmelte ich. »Du Drecksau.«

»Ja, ist ein Torso«, bestätigte der Arzt. »Die Hälfte des Thorax, die gesamte Lumbaisektion.«

»Und das heißt? Alles weg, außer Null-Sechs und Null-Sieben?«

»So ist es.« Der Arzt schälte den zerrissenen T-Shirt-Fetzen ab und hielt ihn hoch, damit George ihn inspizieren konnte.

»Ein T-Shirt.« Er fuhr mit dem Stift an der Liste entlang und schnalzte missbilligend mit der Zunge. »Wann hat Interpol sich das ausgedacht? Sie haben einen Code für Korsett, Herrgott, und sogar einen für Mieder. Aber gibt es einen Code für T-Shirt? Die brauchen einen Kursus für das Leben im einundzwanzigsten Jahrhundert.« In großen Lettern schrieb er: T-SHIRT.

»Wie würden Sie die Farbe nennen?«, fragte der Arzt. »Braun? Violett? Milly sagt immer, ich kann Braun und Violett nicht unterscheiden.«

George spähte über den Rand seiner Brille. »Weinrot«, erwiderte er nach einer Weile.

»Weinrot.« Zustimmend steckte der Arzt das Stück Stoff in einen Beutel.

George füllte sein Formular zu Ende aus, der Arzt zeichnete es ab, und dann wickelten die beiden Männer das Stück Fleisch wieder ein, befestigten das Formular mit Klebstreifen auf dem Plastik. Anschließend packten sie das Paket an beiden Enden, trugen es zum Lastwagen und wuchteten es hinein. Struthers schwieg. Nach einer Weile kam er zu mir, setzte sich neben mich, ohne ein Wort zu sagen oder mich anzusehen. Bei jedem zweiten Atemzug räusperte er sich.

»Tja«, begann er nach einer Weile, »das wird eine große DNS-Untersuchung geben. Noch mehr Kosten. Der Chef wird begeistert sein.« Ein Muskel in seinem Gesicht zuckte, dicht unter seinem Auge. »DNS«, wiederholte er langsam, als hätte ich es nicht verstanden, weil ich ja aus Liverpool kam und überhaupt. »D – N – S.«

5

»Farbcodierung. Nur so geht das. Ich habe einen Aktenorganizer mit farbcodierten Fächern gesehen. Ich denke es mir so, dass ich meine Untersuchungsformulare in das gelbe und die Obduktionsformulare in das rosa Fach lege. Evakuierungsformulare wird es allem Anschein nach nicht geben; also kann ich das grüne Fach freihalten, bis ich die Obduktionen und die Vermisstenfälle miteinander abgeglichen habe.«

Ich befand mich mit George in einem der Kühlwagen. Die Tür hinter uns stand offen, aber das Licht im Wagen war schlecht, weshalb mir der Fotograf eine Halogenlampe geliehen hatte. Ich

wartete schweigend. In der einen Hand baumelte die Lampe, und mit der anderen hielt ich mir die Nase zu, während George am anderen Ende des Wagens im Halbdunkel herumhantierte, zwei Glasfasersärge öffnete und in die Mitte schleifte.

»Was Sie gestern gesagt haben – dass die nicht zum Arzt, nicht zum Zahnarzt gegangen sind, da hatten Sie Recht. Wir haben gesucht, aber nichts finden können, keine Biopsiebefunde oder Röntgenaufnahmen, nicht mal Fingerabdrücke irgendwo in den Akten. Das wird zu neunzig Prozent auf gentechnische Identifizierung hinauslaufen; denn wenn wir auch nur zehn Prozent von denen visuell identifizieren, können wir von Glück sagen. Ich werde bis über die Ohren in Papierkram stecken.«

Ich knipste meine Lampe an und ließ das Licht über zwei Stapel in Plastik gewickelter Objekte wandern, die sich auf einer Seite der Wand türmten, weiß beschlagen von der Kälte. Einige der Leichen waren nach der Explosion im Feuer verbrannt, und hier und da sah ich schwarze Konturen, die sich innen gegen das Plastik drückten. Über dem hinteren Stapel hing ein rosa Zettel mit der Aufschrift »Unvollständig 1-100«. Ich leuchtete an der Wand entlang. Die strukturierte Aluminiumverkleidung warf den Lichtstrahl zurück. Auf dem Schild über dem zweiten Stapel stand: »Unvollständig 101-200.« Mit klopfendem Herzen schaltete ich die Lampe aus.

»Ich habe heute nur zwei für Sie.« George richtete sich auf und schaute mich an. Im Halbdunkel sah ich, dass er beide Särge und die schwarzen Leichensäcke geöffnet hatte, um die Gesichter freizulegen. »Die beiden Einzigen, die es geschafft haben, nach der Explosion noch aus der Kapelle zu entkommen. Müssen in den Ecken hinter den anderen gewesen sein – so überlebt man eine Explosion. Jemand anders fängt die ganze Wucht auf. Das heißt natürlich nicht, dass man langfristig am Leben bleibt.« Er hob sein Clipboard vom Boden auf und zeigte mir zwei gelbe Blätter. »Die habe ich mir schon herausgesucht. Unsere kleine Unterhaltung gestern? Erinnern Sie sich? Ich

glaube, ich weiß, wer die zwei hier sind. Trotzdem hätte ich gern, dass Sie es mir bestätigen.«

Ich wusste, wen er meinte: den Missionar und Blake Frandenburg. Von Sovereign würde nichts zum Identifizieren übrig sein. Ich schaltete meine Lampe ein, hielt sie schräg nach unten und kam näher. Im ersten Sarg lag der Missionar, das Gesicht intakt, die Augen eingefallen. Schweigend sah ich ihn an.

»Okonole?«

Ich nickte. »Okonole.«

George malte eine säuberliche Drei in ein Kästchen oben links auf dem gelben Formular und schob das Blatt mit sichtlicher Befriedigung hinter das andere. Ich trat an den zweiten Sarg, in dem Blake Frandenburg lag. Seine Augen waren Höhlen, und sein ledriges Gesicht wirkte ausgemergelt, als wäre er im Tod geschrumpft. Die eine Hand ragte steif aus dem Leichensack, als würde er nach etwas greifen. Ich starrte sie an und dachte daran, wie er in seinem Cottage gesessen und den Schürhaken festgehalten hatte, entschlossen, sich mir, wenn nötig, in den Weg zu stellen, obwohl er mir körperlich klar unterlegen war.

»Alles in Ordnung?«, fragte George. »Möchten Sie ein bisschen allein sein?«

Steif drehte ich mich zu ihm um. »Wie bitte?«

»Ob Sie allein sein möchten.«

»Äh …« Ich starrte ihn an. Es dauerte einen Moment, aber dann setzte seine Frage ein Zahnrädchen irgendwo in meinem Kopf in Gang. »Äh, ja«, sagte ich. »Ja. Gern. Nur ein paar Minuten.«

Er wandte sich ab und stieg die Aluminiumstufen hinunter. »Hey, Callum«, hörte ich ihn sagen, »wenn du wieder nach Oban kommst, sag der Kollegin von der Materialverwaltung, sie soll mal einen Blick in den Bürokatalog werfen. Auf Seite dreihundert, kannst du ihr sagen, gibt es einen Aktenorganizer mit farbcodierten …«

Ich wartete, bis die Stimmen hinter dem Lastwagen verhallten,

und kramte hastig meine Kamera hervor. Ich hielt die Halogenlampe in der ausgestreckten Linken schräg nach unten, um die Schatten zu verringern, und machte fünf Fotos von Blakes Leiche. Nach jedem Foto hielt ich inne, lauschte auf die Stimmen draußen und fragte mich, ob das Klicken der Kamera zu hören war. Dann fotografierte ich Okonole und wandte mich schließlich den beiden Stapeln mit den Leichenteilen zu. Als ich fertig war, ließ ich die Kamera wieder verschwinden und ging zur Tür, als George gerade wieder die Treppe heraufkam.

»Wie geht's Ihnen? Fühlen Sie sich wohl? Wir haben ein paar Flaschen Mineralwasser aus dem Cateringwagen hier. Falls Sie welches wollen.«

»Es ist Frandenburg«, sagte ich. »Haben Sie sich das gedacht?«

Lächelnd hielt er mir das Clipboard mit dem gelben Formular unter die Nase. BLAKE FRANDENBURG, stand da in Blockbuchstaben. Schwungvoll zückte er seinen Stift und schrieb entschlossen eine Eins in das Kästchen. Dann steckte er den Stift wieder ein und nickte mir zu.

»Sehen Sie? So was macht mich glücklich. Das sind schon zwei für mein grünes Fach.«

6

Es gab tatsächlich einen Cateringwagen auf der Insel, und um halb eins machten alle Mittagspause. Wie gesagt, man hätte glauben können, auf einem Filmset zu sein. Ich stellte mich an, um eins der mit Frischhaltefolie überzogenen Plastiktabletts zu bekommen, und ging damit zu Angeline, die mit dem Rücken zu den anderen am Rand der Wiese saß, von wo man über den Landrovers der Polizei das Meer sehen konnte.

Sie saß schräg nach links gelehnt auf einem grünen Regiestuhl, das rechte Bein über das linke geschlagen. Sie hatte noch nichts gegessen; das Tablett lag auf ihrem Oberschenkel, und sie

stocherte lustlos darin herum. Als mein Schatten auf sie fiel, hörte sie damit auf und erstarrte. Ich zog mir einen Stuhl heran. Nach einer Weile ließ sie das Plastikbesteck sinken, beugte sich über das Tablett, legte den Arm über die Brust und schob die Hand unter die Achsel. Die andere Hand ließ sie zu Boden sinken, und dann malte sie gedankenverloren Kringel in den Sand.

»Was ist?« Ich setzte mich. »Keinen Hunger?«

Sie schüttelte den Kopf und malte weiter ihre Kringel. Sie hatte rote Flecken auf den Wangen.

Ich riss die Folie von meinem Tablett und las das Sandwichetikett: »›Brie und Trauben auf französischem Weißbrot‹. Was für einen Scheißdreck sich diese Caterer einfallen lassen.« Ich warf das Sandwich auf das Tablett, lehnte mich zurück und verschränkte die Arme. Sie wich immer noch meinem Blick aus. »Und? Haben sie ihr Programm mit dir gemacht?«

Sie hörte auf zu malen, ohne mich anzuschauen. Hob die Hand, klemmte sie unter die andere Achsel und beugte sich so tief über das Tablett, dass das Essen zerbröselte.

»Na?«

»Ich hab’s Ihnen doch gesagt, oder etwa nicht?«

»Was hast du mir gesagt?«

»Ich hab gesagt, dass niemand mir trauen wird. Sie wissen, wer ich bin, und sie glauben, ich lüge.«

»Sie?« Ich deutete mit dem Kopf zu den Polizisten hinter mir. »Warum? Was haben sie denn gesagt?«

»Sie haben das Video gesehen. Anscheinend glauben sie, ich bin …« Sie seufzte und biss sich auf die Unterlippe. »Anscheinend glauben sie mir kein Wort.«

»Wer? Danso? Struthers?«

»Beide. Ich habe ihnen gezeigt, wo ich mich versteckt hielt, als ich ihn beobachtete – sie wissen, was er getan hat –, und jetzt behaupten sie, von da, wo ich gestanden habe, konnte ich gar nicht sehen, ob er es wirklich war.« Sie richtete sich ein wenig

auf und nagte mit ihren kleinen Zähnen an der Seite ihres Daumennagels. »Obwohl ich natürlich wusste, dass er es war, weil ich ihm durch die Schlucht gefolgt war und hören konnte, wie er die Nägel einschlug, sagen sie, ich soll mir eine bessere Geschichte zurechtlegen, und der Jüngere hat gesagt –«

»Struthers?«

»Er redet dauernd davon, dass ich eine unzuverlässige Zeugin bin und er ein ergänzendes Statement dazuschreiben muss oder so was.« Sie wischte sich mit dem Handrücken über die Nase. »Und ich weiß, das ist so, weil sie mich auf dem Video gesehen haben.«

Ich lachte auf. »Nein, Angeline. Sie glauben dir.«

Sie sah mich an.

»Sie glauben dir. Wirklich. Sie sind eben Cops. Sie überlegen nicht, wie sie deinen Dad fangen können. Sie sind uns schon um ein Jahr voraus – im Gerichtssaal. Und sie überlegen sich, wie deine Aussage sich dort anhören wird.«

Sie betrachtete mich, und es sah so aus, als wollte sie etwas sagen. Dann ließ sie es bleiben, gab nur ein kleines, unzufriedenes Grunzen von sich und fing wieder an, mit dem Finger im Sand zu malen. Es war still, nur der Wind wehte durch das Gras. Ich wickelte mein Briesandwich aus und begann zu essen. Die Linien im Sand wurden immer länger und verschlungener. Ich verzehrte das Sandwich, trank meinen Kaffee und verspeiste noch den Fruchtsalat. Im Saft auf dem Boden des Plastikbechers schwammen Melonenkerne. Ich knüllte die Serviette zusammen und zog die Folie wieder über das Tablett.

»Angeline?«

»Ja?«

»Niemand wusste, dass Malachi ein Kind hatte. War dir das klar? Er hat ihnen erzählt, du seist tot zur Welt gekommen.«

Sie schnaubte verächtlich. »Das wäre auch besser gewesen.«

»Nein«, sagte ich, und wenn ich jetzt daran denke, bin ich erstaunt, wie sanft meine Stimme klang. »Das wäre nicht besser.

Wirklich nicht.«

Einen Moment lang war sie ganz still. Dann hob sie den Blick. In ihrem Gesicht lag ein wachsamer, verwirrter Ausdruck, als überlegte sie, ob das ein Witz sein sollte. Lange Zeit hörte man nur das ferne Dröhnen des Hubschraubers, der irgendwo den Wald absuchte. Als sie wieder sprach, war es ein Flüstern. »Joe?«

»Ja?«

»Niemanden würde es interessieren, wenn ich erzähle, was er mit mir gemacht hat. Nicht wahr? Niemand würde zuhören.«

Ich zögerte. Ich sah Finn in seinem Büro vor mir, wie er ganz aufgeregt wurde: *Da ist ein Bestseller drin.*

»Man würde schon zuhören«, sagte ich, »wenn du es richtig erzählst.«

»Richtig? Wie ist es denn richtig?«

»Ich weiß nicht.« Ich schaute gleichmütig auf mein Tablett und dann zum Himmel. Verschränkte die Arme. »Aber ich denke, du könntest es mir erzählen. Ich denke, das wäre eine Möglichkeit für dich.«

Danso und Struthers brauchten Angelines Hilfe bei der Durchsicht von Doves Papieren. Ich wollte mitkommen, um ihnen mit Angeline zu helfen, und Struthers war gleich einverstanden. Irgendwann im Lauf der letzten vierundzwanzig Stunden war ich zu ihrem Kindermädchen geworden. Sie setzten uns in ein Polizeiboot und brachten uns zur Südseite der Insel.

Es war kalt. Im Westen zogen Wolken über den Horizont – das perfekte Licht für Fotos, dachte ich. Das Boot hüpfte über die Wellen, und der Motorenlärm hallte von den Granitklippen an der Ostseite der Insel wider. Scharen von Schwarzrückenmöwen erhoben sich dort in die Luft und kreisten schreiend am Himmel. Die Südseite der Insel sah trockener aus, als ich sie in Erinnerung hatte – ein verbranntes Rotbraun, als hätte es eine Dürreperiode nur auf dieser Seite gegeben. Obwohl die bewaff-

neten Polizisten auf dem Anleger in ihre Funkgeräte sprachen, lastete eine unheimliche Stille über der Landschaft.

Am Tag zuvor war ein Spurensicherungsteam hier gewesen; sie hatten schnell gearbeitet und die Örtlichkeit schon am Morgen um elf freigegeben. Sie hatten Haar- und Zahnbürsten sowie schmutzige Unterwäsche eingesammelt – alles, was ihnen half, Doves DNS-Profil zu erstellen. Dabei hatten sie in einem Nebengebäude, eine halbe Meile von seinem Cottage entfernt, auch einen Vorrat an altem Dynamit aus dem Schieferbergwerk und Fässer mit Düngemittel entdeckt. Doves Sprengstoffarsenal.

Die Sprengmittelbeseitigung des Heeres war seit dem Morgengrauen an der Arbeit; an der Ostflanke hatten sie ein Gelände von ungefähr vier Hektar abgesperrt. Als wir aus dem Boot kletterten, konnten wir sie in der Ferne sehen; sie trugen Flakjacken und führten Hunde an kurzen Leinen.

Angeline hatte seit unserem Gespräch am Mittag kein Wort mehr gesagt. Sie wanderte, hielt den Oberkörper mit beiden Armen umschlungen und nagte an der Innenseite der Lippen, ohne jemanden anzusehen. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass sie mich beobachtete, wenn ich ihr den Rücken zukehrte. Wenn ich mich dann umdrehte, schaute sie schnell weg, als wäre nichts gewesen. Aber vor allem war sie immer noch aufgebracht und gekränkt darüber, was Struthers gesagt hatte. Als er bei einem der stählernen Zaunpfähle stehen blieb und fragte: »Und, Kindchen, wer hat die denn für Dad aufgestellt?«, zuckte sie nur die Achseln. Sie schob die Hände in die Taschen und senkte den Kopf, stocherte mit der Fußspitze im Boden.

»Angeline?«

»Er selbst«, murmelte sie. »Das hat er selbst getan. Durfte sonst niemand herkommen.«

»Ein guter Handwerker, was? Kannte sich aus mit Sprengstoff? Wusste, wie man ein Loch in den Granit bohrt?«

Wieder zuckte sie die Achseln und starrte in die Ferne, als hätte sie nichts mit den Worten zu tun, die aus ihrem Mund

kamen. »Yeah. ’scheinlich.«

Es konnte einen aus der Fassung bringen, wie sie immerfort solche einsilbigen Antworten gab – *ja, nein, kann sein* – und keine weiteren Informationen als die lieferte, nach denen man sie gefragt hatte. Widerwillig führte sie uns herum, zeigte uns den Schubkarren, mit dem Dove die Vorräte, die der Krämer aus Bellanoch auf dem Landungssteg abgestellt hatte, nach oben transportierte, und brachte uns zu dem Außenbordmotor, der unter einer Persenning neben dem Steg lagerte, fest mit Ketten und einem Vorhängeschloss gesichert.

Dem Generator oben beim Haus war das Dieselöl ausgegangen, und als wir eintraten, gab es kein Licht. Wir drängten uns alle in das kleine Zimmer an der Vorderseite, wo Dove seine Unterlagen aufbewahrte, und betrachteten die zerrissenen Vorhänge, die schmutzigen Fenster und die beiden Wände, an denen sich zerfledderte Notizbücher und Fotos vom Boden bis zur Decke stapelten.

»Er hat Fotos mitgenommen.« Wir alle schauten Angeline an. Es war das erste Mal, dass sie etwas sagte, ohne dass sie gefragt worden war. Sie starrte auf zwei helle Flecken an der abblätternden Tapete. »Dort hat er sie abgehängt. Und er hat … Notizbücher mitgenommen. Eins. Nein …« Sie drehte sich mit ausgestrecktem Finger um und fuhr damit durch die Luft. »Nein, zwei. Er hat zwei Notizbücher mitgenommen.«

»Was waren das für Fotos?« Danso stand neben ihr und betrachtete die Lücken eingehend, als könnte er irgendwelche übernatürlichen Schwingungen wahrnehmen. »Was war darauf zu sehen?«

»Er und Mutter. Und er beim Beten.«

»Beim Beten?«

»Er sieht aus, als wäre er tot«, warf ich ein. »Er liegt auf dem Rücken und hat die Hände auf der Brust gefaltet. Das machte er immer so.«

Struthers verdrehte die Augen. In seiner Zeit als uniformierter

Polizist in Glasgow hatte er oft mit Verrückten zu tun gehabt. »Und was ist mit diesen Notizbüchern?«, fragte er. »Welche fehlen?«

Angeline senkte den Blick und zog den Mantel fester um sich, als wäre ihr plötzlich kalt. »Die GPH-Philosophie über den Tod«, sagte sie leise. Struthers und Danso wechselten einen Blick. »Das stand immer da – auf dem Regal. Und das andere … die Philosophie der GPH über den Selbstmord.«

»Ich hab's doch gesagt«, raunte Struthers und lächelte mich und Danso an. Er war sichtlich begeistert. Bildete sich ein, er sei der Einzige, der Doves Selbstmord prophezeit hatte. »Hab ich es nicht gesagt?«

»Ach Gott«, entgegnete ich, »wenn es doch nur so einfach wäre.«

7

Während Struthers, Danso und Angeline Notizbücher von den Regalen nahmen, die Unterlagen der Gemeinde für Psychogenes Heilen durchsahen und Ordner um Ordner mit leidenschaftlichen hermeneutischen Briefen an die Synode der Church of England und mit endlosen Bibelversen fanden, alles in Doves geschwungener Handschrift geschrieben und umgeschrieben, brummte ich etwas von einer Zigarette und verdrückte mich nach draußen. Niemand hielt mich zurück. Ich spazierte einfach hinaus in den kalten, strahlenden Tag, frei wie ein Vogel.

Schnell lief ich den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ich fotografierte das Haus von außen, den Berg von leeren Scotchflaschen hinter einem der Schuppen, den Generator und die Müllhaufen. Ich ging bis zu der Absperrung, die das Militär angebracht hatte, und machte ein paar Teleaufnahmen von dem Sprengmittelbeseitigungsteam, das in der Ferne zu sehen war. Dann wandte ich mich nach Norden und ging im weiten Bogen um das Cottage herum durch den stillen Wald bis zum

Bergwerk. Heute war es hier still; der Wind drang nicht bis zur Lichtung, und die verrosteten alten Maschinen rührten sich nicht.

Mein Blick wanderte nach Süden. In der Ferne, weit hinter den Baumwipfeln von Cuagach, sah ich die Landzunge von Crinian, über der dunkle Wolken hingen. Ich hob die Kamera, schaltete sie ein und richtete sie auf die ferne Küste. Niemand, weder Danso noch Struthers, kannte Dove so gut wie ich. Er würde keinen Selbstmord begehen. Nicht solange er mit mir nicht fertig wäre. Es war, als könnte ich ihn in meinem Gehirn spüren, wie er da herumkroch und seine Pläne schmiedete.

Ardnoe Point? Crinian? Was hast du vor, Malachi? Wieso Crinian?

Ich schoss ein paar Bilder von der Küste, setzte dann ein anderes Objektiv auf und fotografierte das Bergwerk: rostige Achsen von längst nicht mehr existierenden Fahrzeugen, uralter Stacheldraht vor Stolleneingängen. Ab und zu blieb ich stehen und schaute nachdenklich zur Küste hinüber. Ein Fliegenschwarm summte vor dem Loch, in dem das Schwein steckte. Ich wedelte sie fort und entdeckte Maden, die wie bewegliche Reiskörner in den Augenhöhlen des Kadavers wimmelten. Etwas Braunes, Schaumiges quoll aus der Schnauze. Ich machte zehn Fotos.

Wieso Crinian?

Er war nicht dort hingetrieben, weil er den Bootsmotor nicht in Gang brachte oder was immer Struthers sonst dachte. Er hatte dort hinfahren wollen. Ich schob die knarrende Stollentür auf, um Licht zu haben, ging um das tote Schwein herum und schoss Foto um Foto. Mein Gehirn arbeitete ohne Unterlass: *Was hast du da unten zu suchen, Malachi? Warum nach Süden? Ich befand mich im Norden. Soll das heißen, du willst nicht direkt auf mich losgehen? Aber was hast du dann vor? Wie willst du an mich herankommen? Oder glaubst du, ich bin schon wieder nach London zurückgekehrt?*

Ein Zweig knackte hinter mir. Ich fuhr herum und hob die Kamera, zum Zuschlagen bereit. Es war Angeline. Keuchend und mit rotem Gesicht starrte sie an mir vorbei auf das Schwein. Sie war ganz nah an mich herangekommen, ohne dass ich sie gehört hatte, und packte mich jetzt am Ärmel.

»Hey!« Sie brachte mich aus dem Gleichgewicht. Ich stolperte ein paar Schritte weit neben ihr her, bevor ich mich wieder gefangen hatte. »Lass los! Komm, lass los.« Ich griff nach ihren Fingern und versuchte sie aufzubiegen. Sie wehrte sich, aber dann schrie sie auf und riss ihren Arm weg, als hätte sie sich verbrannt.

»Herrgott.« Ich legte die Hand über die Kamera und drückte sie an meine Brust. Mein Herz raste. »Mach das nicht noch mal.«

Eine Weile blieb sie halb abgewandt stehen. Sie zitterte und drückte die Fäuste an die Brust.

»Was ist denn?«

»Das Schwein …«

Ich wischte mir über die Stirn und schaute hinüber zu dem toten Tier. »Was ist damit?«

Ein Schauder lief durch ihren Körper. Sie schloss die Augen und presste die Hände an den Mund.

»Es ist tot«, sagte ich. »Es tut dir nichts.«

»Es sieht aus, als würde es mich beobachten.« Sie sprach flüsternd, als könnte das Schwein sie hören. »Ich weiß, das klingt dumm, aber ich meine es ernst. Es beobachtet mich.«

»Dann geh weg.«

»Es wird mich beobachten.«

Seufzend setzte ich den Objektivdeckel auf die Kamera. »Und was soll ich jetzt tun?«

Sie schüttelte den Kopf und legte die Hand über den Mund. Ihre Halsmuskeln spannten sich. »Ich weiß nicht. Tun Sie was, damit es aufhört, mich zu beobachten.«

Schweine. Es waren Schweine, die Angelines Leben in den letzten sechs Jahren geprägt hatten. Am Ende dieses Tages sollte ich verstehen, warum sie glaubte, dass sie sie beobachteten, und warum sie wollte, dass ich sie vor diesem hier beschützte. Ich hatte nicht vor, das Scheißding zu vergraben, und so rollte ich eine verrostete Düngertonne von dem Stapel herüber und keilte sie in den Stolleneingang, um es zu verdecken. Ich trat und stieß die Tonne fest in die Öffnung. Es stank, dieses Schwein – schlimmer noch als zwei Tage zuvor.

Angeline hatte sich ungefähr hundert Meter weit zwischen die Bäume zurückgezogen und sah mir zu. Sie ließ sich ungelenk in die Hocke nieder und hielt sich dabei an einem Ast fest. So kauerte sie halb im Schatten und starrte herüber. Als ich fertig war, ging ich zu ihr und setzte mich neben sie. Sie hatte die Knie hochgezogen und die staubigen Turnschuhe unter sich versteckt. Die Falten ihres Mantels verhüllten ihre Entstellung. Sie schauderte immer noch.

»Na«, sagte ich, »du stehst nicht so sehr auf Schweine, was?«

Sie schloss die Augen und presste die Fäuste dagegen, als müsste sie ein Bild in ihrem Kopf vertreiben. Schweißperlen standen ihr auf der Stirn.

»Willst du mir was darüber erzählen?«

Sie schüttelte den Kopf und atmete tief ein. Ich klopfte mir den Rost von den Händen, stützte die Ellbogen auf die Knie und schaute zu den Wolken empor. Ich zermarterte mir das Hirn und fragte mich, wie ich sie nur zum Reden bringen konnte. Ich brauchte sie, sie war alles, was ich hatte. Der Instinkt, der mir in der Vergangenheit (ich muss es gestehen) erlaubt hatte, den Arm um die Mutter eines Unfall-mit-Fahrerflucht-Opfers zu legen und zu sagen: »Ich kann Ihren Schmerz fühlen. Wenn Sie mir das Foto Ihres entzückenden kleinen Jungen geben – das Foto da auf dem Kaminsims –, dann wird auch der Leser ihn fühlen« – dieser Instinkt, mein journalistischer Instinkt, ließ mich jetzt im Stich.

»Schau«, begann ich, aber als ich mich umwandte, sah sie mich bereits an.

»Er wollte mich zerreißen«, sagte sie, »als ich gerade auf der Welt war.«

Ich starrte sie an, und in meinem Kopf surrte es. Ihre Worte hatten meine Gedanken ins Schlingern gebracht. »Was? Was sagst du da?«

»Er dachte, er könnte es abreißen. Meinen …« Sie schauderte. »Dieses Ding … meinen Schwanz. Er dachte, ich würde entzweigehen, wenn er nur fest genug zieht.«

8

Ein schmaler, von Bäumen gesäumter Pfad führte vom Haus nach Westen zur Kante der Steilklippe. Angeline führte mich; sie ging schnell und entschlossen. Ich spürte nasses Farnkraut und Rhododendronwurzeln an meinen Waden, hatte Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Irgendwie hatte ich die Hürde überwunden. Plötzlich brauchte sie jemanden zum Reden. Ich sollte alles über das beschissene Leben erfahren, das sie hier auf Pig Island geführt hatte. Vielleicht weil ich das Schwein versteckt hatte. Damit es sie nicht mehr anstarrte.

Sie blieb stehen und streckte die Hand aus, um mich zurückzuhalten. Der Pfad endete oben an der Steilküste, fast fünfzig Meter über den Wellen. Schweigend starrten wir in den offenen Himmel, auf Augenhöhe mit den Wolken, die über den fernen Horizont zogen.

»Ganz schön tief«, stellte ich fest.

Sie hockte sich auf die Erde und zerrte einen Stock aus dem Unterholz. Ihr Gesicht war von der Anstrengung gerötet, und ihre Augen leuchteten. Sie stocherte mit dem Stock im Gras herum. »Sehen Sie?« Sie hob den Stock und zeigte mir das Grasbüschel, das an seinem Ende hing. Es war von etwas Teerigem verklebt. »Sehen Sie das?«

»Ja. Ich kann’s auch riechen.«

Ich hielt mich an einem Weißdornstamm fest und beugte mich vorsichtig über den Abgrund. Tief unter mir brandeten die Wellen auf einen kleinen Streifen Kiesstrand. Von dort, wo ich stand, zog sich ein breiter, schwärzlicher Streifen an der Steilwand entlang bis zum Strand; die paar Büsche, die sich noch an die Klippe schmiegten, waren klebrig von dem Zeug. Warme, faulige Luft stieg auf und vermischte sich mit dem Geruch von Meer und Fischernetzen, und aus irgendeinem Grund musste ich an Küchen denken. Ich wich von der Kante zurück.

»Schweine?« Ich nahm den Deckel von der Kamera und fummelte am Objektiv herum. »Seine toten Schweine?«

»Er brachte sie in Eimern her. Was von ihnen übrig war, wenn er fertig war.«

»Wenn er fertig war?«

»Mit dem Schlachten.«

»Um Fleisch zu bekommen?«

»Fleisch?« Sie lachte kurz auf. »Nein. Nicht, um Fleisch zu bekommen.«

»Wegen der Köpfe? Um sie auf den Zaun zu stecken?«

»Das auch. Aber vor allem …« Sie zögerte. »Vor allem für das, was er mit mir tat. Nachdem Mum gestorben war.«

Ich hörte auf, durch die Belichtungszeiten zu klicken, und hob den Kopf. »Was er mit dir tat?«

Sie drehte den Kopf zur Seite und wich meinem Blick aus. Bedrückt kaute sie am Rand ihres Daumennagels herum und biss mit ihren Zähnen kleine Hautfetzen ab.

»Was? Was hat er mit dir gemacht?«

Sie hielt sich den Arm an die Stirn, als wollte sie ihre Temperatur fühlen. Unten brach die See sich tosend an den Felsen. Nach einer Weile packte sie einen Ast und zog sich hoch. Sie strich ihren Rock glatt, schob die Hände in die Taschen und zuckte die Achseln. »Kommen Sie. Ich muss es Ihnen zeigen.«

Etwa hundert Meter weit von dem Haus entfernt stand ein Schuppen mit zurückgelassenen Gerätschaften, die zu der Schweinefarm gehört hatten. Er lag an einem von Unkraut überwucherten Weg und war so verwahrlost, dass er zwischen den Bäumen verschwand. Man wäre daran vorbeigelaufen, wenn man nicht danach gesucht hätte. Das Dach war schief, und das Wellblech wurde nur noch von Efeu zusammengehalten. »Hier«, sagte sie und stieß die Tür auf. »Hier hat er es getan.«

Ich spähte in die Dunkelheit. Drinnen war es kalt, und ein eigentümlicher Geruch stieg vom Boden auf.

»Und?«, fragte ich. »Kommst du nicht mit?«

»Nein.«

»Sicher nicht?«

»Was ist denn?«, murmelte sie und wühlte mit gesenktem Blick die Schuhspitze in die Erde. »Glauben Sie mir nicht?«

Ich musterte sie kurz: ihren mürrisch verzogenen Mund, die bleichen Lider und die hohe, ernste Stirn. Dann trat ich über die Schwelle. Kaum war ich im Schuppen, wusste ich, warum Angeline nicht hatte mitkommen wollen.

Ich betätigte den Lichtschalter, aber die Leuchtstoffröhren an der Decke funktionierten nicht. Das einzige Licht war das grünliche Tageslicht, das durch ein zersplittertes, spinnwebenverhangenes Fenster hereinfiel. Also blieb ich stehen und wartete, bis meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Hier waren schlimme Dinge passiert. Das spürte man einfach. Das Dach bestand aus Wellblech, der Boden aus rissigem Zement, kreuz und quer durchzogen von Abflussrinnen und Löchern, wo die Wände von Ferkelställen herausgerissen worden waren. In der Mitte stand eine Viehwaage, die Farbe abgeblättert, das altmodische Zifferblatt rostig und verschrammt. Ich ging zu der Wand gegenüber, wo in Augenhöhe ein Werkzeugregal hing. Säuberlich aufgereiht auf dem obersten Bord lagen Äxte, Sägen und Meißel, und an einem Haken darunter baumelte eine orangefarbene, gesteppte Latzhose –

schwer wie eine halb ausgestopfte Strohpuppe. Auf dem Boden stand ein Eimer, über dem ein sauber gewaschener Lappen hing. Irgendetwas ließ mich innehalten. Ich betrachtete den Eimer, das Werkzeug, die Latzhose. Ein bestimmter Geruch ging von diesen Gegenständen aus. Wie der Geruch eines Pflasters, das man von einer infizierten Wunde abzieht.

Ich drehte mich um. Hinter mir, neben der Tür, stand ein niedriger Kiefernholztisch. An der Wand darüber klebten DIN-A4-Blätter. Auf dem Tisch arrangiert lagen ein Kruzifix, eine Bibel und eine kleine Glasphiole. Die Blätter waren mit einem Tintenstrahldrucker beschrieben.

Da liefen ihm entgegen zwei Besessene, die kamen aus den Grabhöhlen und waren sehr gefährlich, sodass niemand diese Straße gehen konnte. Und siehe, sie schrien: Was willst du von uns, du Sohn Gottes?

Ich las den Text zweimal und versuchte ihn einzuordnen. Neues Testament. Eins der Evangelien.

Was willst du von uns, du Sohn Gottes?

Das kam mir bekannt vor. Ich drehte mich um und starrte quer durch den Schuppen. Die Viehwaage. Ein dunkler Fleck darunter, der sich nach allen Seiten hin ausdehnte. Ein, zwei Fliegen krochen träge auf dem Boden herum, als wäre er klebrig.

Da liefen ihm entgegen zwei Besessene, die kamen aus den Grabhöhlen.

Ein Vogel oder Eichhörnchen hüpfte draußen geräuschvoll über das Wellblechdach. Ich trat näher an den Tisch und betrachtete die anderen Blätter an der Wand. Die Schrift darauf war kleiner, und ich musste blinzeln, um sie zu lesen.

All ihr teuflischen Legionen, Scharen und Rotten. Du bist mir ein Ärgernis, du Dämon von Cuagach; denn du meinst nicht, was von Gott ist …

Meine Nackenhaare sträubten sich. Trotz der Kälte in diesem

Wellblechschuppen bildete sich Schweiß in meinen Achselhöhlen. Ich dachte an die Steilklippe, an die toten Schweine. Schweine …

Tier, du Tier. Du fliehendes Ferkel des Satans. Mache nun bereit dich für deine Erlösung …

Allmählich dämmerte mir, was in diesem eisigen Schuppen geschehen war, was Dove mit seiner halbwüchsigen Tochter gemacht hatte, warum sie nie wieder hier hereinkommen wollte. Ich sah es vor mir: ein flackerndes Licht, ein schwerer Hammer in seiner Hand. Blut und das Quieken halb totgeschlagener Tiere, das von den kahlen Wänden widerhallte. Etwas, das mir seit Jahren nicht mehr begegnet war. Nicht seit den schlechten alten Zeiten in Albuquerque. *Mein Name ist Legion … all ihr teuflischen Legionen, Scharen und Rotten …*

»Joe?«

Ich fuhr hoch, als wäre Malachis Schatten hinter mir aufgetaucht. Die Szene vor meinen Augen verschwand, und ich befand mich wieder in dem Schuppen. Kalter Schweiß stand auf meiner Stirn. Angeline flüsterte von der Tür aus: »Joe? Haben Sie was gesagt?«

Ich ging, ohne ein Wort zu sagen, an ihr vorbei ins Freie. Ein paar Schritte weiter blieb ich auf einem sonnenbeschienenen Fleckchen stehen, schloss die Augen und legte den Kopf in den Nacken. Ich knöpfte meinen Kragen auf und krempelte die Ärmel hoch, um ein bisschen Wärme auf der Haut zu fühlen. Ich war müde. Hatte endgültig genug von diesem Wahnsinnigen, diesem Malachi Dove. Ich wusste jetzt, woher die Worte an der Wand stammten. *Mein Name ist Legion …* Aus dem Neuen Testament. Wo berichtet wird, wie Jesus in der Gegend von Gergesa zwei Besessenen die Dämonen austreibt und sie in eine Schweineherde fahren lässt. Ein Exorzismus.

9

Der »Befreiungsdienst« ist die evangelische Antwort auf das »Rituale Romanum« des katholischen Exorzisten. Das dunkelste, geheimnisvollste aller Rituale. Etwa um die Zeit, als ich mich in London angestrengt bemühte, Lexie zu verführen, war Malachi Dove ein paar hundert Meilen weiter nördlich auf Pig Island am Tiefpunkt seines Lebens angekommen. Er hatte nur noch einen Ausweg aus seinen Problemen gesehen: Er musste den Dämon austreiben, der nach seiner festen Überzeugung von seiner missgebildeten Tochter Besitz ergriffen hatte.

»Er war wahnsinnig«, erklärte ich Angeline, als wir am Abend wieder in unserer Behausung waren. »Aber das weißt du, oder?«

Wir hatten beide einen Sonnenbrand. Mein Pullover war zerrissen und voller Roststaub von der Tonne, die ich in den Stolleneingang geklemmt hatte, aber Lexie war nicht da, um sich zu beschweren. Sie hatte das Licht in der Küche brennen lassen und einen Zettel auf den Tisch gelegt:

Bin ins Bett gegangen.
Todmüde.
Danke für den Anruf.
Haha! War ein Scherz.
Lex.

Ich knüllte den Zettel zusammen und warf ihn in den Mülleimer. Dann zog ich die Jacke aus, stellte meinen MP3-Recorder mitten auf den Tisch und richtete das Mikro auf Angeline.

Ich holte eine neue Flasche Jack Daniels aus der Küche und schenkte uns beiden ein Glas ein.

»Da.« Ich schob eins zu ihr hinüber. »Den brauchst du.«

Sie setzte sich, nahm das Glas und leerte es mit ernster Miene, als wäre es Medizin, auf einen Zug. Dann reichte sie es mir wieder, und ich schenkte ihr nach. Als das vierte Glas vor ihr

stand, lehnte sie sich zurück, schob die Hände in die Manteltaschen und musterte mich. Ihr Gesicht war vom Alkohol gerötet.

»Sie wissen, wer meine Mum war?«

Ich beugte mich vor und drückte auf die Aufnahmetaste am MP3-Recorder. »Ja. Asunción. Ich bin ihr mal begegnet, vor zwanzig Jahren.«

»Sie war hübsch, nicht wahr?«

»Sie war schön. Ich meine, wirklich. Wirklich schön.«

Sie machte eine Pause und betrachtete das blinkende rote Licht am Recorder. »Ich habe sie geliebt, wissen Sie. Sie war das Einzige, was mir je etwas bedeutete. Solange sie lebte, war ich sicher.«

Es ist früh an einem Abend im Mai. Geißblatt wuchert weit verzweigt über dem Haus beim Bergwerk, und die Sonne geht schon unter, als Malachi betrunken ins Badezimmer gestolpert kommt und seine halbwüchsige Tochter vor dem Fenster stehen sieht. Sie ist nackt bis auf das rosa Handtuch, mit dem sie sich das Gesicht abtrocknet. Sie erschrickt und presst sich das Handtuch vor den Mund, zu erschrocken, um ihre Blöße zu bedecken. Mehr als eine Minute stehen die beiden so da und starren einander an. Malachi steigt das Blut in die Wangen, und Angeline ist darauf gefasst, dass er sie gleich anbrüllen wird. Aber das tut er nicht. Er wendet sich wortlos ab, geht schwankend hinaus und schließt die Tür hinter sich. Angeline steht lange reglos da und fixiert die Tür, bevor sie schließlich das Handtuch sinken lässt und es um den Körper wickelt. Als sie Jahre später auf diesen Abend zurückblickt, weiß sie, dass dies der Augenblick war, in dem die schlimmen Zeiten begannen.

Anfangs fällt ihr noch nicht viel auf. Ihr Vater verbringt immer mehr Zeit in seinem Arbeitszimmer und druckt seltenweise biblische Texte aus, und manchmal verfällt er am Esstisch in brütendes Schweigen. Sie und Asunción verfolgen, wie viel er isst und wie schnell er zunimmt. Sein Hals quillt über den

Kragen, seine Cordhose wird so eng, dass er den obersten Knopf nicht mehr schließen kann. Aber es dauert lange, bis sie herausfinden, was der Grund dafür ist. Fast vier Monate. Am Ende ist es Asunción, die erkennt, was im Kopf ihres Mannes vorgeht.

»Du musst im Haus etwas anziehen.« Eines Abends im Herbst ruft sie Angeline in ihr Arbeitszimmer. Malachi ist unterwegs; er will Diesel für den Generator vom Anleger abholen. Ihre Mutter sitzt an ihrem Schreibtisch, und die kleine Schwenklampe beleuchtet ihr ernstes Gesicht. Sie beugt sich vor und bedeckt mit den Ellbogen einen Stapel Papier. »Ich werde den Laden bitten, Stoff zu schicken, *mija*, und dann nähen wir dir ordentliche Kleider. Ich will nicht mehr, dass dein Daddy dich anschaut.«

Angeline blinzelt auf die von den Ellbogen ihrer Mutter verdeckten Papiere. Sie sieht Bibelverse und eine herausgerissene Buchillustration, einen mittelalterlichen Kupferstich. Er zeigt ein Ungeheuer, einen Drachen vielleicht, der aufrecht steht wie ein Mann. Aus seinen Schultern wachsen Flügel, und hinter ihm kniet eine Frau, die seinen Schwanz hebt, um sein Gesäß zu küssen. Bevor Angeline genauer hinschauen kann, hat Asunción die Blätter zur Seite geschoben und die Schreibtischlampe ausgeknipst. Sie will nicht, dass ihre Tochter zu viel sieht.

»Dein Daddy verliert den Verstand, *mija.*« Sie verschmilzt die beiden Worte *mi hija,* meine Tochter, zu einem Kosenamen. Sie steht auf, legt ihrer Tochter die Hände auf die Schultern und führt sie aus dem Zimmer. »Er trinkt zu viel. Behalte deine Kleider an, wenn er da ist.«

Im Lauf des nächsten Jahres verfällt Malachis geistige Gesundheit rapide. Er trinkt immer schneller und liegt stundenlang auf dem Sofa, als wäre er krank; er isst und trinkt und schwillt an wie ein Riesenkürbis. Sein lang anhaltendes, trockenes Husten klingt, als käme es aus seinen Eingeweiden. Sein Gesicht ist fleckig von geplatzten Äderchen und gelegentlichen Blutergüssen nach nächtlichen Stürzen, und beim Essen sitzt er stumm

da und starrt Angeline mit blutunterlaufenen Augen an. Und manchmal, im Wohnzimmer, verstummen auch die beiden Frauen und beobachten, wie er mit zitternden Händen die Seiten der Bibel umblättert.

Angeline hat gelernt, Angst vor ihm zu haben. Niemand hat es je ausgesprochen, aber ihr ist klar, dass sich etwas verändert hat. Sie weiß instinktiv, dass nur ihre Mutter zwischen ihr und ihrem Vater steht. Asunción sorgt dafür, dass Angeline im Haus bekleidet herumläuft – die langen, unbequemen Röcke, die sie ihr genäht hat, darf sie nur ausziehen, wenn sie unterwegs sind, an den Tagen, an denen sie zur Südspitze der Insel wandern, Baumhäuser bauen und sich gegenseitig die Namen der Blumen beibringen. Manchmal sitzen sie stundenlang am Strand, blicken auf das Meer hinaus und hoffen auf einen vorüberziehenden Minkwal oder einen Schwarm Kormorane. Wenn sie nichts sehen, stacheln sie sich gegenseitig an, sich bis zur Schlucht zu wagen und die Chemikalienfässer unter die Lupe zu nehmen. An kalten Tagen bleiben sie in Angelines Zimmer und lesen Bücher oder schauen sich die Wiederholungen der TV-Soaps an. Angelines Zimmer ist voll von Bücherregalen.

Asunción ist in Mexiko geboren, aber sie betrachtet Cuagach als ihre Heimat; es ist der Ort ihrer Bestimmung. Sie hat nicht viel anderes im Leben gesehen. Sie ist mit Malachi zusammen, seit sie sechzehn, und auf der Insel, seit sie achtzehn war, und sie liebt sie mehr als irgendetwas sonst. Die Insel ist in ihren Knochen und in ihrem Blut. Aber vielleicht fragt sie sich jetzt, wie es auf dem Festland wäre, denn Angeline bemerkt, dass ihre Sätze sich verändert haben. Sie sagt jetzt oft »Wir könnten« und »Was wäre wohl, wenn«, und Angeline weiß, dass »wir« nicht sie alle drei sind, sondern nur sie und ihre Mutter. Eines Tages findet sie einen an Asunción adressierten Brief von einem Frauenhaus in Glasgow, in dem man sich für ihre »Nachfrage« bedankt. Daraufhin macht Angeline sich noch größere Sorgen wegen Malachi. Wenn Asunción fliehen will, gibt es vielleicht

wirklich etwas zu befürchten.

Aber dann, als sie gerade in Betracht zieht, ihre Mutter zu fragen, passiert etwas, das alles verändert.

»*Dios tiene sus motivos, dios tiene sus motivos …*«

Es beginnt mit punktgroßen Malen auf Asuncións Haut, die aussehen, als wäre sie in einen Pfefferregen geraten. Dann kommen die Warzen, blassbraune Gewächse, die wie Beeren an ihrer Haut hängen. Sie spielt ständig daran herum, dreht sie zwischen den Fingern, als wollte sie sie abreißen. Eine an ihrer Schläfe wird immer größer, breitet sich unter der Haut aus wie ein Weinfleck, bis sie das Auge zur Hälfte bedeckt, und unversehens wachsen Knoten auf ihrem Rückgrat wie bei einer Echse. Angeline sieht sie sogar durch die bestickten Blusen ihrer Mutter, wenn sie in der Küche Dosen mit gehackten Tomaten und Chilischoten öffnet. Nachts hört sie Asunción beten. Asunción holt die Notizbücher mit den Programmschriften der Gemeinde für Psychogenes Heilen über Tod und Heilkunst aus dem Arbeitszimmer, und nachts im Bett hört Angeline ihre Mutter vor sich hin murmeln wie eine Hexe – lange liturgische Sermone. Am Tag starrt sie die von Mehl und Hackfleisch bedeckten Hände ihrer Mutter an und sieht, wie sie sich mit dem Handrücken über die Augenbraue wischt. Niemand hat etwas gesagt, aber Angeline weiß, dass es Dinge sind, die sie nicht mehr lange sehen wird.

An einem Tag im Spätsommer bringt Malachi sie zum Festland. Der Teppich aus wilden Fuchsien im Wald ist heute so schön wie nie – glutrot leuchtet er unter den Bäumen –, und Asunción ist schon wach, als Angeline die Treppe herunterkommt. Sie sitzt in eine Decke gehüllt in der offenen Tür auf dem Boden, und der Himmel draußen ist strahlend blau. Als sie ihre Tochter sieht, lächelt sie. »Komm zu mir, *mija.*«

Angeline kommt zögernd näher, legt ihrer Mutter die Hand auf den Arm und schaut ihr ins Gesicht. Asunción schiebt ein Kruzifix unter der Decke hervor und hält es ihr hin; es baumelt

an ihren Fingern. »Ich hab immer gedacht, ich hätte meinem Kind mehr zu geben«, sagt sie. »Lass es deinen Vater nicht sehen.«

Sie legt ihrer Tochter den Arm um die Schultern. Sie sitzen Seite an Seite und betrachten ihre Füße in den Sandalen. Angelines Füße sind gesund und rosig, Asuncións sehen grau aus. Eine Träne fällt in den Staub; niemand erwähnt sie. Ihre Mutter riecht merkwürdig, findet Angeline: süßlich und faul, wie abgestorbene Blumen in einer Vase. Fast eine Stunde lang sitzen sie so da. Asunción weint lautlos, bis Malachi mit einer Tasche die Treppe herabsteigt. Er sieht sie an. »Es ist Zeit.«

Als Angeline begreift, wo sie hinwollen, gerät sie in Panik. Er muss sie wegreißen, muss ihre Finger von den Armen ihrer Mutter lösen. Sie schreit die ganze Zeit und fleht ihn an, sie nicht wegzubringen. »Nein! Bitte, *nein!*« Sie humpelt neben ihnen her, versucht, ihm den Weg abzuschneiden, bis sie unten am Steg sind, wo sein Boot bereitliegt. Der Motor ist ausgepackt und auf dem Heck befestigt.

Am Ufer fasst er sie bei den Schultern und dreht sie zu sich herum. Er schiebt die Finger unter ihr Kinn, will ihren Kopf heben, damit sie ihn ansieht. Sie wehrt sich, dreht sich weg und versucht, einen Blick auf ihre Mutter zu erhaschen, die im Boot wartet. »Wir sind heute Abend wieder da.« Er schüttelt sie und zwingt sie, ihn anzuschauen. Sein Gesicht ist glatt und glänzend. Er riecht nach Alkohol. Zwei dunkle Schweißflecken breiten sich unter seiner Achsel auf dem Hemd aus, und die blonden Haare an seinen Schläfen sind feucht. »Jetzt geh nach oben an den Strand und warte auf uns.«

Und endlich gehorcht sie. Sie wandert bis zu den Bäumen oberhalb des Strandes, wo sie noch stundenlang bleibt, als die beiden schon fort sind, als das Boot zu einem kleinen Punkt geworden und verschwunden ist. Ruhig liegt die See da, und nur gelegentlich zieht in der Ferne eine Motoryacht aus Ardfern vorüber. Die Sonne geht unter, ohne dass sie zurückgekehrt

sind, aber sie bleibt geduldig stehen und wartet auf die Erlaubnis zum Gehen. Erst als der nächste Tag anbricht, begreift sie, dass sie getäuscht worden ist. Sie kehrt zurück zum Cottage. Die Whiskeyflaschen ihres Vaters liegen in einer Kiste neben der Hintertür. Sie setzt sich davor und starrt sie an.

Von jetzt an gibt es nur noch sie und Malachi.

10

Wenn Finn dabei gewesen wäre, hätte er zugehört, wie Angeline alle diese Einzelheiten schilderte, und er hätte gesagt, ich sei ein Meister. Er hätte gesagt, ich hätte sie raffiniert in meine Falle gelockt. Komisch, dachte ich, als ich so dasaß und ihr zuhörte. Komisch, dass mir das kein gutes Gefühl gibt.

Kaum ist Malachi vom Festland zurück, beginnen die Befreiungsdienste. Einmal im Monat bringt er Angeline in den Schweineschuppen. Immer stehen Kruzifixe und Wassergläser auf dem Tisch, und ein Schwein schlägt quiekend mit den Füßen auf den Boden der rostigen Waage, sodass die Kiste schaukelt und knarrt. Malachi führt das Ritual aus, das er sich für die GPH ausgedacht hat, und dazwischen murmelt er Gebete und zitiert die Heerscharen der biblischen Dämonen: Throne, Reiche, Fürstentümer, Mächte und Geister. Er lässt sie mit bloßen Knien und gesenktem Kopf neunzig Minuten lang auf dem Zementboden knien, bis er fertig ist.

Wenn er sie dann gehen lässt, rennt sie schnurstracks nach Hause; und dann steht sie im Bad unter der weit aufgedrehten Dusche, um die Geräusche nicht zu hören, die aus dem Schuppen kommen: das Kreischen und Dröhnen, wenn das Schwein gegen die Wellblechwand des Schuppens anrennt. Sie sieht nicht, was mit den Schweinen passiert, aber sie kann es sich denken, wenn sie am nächsten Morgen findet, was übrig ist. Er wirft ihnen Futter hin, und wenn sie fressen, schlägt er mit dem Hammer auf sie ein. Wahrscheinlich zwischen die Augen, denn

sie erinnert sich, dass er einmal gesagt hat, dort sei ein Schwein am leichtesten verwundbar. Dann schlitzt er sie auf, hockt sich vor den geöffneten Körper und sucht ihre Organe nach schwarzen Flecken ab, nach den Anzeichen für Dämonen in ihnen. Meist wartet er einen oder zwei Tage, bis er alles saubermacht. Dann füllt er Eimer mit Gedärm und Fleisch, trägt sie an die Steilküste und kippt sie ins Meer. Die Köpfe behält er. Sie weiß nicht, was er mit den Köpfen vorhat. Vielleicht weiß er es selbst noch nicht.

Zum ersten Mal im Leben denkt sie an Flucht. Alles, was sie kennt, besteht aus den drei Quadratmeilen Wald am Südende von Cuagach. Sie war oft genug an der Schlucht und hat die Tonnen betrachtet, die rostroten Streifen der ausgelaufenen Chemikalien, die im Boden versickert sind. Sie zu durchqueren, das wäre, als würde sie die Grenze zur Hölle überschreiten. Es ist ihr niemals in den Sinn gekommen, die Grenze zu verletzen, die ihre Eltern gesetzt haben. Aber jetzt treiben Angst und Verzweiflung sie dazu, unvorstellbare Risiken einzugehen.

Eines Nachmittags gegen Ende August geht sie hindurch. Vorsichtig bewegt sie sich zwischen den Chemikalienfässern und bleibt ab und zu stehen, um festzustellen, ob er sie nicht von oben beobachtet. Der braune Fels auf der Nordseite kommt immer näher, und als sie schließlich das Dorf erreicht, ist alles so grün, dass sie denkt, sie könne das Laub trinken. Der Abend dämmert, und in den Bäumen über ihr sammeln sich Krähen in großen Schwärmen. Sie legen die Köpfe schief und spähen mit funkelnden Augen zu ihr herab. Wie in Trance geht sie den Weg, der zum Dorf führt. Und als sie dort ist, bleibt sie stehen und starrt darauf hinunter. Unwirklich sieht es aus, wie eine Luftspiegelung in der Wüste, wie etwas aus dem Fernsehen, mit gepflegten Rasenflächen und hübsch bemalten Häusern. In den Fenstern gehen Lichter an, denn es wird Abend. Eine Frau mit einem lavendelblauen Kopftuch kommt aus einem der Häuser und überquert die Dorfwiese. Angeline klettert in die unteren

Äste eines Baums. Ihr Herz klopft heftig. Sie klemmt sich in eine V-förmige Astgabel und wartet.

Die Frau geht dicht unter ihr vorbei und betritt ein flaches, langgestrecktes Gebäude mit einer Glasschiebetür. Drinnen geht das Licht an, und es bleibt lange Zeit still. Zum ersten Mal hat sie einen Menschen gesehen, der nicht im Fernsehen war oder weit weg auf dem Landungssteg Vorräte ablud. Sie überlegt, ob sie sich zu dem Gebäude schleichen soll, als das Licht ausgeht und die Frau heraustritt. Sie trägt einen Stapel zusammengefalteter Geschirrtücher, und darauf steht eine Metallschüssel. Als sie den Weg entlangkommt, zögert sie und hält inne.

Einen Augenblick lang scheint es, als schaute sie die Schüssel an, als wäre darin etwas, das sie nicht erwartet hat, denn ihr Blick ist nach unten gewandt und ihr Mund fest geschlossen. Dann zucken ihre Kiefermuskeln, und langsam, sehr langsam hebt sie den Blick zum Baum. Angeline hält den Atem an. Sie weiß, dass sie entdeckt worden ist. Lange Zeit geschieht gar nichts, und trotz ihres Herzklopfens schöpft sie für einen Moment Hoffnung. Sie stellt sich vor, wie die Frau die Schüssel abstellt und die Hände ausstreckt. Wie sie ins Dorf geführt wird und die Leute aus den Häusern kommen, um sie zu begrüßen. Sie stellt sich eine Familie vor, eine Küche, ein Feuer im Herd, einen gedeckten Tisch, und zum ersten Mal, seit Asunción die Insel verlassen hat, spürt sie einen Funken Hoffnung in der Brust.

Aber natürlich geschieht etwas ganz anderes. Susan Garrick lässt die Schüssel fallen. Sie rollt vom Weg herunter zwischen die Bäume, bleibt im Laub liegen. Und jetzt beginnt Susan zu schreien. Blanke Angst liegt in diesem Schrei. Grauen. Er dringt tief in Angelines Brust und bleibt dort, gräbt sich in ihr Herz hinein; Susan dreht sich um sich selbst, scheint nicht zu wissen, was sie tun soll, rennt aber zu den Häusern hinunter, schreit und ruft. Angeline ist für einen Moment wie gelähmt. Dann lässt sie sich so flink wie möglich vom Baum fallen. Die Rinde zer-

schrammt ihre Beine. Sie dreht sich um und verschwindet im Wald, dahin, wo sie hergekommen ist.

Es wird das letzte Mal sein, dass sie zum Dorf geht, bis zu dem Abend, als sie Malachi folgt und sieht, wie er die Kapelle in die Luft sprengt.

Malachi sitzt zu Hause in seinem Arbeitszimmer; das Licht brennt, und neben ihm steht eine Flasche. Lautlos schleicht Angeline sich zur Hintertür hinein und verschwindet im Bad, um Wasser zu trinken und sich das getrocknete Blut und den Schmutz abzuwaschen. Danach will sie ins Bett gehen, als draußen Unruhe aufkommt. Instinktiv huscht sie hinaus auf den Treppenabsatz. Jemand klopft an die Haustür. Unten stürzt Malachi erschrocken aus seinem Arbeitszimmer.

»Geh auf dein Zimmer«, zischt er. »Rühr dich nicht, bis ich es sage.«

Mit klopfendem Herzen hastet sie zurück in ihr Zimmer. Sie hört, wie er unten die Haustür aufreißt. Einen Moment lang ist es still. Dann sagt er, und seine Stimme klingt so merkwürdig, dass sie sich fragt, ob er vielleicht weint: »Benjamin, Benjamin, warum bist du hier? Ich will dich hier nicht haben.«

»Malachi?«

»Ja, ich bin Malachi. Warum bist du hier?«

Sie weiß, wer Benjamin ist. Sie hat sein Foto gesehen, und jetzt stellt sie sich vor, wie die beiden Männer einander anstarren und an die Jahre denken, die verstrichen sind. Als Benjamin wieder spricht, tut er es in eindringlichem Flüsterton. Es klingt, als hätte er Angst. »Malachi? Was ist mit dir passiert?«

»Was soll passiert sein? Nichts ist passiert.«

»Malachi, man erzählt sich schreckliche Dinge. Man vermutet, dass du hier oben schreckliche Dinge treibst. Im Wald wurde etwas Böses gesehen.«

»Etwas Böses? Was soll das heißen, etwas Böses?«

»Das Ding, das alle Christen fürchten, Malachi, den uralten Feind des Menschen: den Pan, Malachi. Dionysos, *Satan.* Halb

Tier, halb Mensch. Einen *Doppelgestaltigen.*«

»Ich habe gesagt, ihr sollt niemals herkommen, Benjamin. Komm nicht her und erzähl mir diesen Humbug. Verschwinde. Sofort – bevor ich die Axt benutze.«

Vielleicht hebt er die Axt, um zu zeigen, wie ernst er es meint, denn Benjamin taumelt erschrocken zurück. Angeline hört, wie eine Tonne umfällt. Hört schlurfende Schritte, und dann wird die Tür zugeschlagen, und aus dem Wohnzimmer dringt Malachis wütendes Keuchen. Sie läuft zum Fenster, drückt die Nase an die Scheibe und sieht den Kopf eines Mannes. Der Mond steht tief über dem Horizont, aber es ist hell genug, um den runden Hautfleck zu sehen, der durch das schüttere Haar schimmert. Er trägt eine dunkelgrüne Jacke und Gummistiefel, und sie beobachtet fasziniert, wie er die Hände krampfhaft auf und ab bewegt. Er dreht sich im Kreis, einmal, zweimal, als wüsste er nicht, was er tun soll: noch einmal anklopfen oder lieber weglaufen? Dann bleibt er stehen.

Ein paar Schritte entfernt, gleich hinter dem Zaun, liegt ein Schwein. Angeline bemerkt es erst jetzt. Der Kopf liegt in einem seltsamen Winkel zum Körper, und sie vermutet, dass es eins von Malachis Opfern ist, das er nach der Dämonenaustreibung am Sonntag noch nicht weggeräumt hat. Sie weiß nicht, welche Werkzeuge er zum Schlachten benutzt hat, aber er hat das Tier in Scheiben geschnitten. Als die Innereien herausfielen, muss er sie über den Boden geschleudert haben, denn sie liegen überall umher.

Benjamin steht plötzlich ganz still und atmet schwer; seine Schultern heben und senken sich. Er geht ein paar Schritte darauf zu, schlägt die Hand vor den Mund und schaut durch die Wolken von Fliegen, die dort schwärmen, auf das Tier hinunter. Er sagt etwas und wedelt die Fliegen weg. Hastig faltet er die Hände zum Gebet, murmelt fieberhaft, deutet zum Himmel. Sie sieht das tote Tier, sieht, dass seine Verletzungen aussehen wie das Werk eines Dämons.

Die Haustür fliegt auf, und Malachi tritt ins Freie. Benjamin fährt herum, Entsetzen im Blick. »Malachi – bitte – was ist das? Welches Ungeheuer lebt hier auf Cuag …« Er stockt. Malachi steht vor dem Haus, die im Mondlicht blinkende Axt über den Kopf erhoben. »Malachi«, stammelt er, und alle Farbe weicht aus seinem Gesicht. »Malachi, bitte, ich flehe dich an – was ist mit dir passiert? Mit wem hast du dich verbündet?«

»Verschwinde von hier.« Malachi geht einen Schritt auf ihn zu. »Hast du gehört? *Verschwinde, und komm nie wieder her.*«

Benjamin schaut auf die Axt, dann auf das Schwein und hebt die Hände. »Ich gehe. Aber, Malachi, ich flehe dich an – vielleicht hast du dein Herz gegen Gott gewendet, doch es ist noch nicht zu spät. Er, der aus dem Himmel gestürzt hat den verderbten Drachen, hat dich nicht vergessen, und Er –«

»Verschwinde!« Er macht noch einen Schritt, hebt die Axt ein kleines Stück höher. Benjamin wendet sich ab und taumelt blindlings in Richtung Schlucht davon, stolpert, fällt fast über den Zaun. Malachi rührt sich nicht. Stumm steht er da und starrt ihm nach, noch als er verschwunden ist. Die Axt zittert in seinen Händen.

Angeline drückt sich an die Wand und schlägt die Hände vor das Gesicht. Benjamins Worte hallen in ihrem Kopf: *Ungeheuer* – Pan, Dionysos. *Satan.* Die Worte, die Malachi bei seinen Ritualen verwendet. Etwas sitzt fest unter ihren Rippen, etwas, das sie nicht heraufhusten oder hinunterschlucken kann. Zum ersten Mal im Leben fragt sie sich, ob Malachi vielleicht Recht hat, was sie betrifft.

»Und danach kamen sie immer wieder«, sagte sie leise. Mit versteinertem Gesicht starrte sie auf das blinkende Licht am Recorder. Ich konnte mich nicht daran erinnern, aber jetzt sah ich, dass sie in der letzten halben Stunde eine Weile geweint haben musste, denn ihre Augen waren rot geschwollen, und sie presste die Hand an die Nase, weil sie lief. »Ich … äh … ich

hatte einen Baum gefunden, auf den ich klettern und sie beobachten konnte. Sie waren wie Touristen.«

»Touristen?« Ich stellte mir immer noch vor, wie erschrocken Susan Garrick gewesen sein musste, dass sie die Schüssel hatte fallen lassen. »Weil sie dich sehen wollten?«

»Sie brachten sogar Kameras mit. Das war, bevor Dad den Zaun aufstellte. Benjamin – der kam zurück und verspritzte Weihwasser am Fuß der Steilwand.« Sie hing den Erinnerungen nach, und ihre Augen bewegten sich, als sähe sie alles wieder vor sich. »Und dieses Mädchen – die, mit der Sie unterwegs waren –, sie hat versucht, mir eine Falle zu stellen. Sie hat ein Loch gegraben.«

»Die, mit der ich unterwegs war?«

»Ja«, sagte sie. »Wissen Sie nicht mehr? *Malachi, du alter Knallkopf. Zeig uns deinen Anschnallschwanz.*«

Ich starrte sie an. Sovereign. Ich dachte daran, wie ich am Zaun entlanggepirscht war und unbedingt ein Foto von Angeline hatte haben wollen. Jetzt plagte mich etwas. Vermutlich Mitleid oder Scham oder so. »Sie wollten dich umbringen, hatten Pläne.«

Sie zuckte die Achseln, als wäre das keine Überraschung, und nagte ein Weilchen an ihrem Daumennagel. Ihr Mantel stand offen, und ich bemerkte, dass sie dünner war, als ich sie in Erinnerung hatte. Sie sah ausgehungert aus. Lexie fand, sie sehe aus wie ein Junkie. »Wenn die Leute lesen, was Sie über mich schreiben«, sagte sie und deutete mit dem Kopf auf den Recorder, »Sie wissen schon, in der Zeitung – glauben Sie, die haben dann immer noch Angst vor mir?«

»Nein«, erwiderte ich. »Bestimmt nicht.« Ich drückte auf die Pausentaste und checkte, wie lange wir geredet hatten. Vierzig Minuten. »Aber so weit ist es noch nicht. Ich kann damit nicht zu den Zeitungen gehen. Erst wenn sie ihn gefunden haben.«

Eine Zeitlang sahen wir einander schweigend an. Und plötzlich, als hätten wir den gleichen Gedanken, drehten wir uns um

und schauten zum Fenster. Die Vorhänge waren offen, und die orangegelbe Straßenlaterne flackerte, als wollte sie jeden Augenblick ausgehen.

»Was glaubst du?«, fragte ich leise. »Angeline? Glaubst du, er wird sich umbringen?«

Sie drehte sich nicht zu mir um, blickte weiter hinaus auf die Straße. »Ja«, sagte sie. »Er wird sich umbringen. Aber Sie haben Recht. Ich glaube, er hat vorher noch etwas zu erledigen.«

11

Als ich an diesem Abend in das klamme Schlafzimmer kam und mich auszuziehen begann, sah ich, dass Lexie noch nicht schlief. Sie hatte die Hand hinter den Kopf geschoben und sich bis zum Kinn zugedeckt. Ich war dabei, meinen zerrissenen Pullover auszuziehen, hielt jetzt aber inne.

»Du bist noch wach?«

»Ihr habt ganz schön Lärm gemacht.«

»Und du wolltest nicht runterkommen? Hören, wie es uns gegangen ist?«

»Ich wollte nicht stören.«

Ich zog den Pullover vollends aus und stieg aus der Hose. Ich konnte sie nirgends hinhängen, und eigentlich hätte ich sie am liebsten wieder angezogen. Aber Lexie beobachtete mich schweigend. Also legte ich sie artig flach auf den Boden und kletterte ins Bett.

»Sie hat mit dir gesprochen.« Lexie legte eine Hand auf ihre Brust, drehte den Kopf zur Seite und sah mich an. »Ich habe sie gehört. Sie hat unaufhörlich geredet.«

Ich rieb mir die Augen. »Ich kenne jetzt ihre Story – die ganze. Morgen werde ich mit Danso sprechen.«

»Mit Danso?«

»Er muss etwas anderes für sie finden, wo sie hingehen kann.«

Lexie stützte sich auf den Ellbogen und starrte mich an. »Nein,

sie kann nicht gehen, jetzt noch nicht.«

»Wir sind nicht für sie verantwortlich –«

»Doch«, zischte sie. »Das sind wir. Du *darfst* sie nicht weggehen lassen.«

Ich drehte mich zu ihr um. Das Flackerlicht der defekten Laterne draußen spiegelte sich orangegelb in ihren Augen wider. »Was?«

»Wir können sie nicht gehen lassen. Noch nicht. Ich habe jemanden, der sie sich ansehen wird. In Glasgow, nicht in London, denn da gibt's ein paar … ach, ein paar blöde berufsbedingte Hürden, die zu überwinden sind, bevor wir sie zu Christophe bringen können. Aber das ist erst nächste Woche, und bis dahin muss sie bei uns bleiben.« Sie nagte an der Lippe und sah mich forschend an. »Oakesy? Nur noch ein paar Tage? Bis Montag?«

Ich seufzte und schlug mit der Faust in das abscheuliche Kopfkissen, ein kläglicher Versuch, es ein wenig aufzulockern. Dann verschränkte ich die Hände hinter dem Kopf und starrte zur Decke. Ich glaube, erst jetzt wurde mir klar, wie kaputt ich war. »Schlaf jetzt. Okay?«

Aber das tat sie nicht. Sie schaute mich an und nagte weiter an ihrer Lippe. Ich schloss die Augen und drehte mich auf die Seite. »Oakesy«, sagte sie und tippte mir auf die Schulter. »Hat sie gesagt, was mit ihr los ist?«

»Ich glaube, sie weiß gar nicht, wer sie ist. Kann ich jetzt schlafen?«

»Hat sie keine Ahnung?«

»Glaube nicht.«

»Und du? Hast du eine Ahnung?«

»Lex, bitte, ich bin doch kein Arzt.«

»Glaubst du, sie lässt sich von mir ansehen?«

»Warum fragst du sie nicht?«

»Das interessiert dich nicht. Stimmt's? Es interessiert dich einfach nicht.«

»Doch«, sagte ich. »Natürlich tut es das.«

Aber ich log. Es interessierte mich nicht, was Angeline fehlte. Als ich die Augen schloss, war es nicht Angeline oder gar Lexie, die ich vor mir sah, sondern Dove.

Malachi. Malachi … pochte es in meinem Kopf. *Was hast du vor?*

12

Danso bereiteten Malachis Pläne genauso viel Kopfzerbrechen wie mir. Sein Gefühl riet ihm, auf mich zu hören, nicht auf Struthers. Aber er dachte weiter als ich, dachte an die Selbstmordattentäter in London, er dachte an die Fähigkeiten, die Dove besaß, und er fragte sich, ob sein spektakulärer Tod noch andere Leute betreffen würde außer ihm selbst. Die Flugsicherheitsbehörde hatte sich mit dem Innenministerium beraten, und in den nächsten Tagen kamen leitende Beamte der SO13-Antiterroreinheit per Flugzeug aus London, um sich mit ihm zu besprechen. Plötzlich wimmelte es in der Einsatzzentrale in Oban von Profilern und Sprengstoffexperten, die den Computer der Gemeinde auseinandernahmen. Jedes ehemalige Mitglied der GPH wurde aufgestöbert, jeder Spender, jeder, der ihnen in den letzten zehn Jahren einen Brief oder eine E-Mail geschickt hatte. Die Computerfahnder ermittelten jeden, der Dove irgendwann über den Weg gelaufen war, damit man ihn vernehmen konnte – sogar die Leute, die an dem Brandstiftungsfall und an den Ermittlungen der Steuerbehörde in New Mexico beteiligt gewesen waren. Mehrere lokale und überregionale Fernsehsender in Schottland hatten Beschreibungen des blauen Vauxhall verbreitet, der in Crinian gestohlen worden war. Und die üblichen Wichtigtuer meldeten sich zu Wort: Mindestens zwanzig Leute hatten den Wagen gesichtet, und mehr als die Hälfte von ihnen wollte Dove erkannt haben. Dass er der Killer von Pig Island war, wussten sie aus der Presse, die sich mit

Feuereifer auf die Geschichte stürzte. *Das Geheimnis des verschwundenen Predigers: Der irre Mönch von Pig Island.* Das alles war schon komisch, fand Danso, denn die Polizei wartete immer noch darauf, dass die Staatsanwaltschaft Malachi Dove offiziell als Tatverdächtigen benannte.

»Aber was gut ist«, sagte er eines Morgens, als er, immer noch im Regenmantel, in der Küche des Safe House stand, »wir wissen vielleicht, wo er von Crinian aus hingefahren ist.«

Es war Freitag. Seit dem Massaker auf der Insel waren sechs Tage vergangen, und das war, wie jedermann wusste, überhaupt nicht gut. Die ausschlaggebenden Stunden bei jedem Kriminalfall – die ersten vierundzwanzig – waren vergangen. Aber jetzt hielt Danso eine Videokassette hoch. »Ich dachte schon, alles geht den Bach runter, als das hier auftauchte.« Auf seinen langen, ungelenken Straußenbeinen ging er zum Fernseher, schob die Kassette ein, trat zurück und richtete die Fernbedienung auf den Videorecorder. »Inverary.« Er sah Angeline an, die mit verschränkten Armen auf dem Sofa saß. »Ungefähr fünfzehn Meilen von Crinian entfernt. Schon mal gehört?«

»Nein.«

»Hat Dad nie einen Freund in der Gegend erwähnt? Verwandte? Jemanden, der mal zur GPH gehört hat?«

»Alle Leute, die er kannte, waren in Amerika. Oder in London. Er stammt aus London.«

»Sie können es sich sooft anschauen, wie Sie wollen.

Scheuen Sie sich nicht zu sagen, wenn Sie nichts damit anfangen können.«

Angeline, Lexie und ich hockten uns vor den Fernseher und starrten auf den Bildschirm. Es war das körnige Schwarzweißmaterial einer Überwachungskamera, aber besser als die ruckeligen Aufnahmen der Billigkameras in den meisten Einkaufszentren. Oben in der Ecke lief die Zeit. Kunden schlenderten auf und ab durch den Gang, und manche setzten sich auf eine der vier Bänke, die rings um einen Betonkübel mit

Palmen standen. Im Schaufenster von Holland & Barrett, der Kamera gegenüber, sah man eine Kassiererin, die gelangweilt an den Nägeln kaute und zu den Passanten hinausstarrte.

»In ungefähr zwei Sekunden werden Sie ihn von dieser Seite kommen sehen, und – warten Sie … warten Sie … *da.* Sehen Sie ihn?«

Ein Mann, dessen Scheitel der Kamera zugewandt war, erschien. Er schlurfte mit schlaff herabhängenden Armen quer durchs Bild und wollte gerade wieder daraus verschwinden, als ihm im Fenster des Superdrugladens etwas ins Auge stach. Er wandte der Kamera den Rücken zu, und wir hatten Zeit, seine ziemlich langen Haare zu betrachten, seine unauffällige Sportjacke, seine dunkle Hose.

»Besser werden Sie ihn nicht zu sehen kriegen. Die Sandalen haben uns aufmerksam gemacht. Sandalen und Socken. Sie haben in Ihrer Aussage beide von Sandalen und Socken gesprochen. Solche Details bleiben einem im Gedächtnis haften.«

Ich rückte noch ein bisschen näher an den Fernseher heran und betrachtete die Gestalt. Wenn es mein eigener Vater gewesen wäre – ich wäre mir aus diesem Blickwinkel nicht sicher gewesen. Ich wartete darauf, dass er sich zur Kamera umdrehte. Aber er tat uns den Gefallen nicht. Er schaute noch eine Weile ins Schaufenster der Apotheke, wandte sich dann ab und ging aus dem Bild. Es blieb lange still. Wir alle schauten Angeline an. Ich hatte damit gerechnet, dass sie ein ausdrucksloses Gesicht machen würde, aber als ich sie sah, wusste ich Bescheid. Sie hatte sich kerzengerade aufgerichtet und starrte auf den Bildschirm. Ihre Hände lagen auf den Knien, und sie krümmte und streckte die Finger.

»Angeline?« Danso musterte sie aufmerksam. »Wollen Sie es noch mal sehen? Es gibt ’ne Menge solcher Leute in Inverary, und –«

»Nein. Nicht noch mal.« Sie atmete mit spitzen Lippen aus, ein langgezogenes *fuuuuuu,* als hätte sie Mühe, sich zu beherr-

schen. »Scheißkerl«, murmelte sie, ohne den Blick vom Bildschirm zu wenden. »Dieser Scheißkerl.«

An seiner Jacke hatte sie ihn erkannt. Sie hatte sie zu Anfang des Sommers für ihn gewaschen, und deshalb wusste sie, dass er es war. Sie musste sie mit der Hand waschen, weil Blut von den Schweinen daran klebte. Danso informierte die Einsatzzentrale und setzte sich dann zu mir auf das Sofa. Wir schauten uns das Video aus dem Einkaufszentrum immer wieder an. Als Malachi zum sechsten Mal vor der Apotheke stehen blieb, griff ich zur Fernbedienung und hielt das Band an. Ich nahm mir einen Stuhl und stellte ihn vor den Fernseher.

»Was ist?«

Ich saß so dicht vor dem Bildschirm, dass die statische Aufladung an meiner Nase knisterte. Ich ließ das Video Bild für Bild zurücklaufen. Dove ging rückwärts zu dem Schaufenster und schaute hinein. »Ich will wissen, was er da entdeckt hat. Wir sehen da etwas nicht. Wir sehen nicht mit seinen Augen. Da ist etwas …«

Ich studierte den Bildschirm eine Zeitlang, die grauen, schwarzen und weißen Flächen, und als ich nichts erkennen konnte, schob ich den Stuhl zurück, zog die Landkarte aus der Jackentasche und faltete sie auf dem Küchentisch auseinander. Ich fuhr mit dem Finger auf dem Ortsverzeichnis entlang: Inverary, Inveraish, Inveranan. Mit dem Bleistift zog ich einen Kreis um Inverary, betrachtete die Umgebung und sah mir an, was es dort gab. Einzelne Landgüter, eine Kläranlage, ein Kraftwerk.

»Was gibt es dort, Malachi?«, murmelte ich und fuhr mit dem Daumennagel an der gestrichelten Linie einer Forstbezirksgrenze entlang. »Was gibt es dort?«

Danso stand auf und kam zum Tisch. Er schaute mir über die Schulter und rückte mir dabei so nah auf die Pelle, dass ich den Chemikaliengeruch der Reinigung an seinem Anzug riechen konnte. »Wenn wir mit seinen Augen sehen könnten, was

würden wir dann sehen?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Vor zwanzig Jahren hätte ich Ihnen das sagen können. Ob Sie es glauben oder nicht, da hätte ich gewusst, was er heute zum Frühstück gegessen hat.«

»Und jetzt?«

»Jetzt …« Seufzend drehte ich mich um und rieb mir die Schläfe. Ich wünschte, das Pochen in meinem Schädel würde aufhören. Jetzt war die Antwort: Nein. Ich wusste es nicht.

»Weil er sich verändert hat.« Danso las meine Gedanken. »Er hat dreißig Menschen umgebracht und ist damit zu einem anderen Wesen geworden. Es gibt keine Regeln mehr.«

13

Danso ließ zwanzig Polizisten in Inverary von Tür zu Tür gehen. Er hatte Standbilder aus dem Video an die Presse gegeben und sprach stündlich mit seinen Profilern. Aber das Unbehagen blieb. Er schlief nicht. Die langen Nächte mit den kurzen Nickerchen auf einem Schreibtisch oder in einem Sessel auf dem Revier machten sich allmählich bemerkbar, und sein chronischer Bandscheibenschaden bereitete ihm große Schmerzen. Die Schlaftabletten, die sein Arzt ihm gegeben hatte, halfen nicht.

»Das bringt mich noch um«, sagte er. »Hatte heute Morgen um sieben eine Besprechung in der Unfallerfassungsstelle. Zwei Reiseanträge abgezeichnet, einen für die USA und einen für Nigeria, und das alles vor acht Uhr. Das sind *keine* zivilisierten Arbeitszeiten.«

Es war Dienstagmorgen. Angeline sollte um elf im Krankenhaus in Glasgow sein, und Danso brachte uns hin. Er kannte den Verkehr in Glasgow besser als wir. Aber ich durchschaute den wahren Grund für sein Angebot, uns zu fahren. Er hatte uns etwas zu berichten.

»George sagt, normalerweise bekommt man bei einem solchen

Fall Hunderte von Vermisstenmeldungen – zehnmal so viele, wie man Leichen hat. Aber …« Er warf einen Blick in den Rückspiegel, setzte den Blinker und wechselte die Spur. Angeline und Lexie saßen schweigend auf dem Rücksitz und betrachteten die vorbeiziehende Landschaft. »Aber jetzt passiert so etwas auch Cuagach, und es werden nur zwanzig Vermisste gemeldet.«

»Das haben sie bezweckt – die Leute von der GPH. Sie haben die Verbindung zu ihren Verwandten gekappt. Ist kaum damit zu rechnen, dass nach all den Jahren irgendjemand noch weiß, wo sie leben.«

»Ja, aber *zwanzig.* Das sind elf weniger als die Toten, die wir haben.«

Wir waren eine Weile gefahren, bevor mir klar wurde, was er da gesagt hatte. Ich wandte mich ihm zu. »Nicht elf. Sie meinen, zehn. Sie haben eben gesagt, elf.«

»Ich meine auch elf.«

Ich lachte. »Peter, ich war mit meiner Faulheit vielleicht einer von Mrs. Leepers schlechtesten Schülern, aber wenn es um Mathe ging, war ich genial. Zwanzig plus zehn ist dreißig. Schon immer, und das bleibt auch so.«

»Ich meine elf. Das will ich Ihnen ja erklären.« Er sah mich von der Seite an. »Als die Kapelle in die Luft flog, waren einunddreißig Personen drin.«

»Nein. Die GPH hatte nur dreißig Mitglieder.«

Er verzog das Gesicht, schob die Lippen vor und nickte, als wäre das eine sehr vernünftige Äußerung. Als könnte sogar ich einmal Recht haben. »Das sagen Sie. Sind Sie sicher, dass Sie niemanden vergessen haben?«

Ich starrte ihn an. Dann wühlte ich einen Stift aus der Tasche. Im Rückspiegel sah ich, dass Angeline mich mit verwirrtem Blick beobachtete. Ich kritzelte mir die Initialen aller, die mir einfielen, auf den Unterarm. Das alles hatte ich schon mit George durchgesprochen, und ich wusste, ich hatte Recht.

Dreißig Mitglieder, hatte Blake gesagt. Dreißig Mitglieder, hatte auf der Website gestanden. Dreißig hatte ich gesehen.

»Sehen Sie?« Ich hielt ihm meinen Arm unter die Nase.

Er schob ihn weg. »Sehen Sie nicht, dass ich fahre?«

»Es waren nur dreißig. Ich habe keinen vergessen.«

»Sie haben niemanden versteckt?«

»Versteckt?«

»Ja.« Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen und warf einen Blick in den Rückspiegel, auf den Verkehr hinter uns. »Pig Island ist ein Ort für so was. Sie weisen selbst in Ihrer Aussage darauf hin: ›Ein Ort, an den Leute sich zurückziehen, wenn alles schiefgegangen ist.‹ Wäre nicht das erste Mal, dass eine solche Gemeinde jemanden aufnimmt, der auf der Flucht ist. Kann es nicht so ein kleines Versteck auf Cuagach geben?«

»Wenn ja, haben sie nichts davon erwähnt.«

»Aye. Na ja, jedenfalls war da draußen noch jemand. Viel haben wir nicht gefunden, ein bisschen Haut und ein paar Haare. Der Rest ist einfach … tja …« Er warf einen Blick zu den Frauen auf dem Rücksitz, beugte sich dann zu mir herüber und fuhr mit leiser Stimme fort: »Kann sein, dass wir weiter nichts mehr von ihm finden.«

»Von ihm?«

»Aye.«

»Dove? Bei der Explosion zerfetzt?«

»Daran haben wir schon gedacht. DNS passt aber nicht.«

»Vielleicht war eine der Frauen schwanger?«

»Die Haare sind von einem Erwachsenen.«

Kopfschüttelnd schaute ich hinaus auf die Reihen der Dreißiger-Jahre-Häuser, an denen wir entlangfuhren, die mit Brettern vernagelten Tankstellen, die kleinen Geschäfte: Larry’s Laminate Land, Kwik-Fit, Fred’s Waschanlage. »Ich weiß nicht. Vielleicht ein anderer Journalist? Vielleicht haben sie sich einen anderen geholt, als ich weg war. Damit er ihre Message verbreitet. Oder einen Rechtsanwalt.«

»Keine Ahnung.« Er setzte den Blinker und bog ab. Wir näherten uns dem Stadtzentrum. »Aber denken Sie mal für mich darüber nach. Vielleicht fällt Ihnen noch was ein.«

Ich legte den Kopf ans Fenster und spähte in die Höhe, als wir unter der Erskine Bridge hindurchfuhren. Hoch über uns sausten Autos dahin, dunkle Silhouetten vor dem Himmel. Ich dachte nicht an das zusätzliche Opfer. Ich dachte daran, was Dove mit etwas Düngemittel und Pikrinsäure zustande gebracht hatte und was er auf dem Festland alles anstellen konnte. Ich dachte an Inverary, an die Apotheke, an das Land der Forstbehörde. Ich dachte an ein Wort: Denkwürdig. *Warum wird dein Tod denkwürdig sein?* Eine Ironie des Schicksals, dass meine Gedanken in diese Richtung gingen, denn rückblickend weiß ich jetzt, dass ich mich besser auf Dansos Worte konzentriert hätte: *Denken Sie mal für mich darüber nach.*

Am Ende stellte sich nämlich heraus, dass dies der beste Ratschlag war, den ich in dieser ganzen jämmerlichen Geschichte bekommen hatte: darüber nachzudenken, wer das einunddreißigste Opfer gewesen war. Damals wusste ich es nicht, aber ich sollte meine Lektion noch lernen. *Oh, fuck,* jawohl. Es würde eine Weile dauern, aber ich sollte meine Lektion lernen.

Lexie

1

Lieber Mr. Taranici,

ich schreibe Ihnen noch einmal, weil ich das furchtbare, *furchtbare* Gefühl habe, dass die Zeit... ich weiß nicht, dass sie irgendwie knapp wird. Es ist natürlich völlig lächerlich, denn wie Sie wissen, bin ich viel zu nüchtern, um an Vorahnungen zu glauben. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, wie schrecklich dieses Gefühl ist. Einfach schrecklich. Anfangs war es irgendwie aufregend zu wissen, dass wir mitten in einer dramatischen Geschichte steckten, von der das ganze Land in der Zeitung lesen konnte. Aber jetzt ist es nicht mehr spaßig, und ich wünschte ehrlich, es wäre nie passiert.

Oakesy verheimlicht mir etwas. Er und Danso tuscheln dauernd miteinander; sie schauen sich Landkarten an und lesen in Doves Aufzeichnungen. Wenn ich Danso frage, sagt er, keine Sorge, alles läuft nach Plan: Sie haben sämtliche DNS-Spuren, die sie in den Cottages gefunden haben, analysiert und sortiert, sie haben »Profile« zu den Verwandten entwickelt, die sie aufspüren konnten, und alle menschlichen Überreste sind von der Insel und in ein behelfsmäßiges Leichenschauhaus gebracht worden. Aber ich frage mich: Wenn alles nach Plan läuft, wo ist dann Malachi Dove?

Heute Morgen habe ich das Fenster geöffnet und auf die graue Ballantine's-Brennerei hinausgeschaut, auf die Sportplätze, die fast bis zu unserer Haustür reichen. Nie habe ich eine Menschenseele dort gesehen. Die Bäume, die sie begrenzen, wirken bedrohlich, und unwillkürlich denkt man, dass jemand von dort das Haus beobachtet. Wenn ich nachts aufwache, stelle ich mir

vor, wie sich da draußen etwas zusammenbraut und langsam näher kommt.

Ich habe daran gedacht wegzugehen und mir überlegt, wie ich es anstellen kann: Das Auto kann ich nicht bedienen, weil es eine Gangschaltung hat, aber wenn ich Oakesy sage, ich fahre zu meiner Mutter, und mir irgendeinen Grund ausdenke, warum meine EC-Karte nicht funktioniert, dann könnte ich mir die Bahnfahrkarte vom Geld unseres gemeinsamen Kontos besorgen. Außerdem habe ich fast dreißig Pfund beiseitegeschafft, nur mit dem Kleingeld, das ich abends aus seinen Shorts hole.

Aber natürlich werde ich nicht weggehen. Wie auch, wenn so viel auf dem Spiel steht? Nachdem ich so nah an Christophe herangekommen bin? Da kann ich nicht einfach aussteigen, nur weil ich *Angst* habe! Ich musste eine volle Woche warten, bis dieser Arzt im Glasgow Royal Infirmary uns empfangen wollte. Die Antwort auf meine E-Mail kam ziemlich schnell: »Mr. Radnor bedauert, dass er Sie nicht persönlich empfangen kann. Ohne eine Untersuchung ist die Diagnose sehr schwierig, und üblicherweise wäre eine Überweisung an einen Allgemeinarzt angebracht. In Anbetracht der Umstände verweist er Sie jedoch gern an einen Kollegen.« War leicht zu erraten, wer hinter dieser Mitteilung steckte. Irgendwie hatte sie meine E-Mail herausgefiltert und sie Christophe vorenthalten. Natürlich war mir klar, dass der Arzt, sobald er Angeline gesehen hätte, sich sofort ans Telefon hängen und Christophe anrufen würde. Und dann würde das alles herauskommen, und der Zerberus würde ziemlich dumm dastehen. Aber einstweilen blieb mir nichts anderes als abzuwarten. Wie Sie sich vorstellen können, war ich also ziemlich nervös, als der Kliniktermin endlich kam. Sehr nervös.

Guy Picot erwartete uns in seinem Ordinationszimmer. Er war äußerst elegant gekleidet und sah sehr gut aus. Natürlich hat er nicht Christophes Ausstrahlung, aber er versteht sich wirklich zu kleiden. Hätten wir uns unter anderen Umständen kennengelernt

– wer weiß, ob es zwischen uns nicht gefunkt hätte.

»Nach dieser Konsultation«, sagte ich, als wir in seinem Zimmer saßen, »werden Sie direkt mit Mr. Radnor sprechen?«

»Ich werde ihm einen Brief schreiben, wie es sich gehört.«

»Einen Brief?« Ein Brief würde nicht auf Christophes Schreibtisch gelangen. Nicht, solange sie den Posteingang überwachte. »Können Sie ihn nicht anrufen?«

Er sah mich lange an. »Ich werde ihm einen Brief schreiben. Und einen Brief bekommt Angeline, *die Patientin*, zu allen relevanten Punkten unserer heutigen Besprechung. Ich brauche eine Adresse.«

Oakesy schrieb ihm die Nummer des Postfachs auf, das wir im Laden in der Nähe des Hauses gemietet hatten. Ich entspannte mich ein wenig, denn ich würde jeden Tag Zugang zu diesem Postfach haben und wäre somit nicht völlig außen vor. Guy Picot servierte uns grünen Tee in hübschen japanischen Schalen. Und dann klopfte er abwesend mit seinem Reflexhämmerchen auf den Schreibtisch und betrachtete nachdenklich Angelines Sitzhaltung.

Ich schwieg, aber mir fiel auf, dass alle seine Fragen geradewegs auf *meine* E-Mail zurückzugehen schienen. Als würde er von einem Skript ablesen. War sie inkontinent? Waren beide Beine voll beweglich und wie? Aber als er sie auf die Untersuchungsliege bat, lud er mich nicht ein dazuzukommen. Er zog den Vorhang fest zu, als befürchtete er, ich könnte heimlich einen Blick hineinwerfen. Also zog ich mich auf die andere Seite des Zimmers zurück und schaute aus dem Fenster, damit alle Welt sehen konnte, dass ich keine Voyeurin war. Himmel noch mal.

Als er herauskam, war er in heller Aufregung. »Ich will ehrlich sein«, sagte er. »Ich war nicht darauf vorbereitet, was mich hier erwartete.« Aber davon abgesehen bemühte er sich nach Kräften, nicht mit mir zu sprechen oder zuzugeben, wie einzigartig dieser Fall war. Natürlich konnte er mich nicht täuschen,

denn in weniger als drei Stunden ließ er nicht nur eine Röntgenuntersuchung, sondern auch eine Kernspintomographie durchführen – eine absolute Ausnahme im staatlichen Gesundheitswesen. Er brachte immerhin zwei Ärzte dazu, auf ihre Mittagspause zu verzichten.

»Kein Herzschrittmacher? Keine chirurgischen Klammern, Nägel oder Platten? Keine Ohrimplantate?«

Um ein Uhr war Angeline im CT-Zimmer; sie trug ein hellblaues Krankenhaushemd und füllte mit einem der Radiologen einen Fragebogen aus.

»Kein Pessar?«

»Was ist ein Pessar?«

»Eine Spirale. Nein, vergessen Sie's. Das hätten wir auf dem Röntgenbild gesehen.«

Oakesy und ich hielten uns bei Guy in dem verglasten Kontrollraum auf und konnten alles durch die Sprechanlage mit anhören. Oakesy saß in Gedanken versunken in einer Ecke. Wahrscheinlich zerbrach er sich den Kopf über das einunddreißigste Opfer, von dem Danso gesprochen hatte. Ich stand an der Glasscheibe und beobachtete Angeline, und Guy saß am Mikrofon und gab den Radiologen Anweisungen: »Macht es ihr bequem. Sie kann ruhig auf dem Bauch liegen.« Er zog Angelines Röntgenaufnahmen aus dem braunen Umschlag und hielt sie gegen das Licht. »Genau, so ist es richtig.«

Er schaltete das Mikro aus, wandte sich ab und stutzte, als er bemerkte, dass ich auf die Röntgenbilder starrte.

»Lassen Sie mich einen Blick drauf werfen?«, fragte ich. Ich hatte sie nur ganz kurz sehen können, aber das genügte, um zu erkennen, dass an diesen Röntgenbildern etwas sehr Merkwürdiges war. »Ich würde sie wirklich gern sehen.«

»Ich werde eine zweite Meinung einholen, bevor ich über meine Vermutungen spreche.«

»Von Mr. Radnor?«

»Nein. Wahrscheinlich von jemandem hier im Hause.«

Er schob die Aufnahmen in den Umschlag zurück, aber das Bild blieb in meinem Kopf. Ich drehte mich wieder zu Angeline um, die jetzt dabei war, sich auf den CT-Tisch zu legen. Der Radiologe bat sie, die Füße nach vorn zu schieben, und dabei verrutschte das Hemd ein wenig, sodass hinter ihrer Wade ein dicker, wurstfarbener Fleischklumpen zum Vorschein kam. Die Haut sah verhärtet aus, wie Nagelhaut. Sie wusste, was passiert war, aber sie versuchte nicht, es zu verbergen. Sie starrte mit ausdrucksloser Miene auf die Glasscheibe und schien mich gar nicht zur Kenntnis zu nehmen. Ich wandte mich ein weiteres Mal an Guy Picot.

»Ich weiß, warum Sie sie mir nicht zeigen wollen. Ich weiß es.«

Er schüttelte den Kopf, während er weiter Angeline im Auge behielt. Aber ich ließ mich nicht abwimmeln. »Ich kann Röntgenbilder lesen, wissen Sie. Ich bilde mir nicht ein, was ich gerade gesehen habe – nämlich Kalzium. In dieser Missbildung habe ich eine Einlagerung gesehen, und ich bin sicher, dass es Kalzium ist. Und das bedeutet –«

»Das bedeutet?«

»Knochen«, antwortete ich. Meine Stimme war kaum mehr als ein Flüstern, denn ein vager Gedanke ging mir durch den Kopf. *Ektoderm, Endoderm, Mesoderm* … ein paar halb erinnerte Worte aus der Zeitschrift. Ich hielt Guy Picots Blick stand. *Heterogene Elemente* …

»Aber das kann nicht sein«, murmelte ich. »Sie *müsste tot sein* …«

2

Rückblickend muss ich sagen, dass Oakesys Benehmen – als wäre es nicht schon merkwürdig genug gewesen – nach diesem Krankenhaustermin noch absonderlicher wurde. Am nächsten Morgen, ich war noch im Halbschlaf, sprang er wie von der

Tarantel gestochen aus dem Bett, verschwand im Bad und blieb fast eine Stunde unter der Dusche. Als er wieder herauskam, sah er schrecklich aus, einfach *schrecklich.* Seine Haut war grau und schweißnass, als hätte er eine Krankheit. Er sprach kein Wort mit mir, drückte sich herum und hielt sich von mir und Angeline fern. Während des Frühstücks mied er unseren Blick und saß mit verschlossenem Gesicht da. Anschließend verbarrikadierte er sich in seinem Zimmer.

»Was hat der Arzt gemeint?«, fragte er mich am Abend, als wir im Bett lagen. »Als du gesagt hast, du hättest Kalzium auf den Röntgenbildern gesehen – was hat das zu bedeuten?«

Ich sah ihn stirnrunzelnd an. Es war praktisch das erste Mal, dass er an diesem Tag mit mir sprach. Er starrte zur Decke und sah unglücklich aus.

»Keine Ahnung«, entgegnete ich. »Es gibt nur eins, was das sein kann.«

»Nämlich?«

»Ein Tumor. Aber ich kenne nur einen Tumor, der Knochengewebe enthält, und das ist …«

»Ja?«

»Ein Teratom. Und wenn es eins wäre, würde sie nicht mehr leben. Sie sind bösartig, diese Teratome. Ich bin sicher, dass ich das irgendwo gelesen habe.«

»Aber was ist es dann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du musst doch eine Vermutung haben.«

»Nein«, sagte ich.

»Du musst.«

»*Nein*«, wiederholte ich gereizt. »Ich habe nicht die leiseste Ahnung.« Bis jetzt hatte es Oakesy überhaupt nicht interessiert, was mit Angeline los war. Und jetzt plötzlich diese Anteilnahme und die Erwartung, dass ich die Antwort auf seine Fragen hatte? »Ich weiß es einfach nicht. Wir müssen warten, bis Mr. Radnor anruft.«

Erst viel später, als er eingeschlafen war und ich dem Wind lauschte, der über die Felder fegte und an den Fenstern rüttelte, dämmerte mir, was in Oakesys Kopf vorging. Ich drehte den Kopf zur Seite und betrachtete ihn. Zusammengekrümmt mit über den Kopf gezogener Decke lag er da, als wollte er die ganze Welt aussperren. Er musste die Missbildung im CT-Raum gesehen haben, genau wie ich. Und plötzlich ergab alles einen Sinn, warum er den ganzen Tag abwesend und mit fahlem Gesicht herumgelaufen war und Angelines Blick gemieden hatte. Ich lachte trocken und verärgert auf. Typisch für einen Mann. Verdammt typisch.

Über Nacht kam Wind von der Irischen See her auf und fegte gegen die schottische Westküste. Als ich am Morgen in die Küche ging, war es dort dunkel wie im Winter. Draußen regnete es in Strömen, dunkle Wolken jagten über die Dächer, und die Gasheizung im Wohnzimmer kam gegen die Kälte nicht an. In der Nacht hatte jemand einen Einkaufswagen aus dem Supermarkt auf dem Gehweg vor dem vernagelten Haus auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen lassen, dessen Kette am Münzschlitz im Wind hin und her baumelte.

»Weißt du«, begann ich, als Oakesy zum Frühstück herunterkam. Wir waren allein, denn Angeline schlief noch. Er saß mir gegenüber und gab vor, in seinem Exposé, das er für Finn schreibt, zu lesen. »Weißt du, es würde dir gut anstehen, deine Gefühle ein bisschen besser zu verbergen.«

Er hob den Kopf. Seine Pupillen weiteten und zogen sich dann wieder zusammen, als hätte er Mühe, mich zu sehen. »Was meinst du?«

»Ach, komm.« Ich lachte kurz auf. »Ich kenne dich ziemlich gut. Du bist wirklich aus der Fassung. Und zwar nicht nur wegen Dove, sondern auch wegen ihr.« Ich deutete mit dem Kopf zur Treppe. »Auch wegen ihr.«

Er starrte mich an, als wäre ich eine wildfremde Person, die

soeben hereinspaziert war und sich zu ihm an den Tisch gesetzt hatte.

»Mach kein so erstauntes Gesicht, Oakesy. Ich *weiß* es. Ich weiß *genau*, was in deinem Kopf vorgeht. Ich bin nicht blöd.«

Er fixierte mich. »Lexie, ich weiß, dass du nicht blöd bist. Ich …« Er sprach nicht weiter. Nach einer Pause fragte er: »Was geht in meinem Kopf vor?«

»Du bist angeekelt«, antwortete ich. »Du bist ungern in einem Zimmer mit ihr.«

»Angeekelt?«, wiederholte er, als wäre es ein Mantra. Langsam, ohne den Blick von mir zu wenden, legte er das Manuskript beiseite und stand auf. Dann ging er zur Spüle, drehte den Wasserhahn auf und schöpfte sich Wasser in den Mund.

»Es gibt da eine Grundregel, Oakesy«, fuhr ich fort. »Eine fundamentale Anstandsregel, nicht nur für Mediziner, sondern für alle Menschen. Man sollte so gut es geht versuchen, seinen Abscheu zu verbergen. *Vor allem vor der Person, die du abscheulich findest.*«

Jetzt richtete er sich auf, aber ohne sich umzudrehen. Er atmete ein paar Mal tief durch, als müsste er sich beherrschen. Das Wasser lief ihm an den Armen herunter und tropfte von seinen Fingern auf den Boden. Gerade als ich wieder etwas sagen wollte, holte er mit dem Fuß aus und trat gegen die Schranktür. Sie bekam einen Riss, der bis zum Boden reichte.

»Herrgott noch mal!« Entsetzt sprang ich auf. »Was um alles in der Welt soll denn das?«

Er antwortete nicht. Er stand einfach da, mit hängenden Armen und gesenktem Kopf, und starrte auf seine Zehennägel, die zu bluten begannen. Schließlich drehte er sich um, kam zum Tisch und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Zusammengesunken saß er da und starrte dumpf in seinen Kaffeebecher. Er sah schrecklich aus.

Er weiß etwas, dachte ich. Er weiß etwas über Dove. »Joe?

Was ist denn? Was ist los?«

»Alex«, sagte er, ohne mich anzusehen. »Ich liebe dich. Das weißt du, oder?«

»Was? Äh – ja. Natürlich weiß ich das, aber was hat das damit zu tun?«

Er atmete langsam ein und aus, als bereitete es ihm große Mühe, aufrecht zu sitzen. Lange Zeit sprach er kein Wort. Das einzige Geräusch war das Prasseln des Regens an den Fensterscheiben. »Nichts«, sagte er schließlich gepresst. »Nichts ist los. Du sollst nur wissen, dass ich dich liebe.«

Tja, und das war's. Er ging nach oben und schloss sich im dritten Schlafzimmer ein. Verdattert wanderte mein Blick zwischen der kaputten Schranktür und der Treppe hin und her. So, dachte ich und ließ den Kopf in die Hände sinken, jetzt weiß ich, dass die Welt verrückt geworden ist.

Oakesy

1

Wenn ich ganz ehrlich in mein schwarzes Herz blicke, muss ich sagen, dass ich Dr. Guy Picot – er sprach den Namen französisch aus – vom ersten Augenblick an nicht ausstehen konnte. Der Adonis von Glasgow. Es ist mir ein Rätsel, wie einer von morgens bis abends wie ein Versace-Model herumlaufen kann, ohne sich dabei wie ein Vollidiot vorzukommen.

Zunächst sagte er außer Hallo nichts. Er ließ uns aufgereiht vor seinem Schreibtisch Platz nehmen und beobachtete Angeline, wie sie sich hinsetzte; er musterte sie von oben bis unten und starrte vor allem ihre Füße an. Lex war sehr aufgeregt. Sie fragte Picot, von wem er die Überweisung bekommen habe – ob vielleicht direkt von Mr. Radnor. Wenn ich ein bisschen klarer gedacht hätte, wäre mir das aufgefallen. Der gute alte Oakesy, der mit dem Betonschädel – die wirklich wichtigen Sachen hörte er nie, was?

Picot stellte Angeline ein paar Fragen, hauptsächlich nach ihren Füßen. Dann schaute er sie aufmerksam an und sagte: »Angeline.« Er stand auf und schob den Wandschirm beiseite. »Ich werde Ihnen ein Hemd geben und möchte Sie bitten, sich zu entkleiden. Sind Sie damit einverstanden?«

Sie antwortete nicht gleich, starrte nur auf ihre Hände und beschrieb zwanghaft Kreise mit ihnen. Der Ausschlag an ihren Mundwinkeln war besser geworden, und sie hatte ein bisschen von Lexies Make-up aufgelegt, aber das änderte nichts daran, dass man immer noch sah, wie sie rot wurde.

»Angeline, möchten Sie -?«

»Ja.« Abrupt und mit weit aufgerissenen Augen stand sie auf.

»Ja.«

Es war eine peinliche Situation – wie sie hinter den Wandschirm humpelte, das Rascheln beim Ausziehen. Eine Weile war es still, und jeder wich den Blicken der anderen aus. Lex und ich griffen jeder nach einer Zeitschrift und blätterten darin herum. Dann rief Angeline: »Fertig!« Picot zog sich Handschuhe an und verschwand hinter dem Wandschirm.

Es war eine altmodische Trennwand: ein Stahlrohrrahmen, der mit grünem Stoff bespannt war. Das Ding hatte rechts und links einen Spalt, und Lexie verrenkte sich den Hals, um durch die Lücke zu spähen und zu sehen, was dahinter passierte. Nach einer Weile legte sie leise die Zeitschrift aus der Hand und schlich sich auf Zehenspitzen zu dem Wandschirm. Sie blieb seitlich davor stehen und versuchte, durch den Spalt zu lugen.

»Hey«, sagte ich ziemlich empört. Sie schüttelte den Kopf, legte den Finger an die Lippen und wollte noch näher herangehen, als Picot auf der anderen Seite mit ungeduldigem Schnalzen den Spalt zuzog. Sie erschrak und wurde rot. Ich dachte, sie würde jetzt etwas sagen und irgendwie sauer auf Picot reagieren, aber stattdessen schnaubte sie beleidigt – *diese Ärzte sind doch alle gleich* –, nahm die Zeitschrift von ihrem Stuhl, stellte sich ans Fenster auf der anderen Seite des Raums und schaute auf den Parkplatz hinaus.

Ich beobachtete sie ein Weilchen und wandte mich dann wieder meiner Zeitschrift zu. Aber ich las nicht, musste an Dove denken. Spektakulär. »Mein Tod wird spektakulär sein.« Ich blickte auf und sah, dass Picot beim Zurechtrücken des Wandschirms versehentlich den Spalt auf meiner Seite vergrößert hatte. Ich konnte jetzt teilweise sehen, was dahinter vor sich ging - Ganz still saß ich da und atmete kaum. Ich konnte den kleinen Zeh an Angelines rechtem Fuß sehen, der unter einem weißen Laken herausschaute. Ihre Hand umklammerte die Kante der Liege. Picot stand neben ihr und hatte die Handschuhe über seine Hemdmanschetten gezogen. »Ich werde Ihnen nicht

wehtun«, sagte er mit schräg gelegtem Kopf. »Ich werde es mir nur ansehen. Okay?«

Ich warf einen Blick zu Lexie. Sie starrte immer noch aus dem Fenster und trommelte mit dem Fingernagel an die Scheibe. Angeline hinter dem Schirm musste genickt haben, denn Picot schlug das Laken zurück. »Ich werde Ihre Wirbelsäule abtasten und …« Er brach ab, und ich richtete mich auf, um sein Gesicht zu sehen. Er starrte Angelines für mich unsichtbaren Unterkörper an: Man merkte ihm an, dass er nicht wusste, was er sagen sollte. Er zögerte noch einen Moment, bis ihm klar wurde, dass Angeline ihn musterte, denn er wischte sich kurz mit dem Hemdsärmel über die Stirn und sagte: »Ja, gut. Dann, äh, lassen Sie mal sehen. Drehen Sie sich ein bisschen um – ja, auf diese Seite. So ist es recht. Auf die Seite.«

Es war eine ganze Weile still. Niemand sprach. Dann räusperte er sich. »Gut«, sagte er. »Angeline, ich sehe mir Ihre Wirbelsäule an, okay? Ich werde nur mit dem Finger darüber streichen …« Er schluckte und ging einen Schritt weiter zum Kopfende der Liege, beugte sich zur Seite und bewegte beide Hände so, dass ich sie nicht sehen konnte, nach unten. Er schob die Zunge zwischen die Zähne. »Okay. Können Sie jetzt ein kleines Stück auf mich zurutschen? So ist es gut – nein, bleiben Sie auf der Seite. Ich möchte sehen, wie stark Ihre Fußgelenke sind.«

Angeline bewegte sich. Ich sah erst eine gelbliche Fußsohle und dann, als sie noch ein bisschen weiterrutschte, ihre Rückseite von der Schulter bis zu den Kniekehlen. Die Missbildung war von ihren Beinen abgespreizt und auf Picot gerichtet; ich konnte die Stelle erkennen, wo sie aus ihrem Rückgrat wuchs, und die Spalte zwischen ihren Beinen, die aussah wie bei allen Frauen, und weiter bis zu ihrem Steiß, wo die Deformation begann. Ich blinzelte. Das war unheimlich. Ich legte die Hand auf die Brust, unter der mein Herz heftig pochte.

»Ich werde Sie hier bedecken«, sagte Picot, zog eine Decke unter dem Stuhl hervor und legte sie über ihr Gesäß, sodass sie

mir die Sicht versperrte. »Und jetzt müssen Sie mir sagen, was Sie fühlen und was nicht.«

Ich warf wieder einen Blick zu Lexie. Sie blätterte jetzt in ihrer Zeitschrift, wandte mir jedoch noch immer den Rücken zu. Ich veränderte ganz vorsichtig meine Position auf dem Stuhl und achtete darauf, dass er nicht knarrte; ich wollte weiter beobachten, was Picot tat. Ich hatte die Missbildung schon gesehen – zum Teil jedenfalls, im Haus auf der Insel, aber noch nicht ihren Ansatz: Er war breiter, als ich gedacht hatte, so breit etwa wie mein Handgelenk, und sehr blass, fast wie Marmor. Ich hatte eine Vorstellung davon gehabt, wie das aussehen würde – auch wenn ich es niemals zugegeben hätte –, doch nicht mit etwas so, ich suchte nach einem Wort, *Schönem* gerechnet. Ja, dachte ich ein wenig verlegen über diese banale Wortwahl: schön. Dieses Stück Fleisch besaß etwas, für das ich keinen Namen wusste – es erschien mir wie eine Skulptur.

»Okay«, sagte Picot nach einer Weile. Seine Stimme klang verändert. Nervös. Er deckte sie zu. »Ich bin … ich werde jetzt – mal sehen.« Verlegen nestelte er an seiner Krawatte herum und starrte das Telefon an der Wand an. Dann kratzte er sich am Hals, und als hätte ihn jemand gefragt, was er nun vorhabe, erklärte er: »Eine Röntgenaufnahme und dann ein CT. Ja, genau, genau.« Er zog die Handschuhe aus. »Okay. Wenn's irgendwie geht, möchte ich ein Kernspintomogramm machen. Wissen Sie, was das ist?«

Angeline drehte sich auf den Rücken und richtete sich auf. Alles, was ich hatte sehen können, war jetzt durch ihre linke Hand verdeckt. »Ich glaube ja. Es ist ein –« Sie stockte. Jetzt hatte sie mich dabei ertappt, wie ich sie anstarrte. Ich war wie erstarrt und konnte den Blick nicht abwenden.

»Angeline?«, fragte Picot. »Sind Sie …?«

»Ja«, sagte sie hastig, raffte das Laken zusammen und wickelte es schützend um sich, ohne mich aus den Augen zu lassen. »Ich bin fertig. Wo gehen wir hin?«

Einer von Dansos Beamten fuhr uns zurück zum Safe House. Ich saß auf dem Beifahrersitz, schwieg, lächelte nur starr vor mich hin. In meinem Kopf hämmerte es. Ich kämpfte mit dem beklemmenden Gefühl, dass dies ein Leben lang irgendwo in mir gewartet hatte; es war immer schon vorherbestimmt gewesen, dass es eines Tages ans Licht gezerrt werden sollte.

Er war raffiniert, dieser Picot, ließ sich nicht in die Karten schauen. Auch nach dem Kernspin verriet er nicht, was mit ihr seiner Meinung nach nicht in Ordnung war. Anstelle von Antworten hatten wir, als wir das Krankenhaus verließen, nur noch mehr Fragen und eine fleischfarbene Stützbinde – ein Stück Verbandsstoff voller Markierungen der Krankenhauswäscherei. Als er es Angeline überreichte, wussten wir alle, dass es völlig nutzlos war. Im Haus ließ sie sich auf das Sofa nieder, breitete eine Decke über sich aus und verbarg eine Hand darunter. Ich glaube, sie tastete sich ab, untersuchte sich. Ich wanderte im Haus umher, wusste nicht, was ich mit mir anfangen sollte, und mied ihren Blick. Ich ging früh zu Bett, dachte darüber nach, wie ich das, was ich gesehen hatte, wieder loswerden sollte. In der Nacht träumte ich von ihr – es war ein erotischer Traum.

Sie saß auf dem Rand eines Swimmingpools und ließ die Füße ins Wasser baumeln. Sie trug eine Art rosa Bikini, dessen Unterteil bis zur Taille reichte. Die Missbildung hing aus einer Beinöffnung heraus. Sie lag mit dem Ende im Wasser neben ihrem linken Bein und schimmerte nass. Sie sah aus wie ein trinkendes Tier. Ich schwamm ganz in der Nähe und starrte sie wie gebannt an. Ich sagte etwas zu Angeline, und sie hob den Blick, lächelte und ließ das Ende der Missbildung an ihrer linken Wade bis hinauf zur Kniekehle wandern. Ich öffnete den Mund, um noch etwas zu sagen, aber hinter mir baute sich eine Welle auf und trug mich zu ihr. Sie breitete Arme und Beine aus, und der Schwanz schoss vor, umfing mich und zog mich kraftvoll zu ihr heran. Ich erwachte auf einem feuchten Laken,

erregt und traurig.

»Was ist los?«, murmelte Lexie schlaftrunken und schob eine Hand herüber. »Alles okay? Ist dir schlecht?«

Ich kehrte ihr den Rücken zu, stellte die Füße auf den Boden, setzte mich auf und starrte auf meine nassen Oberschenkel. Es war früh am Morgen. »Alles in Ordnung«, sagte ich.

Ich wartete darauf, dass das Gefühl verging – ein Gefühl, als hätte man mir eine Droge verabreicht. Als mein Herz aufhörte, wie wild zu hämmern, und mein Kopf wieder klar war, ging ich ins Bad und stierte lange in den Spiegel.

Mann, dachte ich. Haare, Muskeln, Schwanz. Mehr sind wir alle nicht. Ich schaute hinunter auf mein Ding – immer noch rot und halb steif. *Was geht hier vor, Oakes?*, fragte ich mich. *Was passiert mit dir?*

2

Irgendwann im Lauf des Tages verschwand Angeline, und ich war es, der sie fand. Ich nahm den Fiesta und fuhr in den verlassenen Straßen umher. Weggeworfene Injektionsspritzen knirschten unter den Reifen. Ich fand sie eine halbe Meile weit entfernt auf der Hauptstraße am Rand der Siedlung. Dort befand sich ein Zeitungsladen mit vergitterten Fenstern. Draußen hing ein Briefkasten, und sie stand davor und verfolgte den Autoverkehr. In Dumbarton hatten wir ihr ein bisschen Geld gegeben, und sie war jetzt anders gekleidet: Unter dem Kunstledermantel trug sie einen Rock, den sie aus zwei anderen zusammengeflickt hatte, und einen braunen Rippenpullover mit einem McFly-Anstecker. Ich beobachtete sie eine Weile vom Auto aus und versuchte, nicht an das zu denken, was sich unter dem Mantel verbarg. Ich hatte meinen Entschluss gefasst. Es war Zeit, ihr zu sagen, dass sie gehen sollte.

Ich hielt am Randstein, beugte mich über den Beifahrersitz und stieß die Tür auf. »Hey. Wir wussten nicht, wo du bist. Alle

haben sich Sorgen gemacht.«

Sie zögerte. Dann stieg sie ein, schloss die Tür, zog den Mantel enger um sich und rieb sich die Nase. Ich schaute nur kurz hin, bemerkte aber doch, dass ihre Augen gerötet waren. Sie hatte geweint. Wir saßen eine Zeitlang da, ohne etwas zu sagen. Auf dem Plakat vor dem Zeitungsladen stand: »Terrorexperten bei landesweiter Großfahndung.«

»Angeline?«, fragte ich. »Wolltest du irgendwohin? Zu jemand anderem? Soll ich dich hinfahren?«

Sie wischte sich über die Augen und schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie gepresst. »Ich wollte nur ein bisschen spazieren gehen.«

»Ich soll dich nirgends hinbringen?«

»Ich kenne doch niemanden. Nur Sie.« Sie legte den Sicherheitsgurt an, wie sie es bei Lex und mir gesehen hatte, bettete die Hände in den Schoß und starrte nach vorn auf die Straße. »Ich habe nachgedacht«, sagte sie. »Über das, was gestern passiert ist.«

Ich spürte, wie sich mein Gesicht anspannte, wusste, dass sie mich ansah, musterte, versuchte herauszufinden, was ich dachte.

»Ich habe mich entschieden. Wenn eine Operation möglich ist, werde ich sie nicht machen lassen.« Sie ließ eine sehr lange Pause eintreten. »Sie finden, ich habe Recht, nicht? Sie würden es auch für falsch halten, wenn ich mich operieren ließe.«

Ich hätte etwas darauf erwidern müssen, aber mein Kopf war leer. Ich verriegelte die Tür. »Tu mir einen Gefallen, Angeline.« Ich legte den ersten Gang ein und löste die Handbremse. »Komm nicht noch mal hierher. Du weißt nicht, wer hier vielleicht vorbeifährt.«

In den nächsten Tagen herrschte im Safe House eine Atmosphäre wie in einem Dampfkochtopf. Angeline ignorierte, was ich über Ausflüge zur Straße gesagt hatte; jeden Tag verließ sie das Haus und blieb stundenlang weg. Der Überwachungswagen

folgte ihr nicht; die Polizisten und ich waren übereingekommen, sie nicht zurückzuhalten. Wir waren nicht ihre Gefängniswärter. Insgeheim fühlte ich mich erleichtert, denn es war einfacher, wenn sie nicht da war. Es gefiel mir nicht, wie sie mich dauernd beobachtete, so als wartete sie darauf, dass ich etwas sagte.

Lexie wusste, dass etwas nicht stimmte. Sie starrte mich an und stellte mir komische Fragen, bis meine Brust eng wurde und mein Kopf fast platzte. Ich ging ihr aus dem Weg und schloss mich in dem Arbeitszimmer ein, das ich mir in dem Zimmer mit dem Babybett und der Kotze an der Wand eingerichtet hatte, um an meinem Exposé zu arbeiten. Ich schrieb wie ein Verrückter: zweitausend Wörter am Tag. Alle meine Gedanken versuchte ich auf die Festplatte zu bannen. Aber so sehr ich mich auch in die Arbeit stürzte, zwei Leute gingen mir einfach nicht aus dem Kopf: Angeline und Malachi.

Danso und ich sprachen ständig darüber. Stundenlang gingen wir die Papiere aus Malachis Cottage durch. Jeden Abend kam er auf dem Heimweg vorbei und brachte uns irgendetwas mit. Wohl kleine Bestechungen, um mich bei Laune zu halten und damit ich nicht nach London zurückkehrte. Einmal war es eine Flasche Whiskey, einmal ein Pfund Räucherlachs. Weiß der Himmel, wovon er das bezahlte – wahrscheinlich aus seiner eigenen Tasche –, aber keiner von uns beklagte sich. Lexie ließ sich von einem der Jungs im Überwachungswagen ein Glas Kapern mitbringen, und die verspeisten wir dann zum Lachs. Wir aßen mit den Fingern und hockten im Kreis wie Höhlenmenschen. Ich erkundigte mich bei Danso jedes Mal, wo Dove gesichtet worden war, und zeichnete die Orte ein. Wenn er gegangen war, brütete ich den ganzen Abend über der Karte und überlegte, was dieses sporadische Auftauchen zu bedeuten hatte.

Und dann, am Donnerstagmorgen, bekam die Polizei plötzlich einen Hinweis.

Jemand hatte einen blauen Vauxhall an der Südspitze von Loch Avich gesehen. Binnen einer Stunde meldete sich noch

jemand: Dove wurde an einer Waldhütte gesichtet, die versteckt in einer Bergschlucht im nahen Inverliever Forest lag. Die Polizei zog das Royal Logistics Corps hinzu, eine Truppe, die militärisches Gelände säuberte und Blindgänger aus dem Zweiten Weltkrieg entschärfte. Sie schoben eine spezielle Sonde durch das Fenster in die Schutzhütte, um die Luft aus dem Innern abzusaugen. Als das Resultat des Sprengstofftests negativ war, schlug eine zweite Einheit die Tür ein. Die Hütte war leer.

»Leer«, sagte Danso, als er an diesem Abend zu uns kam. »Aber die Sache ist die: Die Hütte befindet sich nur eine Meile weit von einem Ferienhaus entfernt, das einem ehemaligen Mitglied der GPH gehört. Und es stand auf unserer AB-Liste.«

»AB?«

»Aufspüren und befragen. Am Dienstag hatten wir ihn noch als unverdächtig eingestuft, aber jetzt kamen diese Meldungen, und da schrillten die Alarmglocken.«

Ich zog meine Jacke an.

»Was haben Sie vor?«

»Ich will mir die Hütte ansehen.«

»Da gibt’s nichts zu sehen. Er ist nicht da. Ist nur eine kleine Waldhütte mit ’ner Menge Scheiß drin.«

»Da gibt es etwas zu sehen.« Ich zog den Autoschlüssel aus der Tasche. »Sie haben nur nicht richtig hingeschaut.«

Danso seufzte. Er massierte sich die Stirn. »Wir sehen nicht mit seinen Augen?«

»Genau.«

»Und Sie werden meiner Frau erklären, warum ich heute Abend schon wieder so spät nach Hause komme?«

»Sie müssen mich nicht hinfahren. Erklären Sie mir nur, wo es ist. Ich brauche Sie nicht zum Händchenhalten.«

»Doch, brauchen Sie«, sagte er sehr müde, aber bestimmt.

Wir fuhren im Konvoi, ich hinter seinem schwarzen BMW her.

Es ging auf der B840 nordwärts, und gegen acht erreichten wir den Rand des Inverliever Forest. Dunkle, abweisende Berge, die vor uns aufragten und senkrecht im schwarzen Wasser von Loch Avich verschwanden. Wir befanden uns hoch im Norden. Was mochte es bedeuten, dass Dove seine Richtung gewechselt hatte? Er war nach Norden gegangen, nicht nach Süden, in Richtung London. Auf einer schmalen Straße, die sich an einem Bach entlang in eine Schlucht schlängelte, hielten wir an. Es schien mir, als wären wir in ein anderes Universum vorgedrungen.

»Sehen Sie das Ferienhaus?«

Wir waren einen Weg hinaufgegangen, als Danso mit einem Mal stehen blieb, sich umdrehte und hinunter zur Straße und zum Loch sah. Er deutete auf ein kleines, schindelgedecktes Haus am Ufer. Es war von Zypressen umgeben, und während wir hinunterschauten, ging für einen Augenblick die Außenbeleuchtung an – vermutlich hatte der Bewegungsmelder eine Katze oder einen Igel erfasst – und illuminierte die Bäume.

»Die Familie ist abgereist. Sie sind wieder zu Hause in London. Haben uns den Schlüssel dagelassen. Das Haus ist clean, wir haben nachgesehen.« Er wandte sich nach Westen und streckte seinen Zeigefinger aus. Ich spähte bis dorthin, wo die Sterne und ein paar Wolken sich im See spiegelten. »Der Vauxhall stand da drüben, am anderen Ende. Parkte in einer Ausweichbucht, am Mittwochnachmittag. Den Platz können Sie von hier aus nicht sehen. Dann meldete sich ein Taxifahrer, der sagt, er hat da unten angehalten, um zu pinkeln – unten am Ende dieses Wegs, wo unsere Autos stehen –, und als er hochschaut, sieht er, dass Malachi Dove in der Hüttentür steht und zu ihm hinunterstarrt. Er sagt, es war, als ob einen ein Adler beobachtet.« Danso wandte sich ab und stieg weiter den Pfad empor. »Und da hat sich die Nachtschicht ans Telefon gehängt und mich aus dem ersten anständigen Schlaf gerissen, den ich seit einer Woche gekriegt hab.«

Ich folgte ihm und betrachtete seine guten Schuhe, die eher für einen ruhigen Tag im Büro taugten. Schafe hüpften erschrocken zur Seite, als sie uns sahen, und flüchteten den Hang hinauf. Der Wind wirbelte Laub auf und blies Scheitel ins Gras. Es war kalt, aber ich schwitzte in meiner Jacke. Ich versuchte mein Inneres abzutasten, die Angst zu fühlen, doch ich konnte sie nicht spüren. Dove war nicht hier. Danso ging vor mir.

Auch er hatte Angst, das war nicht zu übersehen. Aber das würde er nicht zugeben.

Wir überquerten einen Weiderost – und da stand die Hütte, versteckt zwischen zwei kahlen Felswänden. Ein paar Schritte davor blieben wir stehen und betrachteten sie schweigend. Das Dach war bemoost, die Fensterrahmen waren verrottet, die Fenster zwei stumpfe Höhlen. Der dünne Streifen eines Absperrbandes flatterte im Wind.

»Sie war verschlossen, als wir herkamen«, berichtete Danso. »Der Sergeant hat die Tür eingetreten, als wäre sie aus Pappe. Hier.« Er reichte mir eine Taschenlampe. »Sehen Sie es sich an.«

Langsam ging ich auf die Hütte zu und öffnete die Tür – fünf zusammengenagelte Bretter, die an rostigen Angeln hingen. Drinnen war es dunkel, und der Geruch weckte ein unbehagliches Prickeln in meinem Nacken. Einen Moment lang glaubte ich jemanden atmen zu hören. Ich knipste die Lampe aus und wartete mit klopfendem Herzen. Nichts. Ich musste mich verhört haben. Ich schaltete die Lampe wieder ein und leuchtete in die Dunkelheit. Das Licht huschte über einen nackten Lehmboden, Pflanzen, die innen an den Wänden wuchsen, eine Palette »White Lighting« -Cider-Flaschen.

»Was ist das?«

In der Ecke lag ein Haufen zusammengeknüllter Handtücher.

»Wir glauben, dass er verletzt war. Auf einigen davon fanden wir Blut. Die Jungs von der Spurensicherung haben sie ins Labor gebracht, um sie mit unseren DNS-Proben abzugleichen.«

Ich verließ die Hütte und stieg einen kleinen Pfad hinauf, bis ich die Umgebung überblicken konnte. Dabei knipste ich nervös die Lampe an und aus. »Was ist hier draußen?«, murmelte ich und betrachtete die mattgraue Linie des Pfades, der sich zur Straße hinunterschlängelte, und das Schimmern des Sees dahinter. »Was ist hier?«

»Das Sommerhaus?« Danso blieb neben mir stehen. »Das ist gleich da drüben.«

»Nein. Durch das Sommerhaus kennt er diese Hütte, doch wegen des Hauses ist er nicht hier. Er hat einen anderen Grund.«

Ich schaltete die Taschenlampe aus, und wir standen im Dunkeln und lauschten. Danso starrte in den Himmel, müde und hungrig, am Ende seiner Kräfte.

»Er macht Ihnen Angst«, sagte ich leise. »Stimmt's?«

Er schwieg eine Weile. Dann meinte er: »Ich hatte noch nie mit einem Massenmord zu tun. Sind alle an mir vorbeigegangen: Dunblane, Ibrox, Mull, Lockerbie. Hab sie alle verpasst. Ich habe nie mehr als drei Leichen auf einmal gesehen, und das war bei einem Verkehrsunfall.«

»Das meine ich nicht. Ich meine *ihn*. Er macht Ihnen Angst.«

Verlegen scharrte er mit den Füßen. »Ich möchte wissen, woher er wusste, dass wir kommen.« Er sah sich nach der Hütte um. »Niemand hat ihn weggehen sehen. Als unsere Leute die Tür eintraten, dachten sie, er wäre hier drin. Man könnte fast glauben, es gibt einen Tunnel oder so was – so schnell, wie er verschwunden ist.«

»Das meine ich. Er macht Ihnen Angst.«

Danso sah mir ins Gesicht, lange und ernst. Dann knipste er seine Lampe an und leuchtete auf meine Schuhe. Sie waren voller Dreck. »Schafscheiße«, sagte er. »Sorry. Ich hab vergessen, Ihnen zu sagen, dass Sie Stiefel anziehen sollen.«

Lexie

1

Lieber Mr. Taranici, bitte glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass wirklich alles schiefgegangen ist. *Entsetzlich* schiefgegangen. Ich habe in der letzten Stunde so viele Dinge getan, so viele Dinge gesagt, die ich niemals ungeschehen machen kann. Vielleicht werde ich verrückt, denn die Welt steht auf dem Kopf. Das Schlimmste ist, ich weiß nicht mehr, wem ich glauben soll. Ich habe festgestellt, dass ich systematisch belogen werde. Und nein, bevor Sie auch nur daran denken: Ich bin *nicht* paranoid.

Heute Morgen saß ich auf dem Sofa und sah mir die Nachrichten an – weitere Meldungen über die Fahndung nach Malachi –, und Oakesy arbeitete oben in seinem Zimmer. Es war wieder mal ein grässlicher Tag; der Regen prasselte auf das Haus, und ich nahm vage wahr, dass sich oben jemand bewegte, aber ich achtete nicht weiter darauf. Erst als ich eine Tür knallen hörte, stellte ich den Fernseher leise. Oben ging jemand. Wieder öffnete und schloss sich eine Tür. Im Bad knarrten die Bodendielen, und Wasser rauschte in die Wanne. Dann hörte ich Oakesy oben auf dem Treppenabsatz, und er klang sehr traurig, als er sagte: »Ich liebe meine Frau.«

Ich starrte mit offenem Mund zur Treppe. *Ich liebe meine Frau?* Misstrauen stieg wie eine giftige kleine Blase in mir empor. Anscheinend sprach er mit Angeline. Aber warum über mich? Ich beugte mich vor und schaltete den Fernseher ab; plötzlich war mir sehr kalt. Eine ganze Abfolge von Bildern zog an meinem geistigen Auge vorüber – unglaubliche, lächerliche Dinge, die sich direkt vor meiner Nase abgespielt hatten:

Oakesy vor der Spüle, wie er die Schranktür eintrat. Oakesy, verzweifelt und wie krank auf der Heimfahrt von der Klinik, wie er meine Worte wiederholt: *Angeekelt? Angeekelt.* Und Angeline, die seit dem Besuch im Krankenhaus angefangen hatte, auf sich zu achten, die sich wusch und sogar schminkte, sich das Haar so kämmte, dass es die kahlen Stellen überdeckte. Die ihre Hautunreinheiten loswurde und mit einem Mal ganz gesund aussah. Ich starrte die Schranktür an. Das konnte nicht sein. Das war ganz unmöglich …

Und dann erschien er, kam mit schweren Schritten die Treppe herunter. Ich ging ihm entgegen, und als er mich sah, blieb er stehen. Stumm schüttelte er den Kopf. Als wäre das, was er zu sagen hatte, einfach zu schrecklich.

»Joe«, sagte ich leise, »Joe, warum hast du Angeline gerade gesagt, dass du mich liebst?«

Er hätte mir alles Mögliche antworten können, hätte leugnen, lachen, sogar empört sein können, aber nichts dergleichen. Was kam, war schlimmer. Viel schlimmer. Er sagte *nichts.* Er stand nur da und starrte mich an.

»Es klingt so merkwürdig«, sagte ich steif, und mir war, als presste mir jemand das Herz zusammen. Es überlief mich heiß und kalt. »Joe? Bitte, Joe, bitte. Sag mir, dass das ein Scherz ist. Komm schon. Das ist ein Scherz.«

»Es tut mir leid.« Er nahm seine Jacke vom Geländer, zog sie an und holte den Schlüssel aus der Tasche. »Lex, du wirst mir nicht glauben, aber es tut mir leid.«

Er schob sich an mir vorbei und ging zur Tür.

»Joe?« Fassungslos starrte ich ihm nach. »Joe? Warte! *Warte!*« Er öffnete die Haustür. Ein kräftiger Windstoß trieb Regen in den Flur und warf mich beinahe um, aber er stemmte sich dagegen und verließ das Haus. Ich verharrte ein paar Sekunden in der Tür und dachte an meine Schuhe, die in der Küche standen – und dass ich ohne sie nicht hinauslaufen konnte. Dann hörte ich das Klacken der Zentralverriegelung und wusste, dass

es Wirklichkeit war. Er ging weg. Barfuß rannte ich hinter ihm her. »Warte, Joe. Warte!« Er stieg schon ein, und als ich bei ihm ankam, hörte ich das Geräusch der Zentralverriegelung und geriet in Panik. Ich klammerte mich an den Türgriff. »*Mach die Tür auf!*« Ich hämmerte mit beiden Händen an die Scheibe, sah sein Profil durch das nasse Fenster. Er würdigte mich keines Blickes, als er den Motor anließ.

»Um Gottes willen, Joe. Sprich mit mir!«

Die Scheinwerfer leuchteten auf. Er löste die Handbremse, riss das Lenkrad herum und brauste davon. Ein Schwall Wasser ergoss sich über meine Hose. Erschrocken sprang ich einen Schritt zurück. Am Ende der Straße sah ich seine Bremslichter ein letztes Mal aufleuchten, ehe er verschwand. Ich stand barfuß im strömenden Regen, während der verdammte Einkaufswagen auf der anderen Straßenseite hin und her rollte, und dachte: *Was? Was ist gerade passiert? Was ist gerade passiert?*

2

Als er weg war, wusste ich im ersten Moment nicht, was ich tun sollte. Ich fühlte mich wie in einem Traum. Triefend nass stand ich da und dachte: Gleich wird er zurückkommen. Als nichts geschah, lief ich zurück ins Haus. Unten an der Treppe blieb ich stehen und schaute hinauf zu Angelines Zimmertür. *Nein, nein. Das ist nicht wahr. Sie ist missgebildet. Sie ist hässlich. So hässlich.*

Ich holte mein Telefon heraus und wählte Oakesys Handynummer. Es war ungeheuerlich. Oakesy und Angeline … Und dabei war es *meine* Idee gewesen, dass sie bei uns bleiben sollte. »Geh schon ran. Komm. Geh ran.«

Aber das Telefon klingelte und klingelte. In meinem Kopf dröhnte es, als wollte er platzen. Schließlich meldete sich seine Mailbox.

»Nein! Du Schwein! *Nein!*«

Ich rief noch einmal an, und diesmal schaltete sich sofort die Mailbox ein. Er hatte sein Telefon abgeschaltet. Wollte nicht mit mir sprechen. Ich wählte seine Nummer erneut, immer und immer wieder. Wütend hämmerte ich auf die Tasten ein. Ich heulte, ging in die Küche, holte mit zitternden Händen die Jack-Daniel's-Flasche aus dem Schrank, goss mir ordentlich was davon ein und füllte es mit abgestandener Cola auf. Ich leerte das Glas in einem Zug. Ich triefte vor Nässe, und Tränen liefen mir übers Gesicht. Ich schenkte mir noch einen ein, setzte mich an den Tisch, hielt das Telefon auf Armeslänge von mir weg und wählte seine Nummer etwa zwanzigmal. Danach schleuderte ich das Handy in den Mülleimer und ging zum Fenster. Dort stand ich ziemlich lange, bis mir einfiel, was Sie einmal zu mir gesagt haben.

Sie sind ein Erfolgsmensch, Alex.

Erinnern Sie sich an diese Worte?

Sie sind clever, Alex, was immer Sie selbst glauben mögen, und Sie haben die Fähigkeit zu erreichen, was Sie sich vornehmen.

Ich schaute zu dem Einkaufswagen auf der Straße, und etwas in mir wurde kalt und hart. Ich hörte auf zu weinen und wischte mir die Tränen ab. Ich war sehr ruhig. Und wütend. Sehr wütend. Ich wandte mich vom Fenster ab und warf einen Blick auf Angelines Tür oben an der Treppe. Dann fischte ich das Telefon aus dem Mülleimer und wählte Guy Picots Nummer. Ich bin ein Erfolgsmensch. Ich bin nicht schwach. Ich tue, was ich mir vornehme.

3

Guy Picot tat, als würde er mich nicht erkennen. Als ich ihm erklärte, wer ich war, gab er sich ein bisschen kühl – milde ausgedrückt. »Ja, Alex. Ich wollte Sie heute anrufen, um Angeline zu sagen, dass ich ihr eine Überweisung geschickt habe.«

»Und auch eine an Christophe?« Ich fasste mich kurz. »Er wird direkten Kontakt mit mir aufnehmen. Wir sind alte Freunde und Kollegen.«

»Es ist üblich, dass der Arzt unmittelbar mit dem Patienten kommuniziert. Angeline hat nicht gesagt, dass sie eine Mittelsperson wünscht.«

»Hören Sie, so geht es wirklich am einfachsten. Mr. Radnor weiß, dass ich von Anfang an in diesen Fall involviert war. Er wird sich von jetzt an über mich um Angeline kümmern.«

Er zögerte kurz und sagte dann: »Auf der Überweisung steht nicht Mr. Radnors Name.«

Ich öffnete den Mund, um etwas zu sagen, und klappte ihn wieder zu. Ich ging zur Treppe, um mich zu vergewissern, dass ihre Tür geschlossen war, und stellte mich dann ans Fenster. »Wie bitte?«, sagte ich sehr viel leiser. »Wenn Sie sie nicht an Christophe überweisen, an wen dann? Sie sollten sie an ihn überweisen.«

»Es war eine sehr schwierige Entscheidung. Ich musste mir darüber klar werden, ob ich sie an einen Onkologen oder einen Kinderarzt überweise. Vielleicht irre ich mich, aber ich habe mich für Letzteres entschieden. Ich schicke sie in die Great Ormond Street.«

»Great Ormond Street? Aber das ist kein Fall für einen Kinderarzt!«

»Angelines Zustand fällt nicht in Mr. Radnors Fach.«

»Aber natürlich.«

»Nein. Wirklich nicht.«

»Aber warum denn nicht?«

Er seufzte. »Als wir in meinem Büro miteinander sprachen, hat Ihr Mann etwas erwähnt, das mir im Gedächtnis haften geblieben ist.«

»Mein Mann hat mit all dem nichts zu tun.«

»Angelines Mutter hat in der Nähe einer Chemiemülldeponie gelebt. Das hat er gesagt. Herbizide. Dioxine. Richard Spitz'

Team wird es Ihnen erklären«, sagte er. »Sie haben die Kernspintomogramme gesehen, und sie sind sehr interessiert. Sie wollen wirklich –«

»Richard Spitz?«, unterbrach ich ihn. »Sagten Sie Richard Spitz? *Der Richard Spitz?*«

»Ja. *Der* Richard Spitz.«

»Mein Gott«, sagte ich abwesend und starrte hinaus auf die Bäume, die sich im Wind bogen. Jetzt ging mir ein Licht auf. Ich hatte eine Freundin, die einmal bei Richard Spitz gearbeitet hatte, und ich wusste genau, wovon Guy da redete. »Mein Gott. Jetzt verstehe ich.«

»Jetzt verstehen Sie was?«

»*Deshalb* ist da Knochengewebe. Deshalb ist sie noch am Leben. Deshalb.«

Guy Picot hatte Recht: Christophe hat keine Erfahrung mit dem, was Angeline fehlt. Ihr »Schwanz« ist kein Tumor. Und er hat auch nichts mit Spina bifida zu tun. Und das heißt, dass alles, was ich bisher für sie getan habe, komplette Zeitverschwendung war. *Absolut alles.*

Oakesy

1

Oben auf dem Treppenabsatz brannte kein Licht, als ich aus dem dritten Schlafzimmer kam. Trübes Tageslicht fiel aus dem Bad; die Tür stand offen, und Wasser rauschte in die Badewanne. Ich wusste, wer da war. Ich war nicht dumm. Ich wusste, wer sich da ein Bad einließ. Warum ging ich also nicht einfach wieder zurück an meine Arbeit? O nein. Das wäre zu einfach für Joe Oakes.

Leise machte ich einen Schritt vorwärts und blieb in der Tür stehen. Sie war da, schemenhaft im Dampf. In ein Handtuch gehüllt, beugte sie sich über die Wanne, um darin zu rühren. Es dauerte einen Augenblick, bis sie merkte, dass ich in der Tür stand. Sie erstarrte. Blickte nicht auf. War ganz still. Ihre Hände hingen reglos im Wasser. Langsam breitete sich Röte über ihren nackten Schultern, den Nacken bis hinauf zum Haaransatz aus. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis sie sich aufrichtete und sich zu mir umdrehte.

Geraume Zeit standen wir schweigend da. Ich sah ihrem Blick an, dass sie tausend Fragen hatte. Ihr Kinn berührte fast das Schlüsselbein, und sie zitterte heftig. Aber sie wandte den Blick nicht ab. Sie holte tief Luft und straffte die Schultern. Es war, als nähme sie innerlich ihren ganzen Mut zusammen. Sie machte eine kleine seitliche Bewegung, ohne den Blickkontakt zu unterbrechen, und mit einer einzigen Bewegung hob sie das Badelaken bis zu ihrer Taille hoch, sodass ich alles sehen konnte: ihre nackten Beine und die nackte Stelle am Ende ihres Rückgrats, wo der Schwanz begann.

»Scheiße.« Ich wich einen Schritt zurück und hielt mich am

Treppengeländer fest. »Scheiße …« Ich senkte den Kopf und starrte zu Boden. Das Blut schoss mir ins Gesicht. Ich suchte nach den richtigen Worten. »Hör zu …«, begann ich, aber meine Stimme klang verwaschen, als wäre ich betrunken. »Hör zu. Es tut mir leid, es tut mir leid. Du verstehst mich falsch. Ich liebe meine Frau. *Ich liebe meine Frau wirklich* …«

2

In meinem letzten Jahr an der Uni machte ein Buch die Runde durch die Wohnheime: *Die Enzyklopädie der ungewöhnlichen Sexualpraktiken,* verfasst von einer kalifornischen Akademikerin mit dem passenden Namen Brenda Love (»na klar«, sagten die Studenten, »als ob das ihr echter Name wäre«). Es stand als Pflichtlektüre auf jedermanns Liste. »Ist echt voll von unglaublichen Sachen, die du mit deinem Roger anstellen kannst«, meinte Finn, als er mir ein Exemplar aus den Staaten schickte. Der Schlusssatz des Kapitels über Zoophilie (oder Sodomie, wenn Ihnen diese Bezeichnung lieber ist) rief unter allen Studenten ein aufgeregtes Tuscheln hervor: »Sex mit einem Partner, der geringe Intelligenz, aber überlegene Körperkraft besitzt und leicht in Panik gerät, ist riskant …«

Seite 298: *Zoophilie Zoophilie bezeichnet Sex zwischen Menschen und Tieren und äußert sich im Allgemeinen vielfältiger als Sex zwischen Menschen. Einige unserer Vorfahren glaubten, dass dem Sex mit Tieren magische Kräfte innewohnte …*

Es gibt unterschiedliche Arten von Zoophilen, und wenn Sie wirklich sicher sind, dass Sie eine robuste Natur haben, können Sie versuchen, diese Enzyklopädie aufzutreiben und alles darüber zu lesen: Androzone, Avisodomisten, Bestialsadisten, Formikophile, Nekrobestialisten und Ophitizisten. Aber woran ich immer wieder denken musste, war das »Gynozoon«. Ein

Gynozoon, eine Obsession der Römer, war ein weibliches Tier, das zum Sex mit männlichen Menschen abgerichtet war.

An der Uni hatte ich *Die Enzyklopädie der ungewöhnlichen Sexualpraktiken* von vorn bis hinten gelesen und das alles verschlungen: Typen, denen ohne Elektroschocks keiner abgeht, die Achselhöhlen ficken oder die Augäpfel des Partners lecken. (Ob ich das erfinde? Ich wünschte, es wäre so.) Das Buch stand immer noch irgendwo in meinem Arbeitszimmer in London, aber ich hatte seit Jahren nicht mehr daran gedacht. Erst jetzt erinnerte ich mich wieder daran, dauernd, bis mir der Kopf dröhnte. Ich dachte an das Gynozoon. Das Gynozoon.

Seite 92 I: *Dysmorphophilie Dysmorphophilie* (dys: *abnormal*, morphe: *Form*, philia: *Liebe) Sexuelle Erregbarkeit durch Missbildungen des Partners. Sie ist verwandt mit Akrotomophilie und Apotemnophilie, und bei manchen Dysmorphophilen führt möglicherweise ein starkes Gefühl von Mitleid oder Angst dazu, dass sie … diese Empfindung mit sexueller Erregung verwechseln. Andere verspüren emotionale Sicherheit oder Macht, wenn ihr Partner nicht die Möglichkeit hat, sie wegen eines anderen zu verlassen. Wieder andere müssen ihren Sexualpartner pflegen oder retten, um eine liebevolle Bindung zu entwickeln, und bei einigen geht es um den Reiz des Neuen …*

Ich rannte aus dem Haus und in den strömenden Regen, ohne zu wissen, wohin. Ich stieg einfach in den Wagen und fuhr los, ohne nachzudenken, halb blind für meine Umgebung. Ich wollte draußen, unterwegs sein und Lex und Angeline hinter mir lassen. Als Lexie anrief, schaltete ich das Handy aus, warf es auf den Beifahrersitz und fuhr weiter. Weiter, weiter und immer weiter fuhr ich, wich Lastern und Bussen aus, und die Massive-Attack-CD hämmerte mir ein Loch in den Kopf. Ich merkte nicht einmal, dass der Regen nachließ und in ein Nieseln überging, dass die entgegenkommenden Autos ihre Scheinwerfer ausschalteten und die matte Herbstsonne sich einen Weg durch die Wolken bahnte. Ich merkte auch nicht, dass ich nach

Westen fuhr. Erst als ich nach zwei Stunden ein Schild wahrnahm, das ich kannte, nahm ich den Fuß vom Gas und wachte auf. Die Post in Ardfern. Ich war auf der Halbinsel Craignish. Die Haare auf meinen Handrücken sträubten sich. Irgendetwas hatte mich hierher zurückgeführt, als wäre es der vertrauteste Ort, den ich aufsuchen konnte.

Ich fuhr noch ein kleines Stück weiter, langsamer jetzt. Seit dem Abend, als wir unsere Sachen abgeholt hatten, war ich nicht wieder hier gewesen. Die Zufahrt zum Bungalow war jetzt im Herbst ein bisschen lichter geworden, von der Straße besser zu sehen. Ich bog dort ein und beugte mich vor, um den Bungalow zu betrachten, als er zwischen den Bäumen auftauchte. Hier hatte ich das letzte Mal eine Nacht durchgeschlafen, statt wach dazuliegen und entweder an Malachi Dove oder an seine Tochter zu denken. Der Bungalow sah unverändert aus.

Auf halbem Weg hielt ich an, stellte den Motor ab, zog die Handbremse an und starrte aus dem Fenster. Jetzt, da mich das Fahren nicht mehr in Anspruch nahm, fing ich an zu zittern. Es war früher Nachmittag, und die Regenfront schien von Westen nach Osten gezogen zu sein, denn auf den Bäumen glitzerten Regentropfen wie Diamanten in der Sonne. Ein buntes Licht funkelte vom anderen Ufer über das Wasser. Ich sah es und dachte an Lex, wie sie in Dumbarton im Regen stand und weinte, als ich wegfuhr. Ich ballte die Faust und legte sie an die Schläfe. Wollte mich schlagen, wollte mir diese Gedanken aus dem Kopf prügeln.

»Du verdammtes, dummes Arschloch.«

Seit Jahren hatte ich sie nicht weinen sehen. So weinte man nach einem Schock, so hatte ich geweint, als ich das Gemetzel in der Kapelle sah. Nie hatte ich gewollt, dass sie es tat. Nie. Ich starrte das Telefon auf dem Beifahrersitz an. Was sollte ich jetzt tun? Sollte ich einfach anrufen und sagen: *Tut mir leid, Baby, ich wollte es schon seit Monaten mal erwähnen – unsere Ehe ist den Bach runtergegangen.* Oder sollte ich lügen? Ich griff nach

dem Telefon, aber etwas hielt mich zurück. Etwas, das mir erst jetzt richtig klar wurde. Ich ließ die Hand sinken, und langsam, sehr langsam kam mir ein Gedanke, der mich erschauern ließ. Ich hob den Kopf und schaute auf die Bucht.

Der Lichtpunkt war noch da. Die Sonne spiegelte sich in einem Fenster. Ich starrte darauf. Da drüben standen ein paar Cottages, eine Hand voll vielleicht, dicht am Ufer. Von mir aus gesehen lagen sie im Süden, auf der anderen Seite des Lochs. Plötzlich wusste ich, dass ich auf Ardnoe Point blickte. Dorthin, wo sie das Boot gefunden hatten.

Ich öffnete die Wagentür, stieg aus, knöpfte mir die Jacke zu und starrte zu dem Lichtpunkt hinüber. Ich war einmal da gewesen, mit Struthers, drei Tage nach dem Massaker, nur um mich umzuschauen. Viel zu sehen gab es nicht: ein paar Cottages, einen Strand, der eigentlich keiner war, sondern ein Wattstreifen, der bei Ebbe freilag, sumpfig und bedeckt von Tang, in dem noch Reste der Polizeiabsperrung hingen. Das Boot hatte auf der Seite gelegen und war nirgends festgemacht; auch deshalb hatte Struthers angenommen, Dove sei zufällig hierhergetrieben worden und dann abgehauen. Wir hatten uns kurz darüber unterhalten. Aber eins war uns nicht aufgefallen: Wenn wir uns nur ein wenig nach rechts gedreht hätten, dann hätten wir auf der anderen Seite des Lochs den Bungalow gesehen.

Ich holte die Straßenkarte aus dem Auto, breitete sie auf dem Wagendach aus und studierte sie eingehend. Ich hatte keinen Stift dabei, also markierte ich die Stelle mit dem Daumennagel – ein Kreuz auf Ardnoe Point. Dann ging ich ein paar Schritte zurück, den Weg entlang bis zu der Stelle des Bungalowgartens, an der sich ein Blick landeinwärts bot, dorthin, wo Loch Avich liegen musste. Die Hütte, in der ich am Abend zuvor mit Danso gewesen war, um herauszufinden, was Dove plante, stand dort drüben in den Bergen.

Ich blieb eine Weile stehen und dachte nach. Ardnoe Point lag

zu meiner Linken, die Hütte rechts hinter mir. Und das Einkaufszentrum in Inverary war … ich griff zur Karte, und es dauerte einen Moment, bis ich mich darauf konzentrieren konnte. Dann begann mein Herz aufgeregt zu pochen.

Ich werde im Kreis um Sie tanzen. In meiner letzten Stunde werde ich im Kreis um Sie tanzen.

Der Bungalow. Wenn ich die vier Punkte betrachtete – Ardnoe Point, die Hütte, Inverary und Pig Island –, dann bildeten sie einen Kreis um Craignish. Um den Bungalow. Ich schlug mit der flachen Hand auf die Karte. In der letzten Woche hatte Malachi den Bungalow umkreist. Er glaubte, wir seien noch da. Ich hob den Kopf und ließ den Blick über den Horizont wandern, über die Bäume und den Bungalow hinter mir.

Wo bist du jetzt?

Wie zur Antwort auf meine Frage verlangsamte ein Auto unten auf der Straße seine Fahrt. Ich faltete die Karte sehr langsam zusammen und schaute hinunter. Es war ein englischer Wagen, dunkelblau. Angst kroch in mir hoch: Der Wagen, den man vom Parkplatz des Crinian-Hotels gestohlen hatte, war ein dunkelblauer Vauxhall. Das Auto hier war mindestens zweihundert Meter weit entfernt, aber ich konnte erkennen, dass ein Mann am Steuer saß – ein Typ mit blonden Haaren und heller Kleidung. *Scheiße*, dachte ich. Mein Herz klopfte, und meine Knie wurden weich. *Bist du das? Bist du's?*

Ich öffnete die Wagentür und warf die Karte auf den Sitz, bemühte mich, ruhig zu bleiben. Der Wagen war stehen geblieben. Ich zog den Zündschlüssel ab, drehte mich ganz lässig um, obwohl ich zitterte, und ging den Weg zur Straße hinunter. Ich würde mit ihm reden. Nur reden. Das wollte er ja. Ein Schwarm Vögel erhob sich in den fahlen blauen Himmel, bedrohlich wie eine Gewitterwolke, und irgendwo in der Ferne ertönte der heisere Ruf eines Brachvogels. Ich schaute nicht zum Himmel auf, ging einfach weiter und versuchte gleichmäßig zu atmen.

Als ich näher kam, erkannte ich, dass das, was ich für blonde

Haare gehalten hatte, eine Baseballkappe war, die er sich tief in die Stirn gezogen hatte. Aber gerade als ich mir den Mann genauer ansehen wollte, gab er Gas und brauste davon. Ich begann zu rennen, rutschte über den Kies und blieb mitten auf der Straße stehen. Ich starrte hinter ihm her, bis er auf der Straße verschwunden war – nach Süden, in Richtung Lochgilphead, weg von Craignish Point.

Er war es nicht. Natürlich war er es nicht.

Einige Augenblicke lang verharrte ich ungläubig. *Warum war er so entspannt? Das war nur ein Einheimischer – er hat angehalten, um zu sehen, ob ich vielleicht einbrechen wollte.* Aber mein Blut war jetzt in Wallung. Ich rannte zurück zum Fiesta. Der Wagen eignete sich nicht für Verfolgungsjagden; der Motor heulte auf, als ich Gas gab und mit sechzig, siebzig, achtzig Sachen über die Straße bretterte. Von der Halbinsel herunter und nach rechts, die Küste entlang. Die Straße führte in einen Wald, und unvermittelt bog sie nach rechts ab. Ich befand mich im flachen Marschland am River Add. Es ging über eine Brücke und dann in einen schmalen, einspurigen Weg am Kanal entlang. Ich passierte eine Abzweigung nach rechts – hier rein oder auf dieser Straße bleiben? –, und dann noch zwei weitere. Anschließend musste ich auf einer Brücke nach links über den Kanal. Ich sah rot angestrichene Hausboote mit Fahrrädern auf dem Dach. Aus rostigen Schloten quoll Holzrauch in die Luft.

Ich griff nach dem Handy auf dem Beifahrersitz und schaltete es ein. Mein Blick wanderte zwischen dem Display und dem Wagen vor mir hin und her. Eine kurze Melodie, und dann leuchtete das Display auf. Fünfundzwanzig Anrufe von Lexie – und bevor ich Zeit hatte, Dansos Nummer zu wählen, klingelte es. Wieder Lexie. Ich warf das Telefon auf den Beifahrersitz und trat das Gaspedal durch. Hinter der nächsten Biegung sah ich knapp hundert Meter vor mir ein Wohnmobil dahingondeln. Es nahm die ganze Breite der Straße ein und streifte an den Hecken entlang. Ich trat auf die Bremse und hielt an. Meine

Hände umklammerten das Lenkrad, und ich beugte mich vor, völlig atemlos, als wäre ich gerannt. Ich hatte ihn verloren. Dove konnte inzwischen überall sein.

Das Wohnmobil verschwand schwankend in der Ferne. Das Handy auf dem Sitz klingelte wieder. Ich wartete, bis Lexies Anruf an die Mobilbox weitergeschaltet wurde, und wählte dann rasch die Nummer der Einsatzzentrale in Oban und forderte Danso auf, ein paar Streifenwagen loszuschicken. Danach fuhr ich in der Gegend herum und warf einen Blick auf Einfahrten, Feldwege und Parkbuchten. Alle fünf Minuten klingelte das Telefon. Sie gab nicht auf. Ich konnte nicht mit ihr sprechen. Nicht jetzt. Ich fuhr nach links und beschrieb einen Bogen über den Crinian Canal. Nach ungefähr zwanzig Minuten sah ich einen der Polizeiwagen – ein Zivilfahrzeug, aber schon von weitem zu erkennen –, der mir langsam entgegenkam. Fahrer und Beifahrer reckten die Hälse und spähten umher. Sie lechzten förmlich nach einer Verfolgungsjagd. Ich machte sie nicht auf mich aufmerksam, sondern fuhr einfach an ihnen vorbei. Ich wusste, es war zu spät. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als immer wieder dieselben Orte zu checken.

Das Telefon klingelte erneut, und diesmal lenkte ich den Wagen an den Straßenrand und griff verärgert danach.

»Hör mal, ich rufe dich zurück.«

»Nein, das tust du nicht«, sagte sie kalt.

»Wir reden später miteinander.«

»*Fuck you,* Joe. Wir reden jetzt. Beleidige nicht meine Intelligenz. Bitte.«

Ich stellte den Motor ab, nahm das Telefon, das ich zwischen Kinn und Schulter geklemmt hatte, und hielt es dicht an meinen Mund, damit sie mich besser hören konnte. »Lex, wir werden miteinander sprechen, aber nicht jetzt. Ich bin mitten in einer Sache.«

»Ich werde dir eine Frage stellen«, sagte sie beherrscht. »Und wenn du antwortest, wird es eine ehrliche Antwort sein. Ich will

die Wahrheit wissen. Die *Wahrheit*, Joe«, wiederholte sie mit Nachdruck. Nach einer langen Pause fragte sie: »Liebst du mich?«

»Ich komme nach Hause. Wir reden –«

»Ich habe gefragt: Liebst du mich?«

Ich holte tief Luft. Weit vor mir bog ein Wagen auf die Straße ein und kam auf mich zu. Ich starrte ihn an; er war ein kleiner Punkt, und die Augen taten mir weh.

»Das ist eine einfache Frage. Keine Quantenphysik, Joe. Liebst du mich, begehrst du mich, willst du mich noch ficken, die Frau, die Jahr um Scheißjahr zu dir gestanden hat, während du dein Unidiplom in den Wind pisst? Oder willst du eine hässliche, beschissene, kleine *beschissene Mistkuh* ficken?« Sie brach ab und atmete schwer. Fast konnte ich ihren bitteren Atem durch das Telefon riechen. »Weißt du, was mit ihr los ist? *Weißt* du das? Hast du irgendeine Ahnung, oder reicht es dir, das alles mir zu überlassen – derjenigen, die sich tatsächlich die *Mühe* gemacht hat, so was wie eine medizinische Ausbildung zu absolvieren?«

Ich starrte auf die Straße, und meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich wollte das alles sortieren, eine Antwort finden, irgendwas sagen. Aber ich konnte nicht. Mein Kopf wollte einfach nicht funktionieren.

»Sie ist eine Laune der Natur, und wenn du scharf auf sie bist, bist du pervers – und dann sollte man dich von deinem Elend erlösen, du verficktes, scheußliches, *scheußliches* Monstrum –«

»Lex, hör zu –«

»Ich werde auf der Stelle hinaufgehen und ihr sagen, dass sie dich ANEKELT. Kapiert? Und wenn du zurückkommst, wirst du in ihr Zimmer gehen und ihr sagen, dass sie dich ANEKELT. Du wirst ihr sagen, dass du nicht mit *Missgeburten* fickst.«

Sie fing an zu schluchzen, stakkatohaft, und immer wieder stockte ihr der Atem. Der Wagen kam näher. Der graue Himmel

spiegelte sich milchig in der Windschutzscheibe. Meine Hand lag wie versteinert auf dem Lenkrad. Grau. Ich hörte lange zu, wie sie schniefte und sich allmählich wieder beruhigte.

»Du sagst ja gar nichts«, murmelte sie schließlich. »Du bist so still geworden.«

»Wenn ich nach Hause komme, werden wir über alles reden.«

»*Nein, fuck you,* Joe. Ich werde mich nicht mit dir –«

»*Fuck you,* Lexie.«

Sie schnappte wütend nach Luft, fassungslos über meine Worte. »Wage nicht, so mit mir zu reden! Wage ja nicht, so –«

»Was? Du darfst so mit mir reden, aber ich darf es nicht?«

»Ich bin nicht die verdammte Ehebrecherin in dieser Beziehung!«, kreischte sie. »Dass ich *betrogen* werde, gibt mir ein paar Rechte!«

»Ich habe dich nicht betrogen.«

»Aber du möchtest es. *Nicht wahr? Nicht wahr?*«

Ich antwortete nicht, drückte auf die Trenntaste, schaltete das Telefon aus und ließ es in den Schoß fallen. Ich legte die Arme auf das Lenkrad und stützte das Kinn darauf. So saß ich lange Zeit und beobachtete, wie der Wagen näher kam und langsamer wurde, um an mir vorbeizufahren: Es war eine Kleinfamilie in einem Allradwagen; zwei stämmige Jungen mit Bürstenhaarschnitt schlugen auf dem Rücksitz mit Nemo-Luftballons aufeinander ein. Es war nicht Dove.

Lexie

1

Nach dem Telefongespräch mit Oakesy zitterte ich so sehr, dass ich mit den Zähnen klapperte. Ich hatte ihm jede Chance geboten – jede –, sich da herauszuwinden. Aber er hatte es nicht genutzt. Er verfiel einfach wieder in sein schreckliches, schuldbewusstes Schweigen. Ich stand auf und blieb unten an der Treppe stehen. Versuchte, nicht mehr zu weinen, und wusste, ich war im Begriff etwas zu tun, das ich für den Rest meines Lebens bereuen würde.

Zu ihrem Zimmer hinaufzugehen kostete mich eine Menge Kraft. Auf jeder Stufe wollte ich von neuem in Tränen ausbrechen. Aber das brauchte *sie* natürlich nicht zu wissen. Auf dem Absatz vor ihrer Tür blieb ich stehen, wischte mir die Tränen vom Gesicht, holte tief Luft und richtete mich kerzengerade auf. Ich klopfte nicht – warum auch? –, stieß einfach die Tür auf und blieb dann stehen. Die Vorhänge waren geschlossen, und die Nachttischlampe brannte. Sie saß mit dem Rücken zur Wand auf dem Bett und sah mich überrascht und wachsam an. Sie hatte die Beine unter sich gezogen, verborgen unter einem Flickenrock aus schmuddelig wirkenden Stücken von indischer Seide, Paisley und Wildleder. Mein Herz pochte heftig, als ich daran dachte, was sich unter diesem Rock verbarg. An das, was *ich* wusste und *sie* nicht …

Ein kleiner Beckengürtel mit einer freien Extremität, Fettgewebe, Muskeln und ein rudimentärer Darmbeutel … Das werde ich Mr. Spitz berichten – »Angeline«, begann ich, »ich werde Ihnen etwas sagen.«

»Mir etwas s-sagen?«

»Ja. Ziehen Sie sich aus. Legen Sie die Sachen auf den Boden, und stellen Sie sich vor das Bett; und dann werde ich Ihnen etwas sagen.«

Sie starrte mich verständnislos an.

»Ich habe gesagt, Sie sollen sich ausziehen.«

»Nein«, erwiderte sie leise. »Nein.«

»Doch!« Ich fuhr mir mit der Zunge über die Lippen. »Doch, Angeline, das werden Sie tun – denn *ich* weiß, was mit Ihnen nicht stimmt. Ich habe mit Dr. Picot gesprochen.«

Sie hörte auf, den Kopf zu schütteln, als ich den Namen aussprach. Sie starrte mich an.

»Ich weiß, was Sie zu dem gemacht hat, was Sie sind. Ich weiß, was Sie zu einem …« Ich legte die Hand an den Türrahmen und grub meine Fingernägel in das Holz. Mir war klar, wenn ich mich nicht konzentrierte, würde ich in Tränen ausbrechen. *Parasitär. Akardisch. Anenzephalisch. Ohne Herz und ohne Kopf. Parasitär …* »… zu einem Monster gemacht hat. Ich weiß, warum Sie ein Monster sind. Also …« Mein Gott, ich musste die Luft hinunterschlucken, um nicht die Beherrschung zu verlieren. »Also, ziehen – Sie – sich – jetzt – aus.«

Sie starrte mich an. Eine kleine Ader pulsierte seitlich an ihrem Hals. Eine Ewigkeit schien zu vergehen. Und als ich es gerade noch einmal sagen wollte, geschah etwas. Sie schien plötzlich all ihren Mut zusammenzunehmen und stand so schnell vom Bett auf, dass ich instinktiv einen Schritt zurückwich. Sie blieb mit hängenden Armen vor mir stehen, zitternd wie Espenlaub. Dann zog sie den Pullover aus und ließ ihn zu Boden fallen.

Ich schloss die Augen, bis mein Herzschlag sich beruhigt hatte. Dann öffnete ich sie wieder. Sie trug ein kurzärmliges T-Shirt; ihre bloßen Arme waren unerwartet muskulös. Sie starrte mich immer noch an. Ihre Kehle bewegte sich krampfhaft, als wollte sie sich übergeben oder anfangen zu weinen.

»Jetzt den Rest«, sagte ich heiser. »Ziehen Sie alles aus.«

Sie zog das T-Shirt über den Kopf, und als sie die Arme hob, konnte ich einen Moment lang ihre Achselhaare sehen. Sie war sehr dünn, hatte kleine Brüste und eine schmale Taille, aber ihre Hüften waren breit und kräftig. Sie trug einen spitzenbesetzten BH, der aussah, als wäre er schon hundertmal gewaschen worden. Sie hakte ihn auf und ließ ihn fallen. Beim Anblick ihrer winzigen Brüste musste ich mich zwingen, nicht zu Boden zu schauen.

»Und den … den Rock.«

Sie öffnete den Reißverschluss, stieg aus dem Rock und schleuderte ihn mit dem Fuß zur Seite. Sie trug keine Unterwäsche. Da waren ihre Beine, dünn und ein wenig vernarbt an den Knien, und dunkles Schamhaar. Aber sie versuchte nicht, sich zu bedecken. Sie schaute mir direkt in die Augen. Mir schoss das Blut ins Gesicht.

»Umdrehen«, sagte ich. »Drehen Sie sich zum Bett um.«

Sie rührte sich nicht. Wir standen da und fixierten uns. Ich hatte das Gefühl, dass wir auf einem schmalen Grat wanderten und das Ganze so oder so ausgehen konnte. Etwas in meinem Kopf schrie: *Aufhören! Aufhören!*

»Umdrehen, hab ich gesagt.«

Es war still im Zimmer. Unten begann die Waschmaschine ihren letzten Schleudergang. Angeline schluckte. Ich konnte es hören.

»Was immer«, begann sie gepresst, und jetzt kamen ihr die Tränen, »was immer Sie mir sagen werden – ich habe darüber nachgedacht, ich werde mich nicht operieren lassen. Ich schäme mich nicht.«

Bevor ich antworten konnte, wandte sie sich ab und machte einen Schritt auf das Bett zu – und jetzt sah ich ihn, unverhüllt, direkt vor meinen Augen. Ich musste mich am Türrahmen abstützen. Der Schwanz – aber ich wusste, dass es kein Schwanz war – wuchs aus ihrer Wirbelsäule wie eine dicke Baumwurzel, reichte ein kleines Stück weit waagerecht und hing dann

seitwärts herunter.

Eine Ansammlung von Kalzifikationen im Becken, ein einzelner, deformierter langer Knochen, der aus der Sakrokokzygealregion reicht. Parasitär …

Ihre Hände verharrten einen Moment lang an ihrem Rücken, dann streckte sie sie senkrecht in die Höhe, sodass es nichts gab, was ich nicht sehen konnte. Jetzt, da ich Bescheid wusste, konnte ich deutlich erkennen, dass es kein Schwanz war, sondern ein deformiertes Bein.

Parasitär. Eine parasitäre Extremität …

Eine dicke Ader führte an der Oberseite entlang bis hinunter zu der geschwollenen Spitze, bei der es sich zweifellos um einen rudimentären, spatelförmigen Fuß handelte. Ich wusste, was in ihr war, ich konnte es vor mir sehen: ein halber Zwilling, der Angelines Blut trank, die blutigen Zähne bleckend, wie ein Baby es im Mutterleib tut. Ich stellte mir vor, wie ihr Herz pochte, wie hart es arbeitete, um ihren Zwilling zu ernähren. Ich wollte sie schlagen, wollte dieses Bein packen und es herausreißen. Es war unvorstellbar, dass Oakesy scharf auf sie war. So, wie sie aussah – wie konnte da *irgendjemand* sie begehren …

Ich biss mir wütend auf die Zunge, bis ich blutete und der Drang, sie zu schlagen, verflogen war.

»*Duplicata incompleta*«, sagte ich, und meine Stimme klang lauter als erwartet. »*Duplicata incompleta.* Unvollständige Trennung.«

Angelines Arme begannen sich hin und her zu bewegen, als wären sie plötzlich schwer geworden. Aber sie hielt sie weiter hochgestreckt, zitternd vor Anstrengung. »Ich werde mich nicht operieren lassen«, wiederholte sie mit dünner, gepresster Stimme. »Ich bin nicht so geworden, weil ich irgendetwas getan habe, und es gibt keinen Grund –«

»Ein parasitärer Zwilling. Ohne Kopf, ohne Herz.« Ich ließ meine Worte wirken. »Nur dieses Bein und ein paar Wirbel, die in Ihnen stecken.«

Ein Geräusch drang aus ihrer Kehle, und dann krampfte sich ihr Körper zusammen. Sie fiel auf das Bett, rollte sich zusammen und versuchte gleichzeitig, diese Missbildung an sich zu ziehen. Tränen rannen ihr über das Gesicht.

»Heulen Sie nicht!« *Ich* war diejenige, die hier Grund zum Weinen hatte. Nicht *sie.* »Hören Sie auf! Sofort!« Ich ging auf sie zu, bis ich vor ihr stand und auf sie herabschaute, auf ihren Körper und ihre vernarbten Beine. »Aufhören!«

Aber sie schluchzte weiter; sie presste die Stirn an die Knie, die sie hochgezogen hatte, sodass ich dort unten alles sehen konnte. Äußerlich alles normal – die *Labia majora,* spärlich behaart. (Vergessen Sie nicht, dass ich vom Fach bin – deshalb kann ich so pragmatisch darüber sprechen.) Ihre Hände umklammerten das rudimentäre Bein, drückten es fest an sich: Es lag dicht an ihrem Oberschenkel und hing dann ein bisschen herunter, steif und schuppig, als wollte es sich auf das Bett legen. Ich hockte mich nieder, sodass ich mich mit ihrer Vulva auf Augenhöhe befand. Als sie merkte, dass ich mich bewegt hatte, öffnete sie die Augen. Ihr Gesicht bekam einen panischen Ausdruck, und sie wollte sich aufrichten. Aber ich gab ihr keine Gelegenheit zum Reden, stieg auf das Bett, drückte den einen Oberschenkel zur Seite und hielt ihn mit dem Knie fest, presste den anderen dann herunter, damit ich ihren Unterleib sehen konnte.

»Nein«, schluchzte sie und streckte die Hände nach mir aus. »Bitte …«

Ich schob die Hände weg. Ihre Vagina war leicht geöffnet. Ich sah ein wenig Feuchtigkeit darin, und dann erkannte ich das glatte, rötliche Perineum, das V-förmig nach hinten führte, bis zu der flachen Unterseite des Schwanzes und der leicht runzeligen Naht, die sich dort entlangzog. Ich weiß nicht, was mich dazu veranlasste, aber im nächsten Augenblick schob ich zwei Finger in ihre Vagina. Sie schnappte nach Luft, aber ich schob die Finger weiter hinein.

»Gehen Sie weg. Weg von mir.«

Sie packte meine Handgelenke und wollte mich wegstoßen. Ihre Füße scharrten über das Bett. Aber ich ließ nicht locker und bewegte meine Finger von ihrer Vagina zum Anus. Der Gedanke an reißende Membranen ging mir durch den Kopf, als ich die Finger hineinschob und spürte, wie ihre Muskeln sich anspannten. Ich betastete ihr glattes Inneres, so sehr sie auch an meinem Handgelenk zerrte und die Fingernägel hineingrub. Der Zwilling war irgendwo da drin. Ich stellte mir ein Gesicht vor, Hände, Fingernägel, Eingeweide, Wirbelsäule: alles wie eine Ziehharmonika zusammengedrückt zu einem Klumpen aus Muskeln und Knochen, so groß wie ein Fötus in ihrem Becken. Vielleicht würde ich eine Nase oder ein Ohr berühren. Meine Nägel in seine Augen stoßen.

»*Gehen Sie weg von mir!*«

Sie rollte herum, und meine Nägel kratzten über ihr Inneres, als meine Finger herausrutschten. Mit einem Aufschrei wälzte sie sich zur Seite und presste die Hände zwischen die Beine. Ich trat zurück, schwitzend, zitternd, keuchend. In meinem Kopf hämmerte es.

»Er ekelt sich vor dir, weißt du das? Ihm wird *schlecht*, wenn er dich sieht.« Tränen strömten mir über die Wangen.

»Er sagt, als er dich das erste Mal gesehen hat, ist er weggegangen und hat gekotzt. Hast du das gewusst?«

»Nein.« Kraftlos lag sie auf der Seite, bebend und weinend. »Das hat er nicht gesagt.«

»Doch.« Ich betrachtete meine Finger. Sie waren klebrig und zitterten. »Das hat er gesagt. Glaub mir.«

Ich schlich benommen ins Bad und wusch mir die Hände mit heißem Wasser und viel Seife, während meine Zähne klapperten, als hätte ich Schüttelfrost. Ich wusste, ich hatte eine Grenze überschritten. Ich wusste, ich konnte nicht mehr zurück. Ich konnte nicht aufhören, meine Hände zu waschen. Ich wusch sie, bis sie ganz wund waren und die Tränen aufhörten. Dann ging

ich in mein Zimmer und wechselte die Kleidung. Ich habe einen Entschluss gefasst. Es ist Zeit, dass ich nach London zurückkehre. Ich habe nichts, was ich Christophe zeigen könnte – aber wenn ich ihn nicht sehen und mit ihm reden kann, werde ich verrückt.

Oakesy

1

Mit der Zeit hat man Schallplattenrillen im Kopf, Schienen, auf denen sich das Denken bewegt, wenn man glaubt, alles zu wissen, was es zu wissen gibt. Man versucht nichts Neues mehr. Lexie zum Beispiel glaubte ich so gut zu kennen, dass ich aufgehört hatte, richtig über sie zu denken. Deshalb hätte ich niemals erwartet, was ich vorfand, als ich an jenem Tag in das Safe House zurückkam.

Ich brauchte zwei Stunden; trödelte über die Touristenstrecken, schlich hinter Wohnmobilen her und überlegte mir verschiedene Strategien, während die Massive-Attack-CD auf mich einhämmerte. Ich dachte so viel über Lexie nach, dass es mir eigentlich hätte besser gehen müssen, als ich schließlich vor dem Safe House ankam. Stattdessen fühlte ich mich wie der König der Arschlöcher. Ich schaffte es nicht, ins Haus zu gehen. Blieb lange im Wagen sitzen, die Hände auf dem Lenkrad, die Schmutzränder unter meinen Fingernägeln betrachtend. Im Geist betrat ich das Haus, und im Geist begann ich das Gespräch. Die Straßen glänzten nass im Licht der Nachmittagssonne, aber die Vorhänge im Wohnzimmer waren zugezogen, und ich stellte mir vor, wie sie dort saß und mich anstarrte, wenn ich eintrat. Angeline würde oben sein.

Als ich fünf Minuten so dagesessen hatte, startete ich den Motor und fuhr ein Stück weiter. An der Kreuzung hielt ich an. Der Polizeiwagen stand an seinem gewohnten Platz, gerade so weit weg, dass der Officer die Vorderseite des Hauses im Blick hatte. Die Frontscheibe blitzte in der Sonne, weshalb ich nicht gleich sah, dass zwei Personen im Wagen saßen. Als sich eine

Wolke vor die Sonne schob und es dunkler wurde, erkannte ich Angeline auf dem Beifahrersitz. Sie drückte sich ein Taschentuch an die Augen. Der Polizist hatte den Arm auf ihre Rückenlehne gelegt, dicht hinter ihr, aber ohne sie zu berühren.

Ich parkte den Fiesta, lief über die Straße und klopfte ans Fenster des Polizeiwagens. Die Zentralverriegelung ging auf, und der Polizist deutete mit dem Daumen über die Schulter. Ich öffnete die hintere Tür und beugte mich in den Wagen. »Was ist los?«

»Ein Streit.« Er drehte sich zu mir um. Er hatte zerzaustes rotes Haar, und ich bemerkte, dass er den Arm nicht von Angelines Lehne nahm. Sie war zu ihm hinübergeneigt, als hätte sie irgendwann an seiner Schulter geweint. Immer wieder kniff sie die Nase mit Daumen und Zeigefinger zusammen, als müsste sie etwas zurückhalten. *Sie ist ein Krüppel, Kollege … schon bemerkt? Ein Krüppel. Soll ich dir sagen, was sie da unter dem Mantel hat?*

»Zwei junge Ladys. Gab da ein kleines Missverständnis.«

Ich nahm auf dem Rücksitz Platz und schloss die Tür. Die Heizung lief auf vollen Touren, und einer von beiden hatte getrunken. Oder beide. Jedenfalls stank es wie in einem Südlondoner Minicab.

»Hey«, sagte ich zu Angeline, »was ist passiert?«

Sie schüttelte den Kopf und drückte weiter das Taschentuch an die Augen.

»Ich erfahre es ja doch. Also kannst du es mir auch gleich sagen. Was ist passiert?« Der Officer warf mir im Rückspiegel einen Blick zu; ich sah es und hob die Brauen. Wenn er jetzt sagen würde: »Seien Sie nicht so hart mit dem Mädchen«, würde ich ihn fragen, warum er den Arm um sie legte und ein Gesicht wie ein Hundearsch hatte. »Angeline. Ich habe dich etwas gefragt. Was ist passiert, als ich weg war?«

Sie ließ das Taschentuch sinken und sah mir im Spiegel unsicher in die Augen. Ihr Gesicht sah verquollen aus. Also du bist

diejenige, die getrunken hat, dachte ich.

Sie ist niemand, Oakes. Niemand, der dir was bedeutet. Du kennst sie seit fünf Minuten …

»Ich habe ein bisschen Geld aus Ihrer Tasche genommen.« Sie wischte sich die Nase ab und fing an, alle möglichen Sachen aus ihren Taschen zu kramen, die sie vor sich auf die Ablage legte. Zwei Päckchen Süßigkeiten für Kinder, drei Minifläschchen Stolichnaya, vier Fläschchen Brandy und zwei leere Dorito-Tüten. Das alles rollte über die Ablage, in die Lüftung und auf den Boden. Der Polizist musste den Arm von ihrer Lehne nehmen und es aufsammeln.

»Langsam, Mädel. Immer langsam.«

»Sie war in Ihrem Schlafzimmer, und da bin ich in die Küche gegangen und hab mir das Geld geborgt.« Sie deutete mit dem Kinn auf den Supermarkt am anderen Ende der Siedlung. »Hab das alles und ein bisschen Wodka gekauft und bin schon betrunken. Hier, sehen Sie?« Sie holte eine Hand voll Scheine und Kleingeld aus einer anderen Tasche und warf alles auf die Ablage. Ein Fünf-Pence-Stück rollte herunter, fiel auf den Schalthebel und landete in der Ledermanschette der Handbremse. »Ich bin eine Diebin, und ich bin betrunken, und ich bin wahrscheinlich *genau wie mein Vater, denn ich hasse sie, und ich hasse auch Sie …*«

»Hey, hey, Mädel, immer mit der Ruhe.«

Er legte ihr die Hand auf die Schulter, und sie brach in Tränen aus. Seufzend schaute ich aus dem Fenster zum Safe House. Was für ein beschissener Drecksort für so etwas; eine gottverlassene Sozialsiedlung mit Unrat auf den Straßen, mit vertrockneten Rasenflächen und einem Horizont, der aussah, als zöge gleich eine Giftwolke herauf. Ein Wagen tauchte in der Straße auf, die parallel am Safe House vorbeiführte, der Straße, die zu den Sportplätzen führte. Als der Fahrer uns erblickte, bog er hastig rechts ab und verschwand. Ein Schwarzkipper. Ladet euren Scheißdreck ruhig ab. Kommt nur hierher in diese

Scheißsiedlung und ladet alles ab. Lasst es liegen. Jemand wird sich schon drum kümmern.

»Warte hier«, sagte ich zu Angeline und öffnete die Tür. »Wenn ich zurückkomme, müssen wir miteinander reden.« Ich tippte dem Officer auf die Schulter. »Ich bin in zehn Minuten wieder da. Aber ich gehe nur da rüber und kann Sie vom Fenster aus sehen.«

Er wollte etwas erwidern, aber ich warf die Tür schon hinter mir zu. Ich schlug den Kragen hoch und schaute hinüber zum Haus, fühlte mich wie in *High Noon.* Aber als ich ins Haus kam, erwartete mich nichts als abgestandene Luft. Lexie war nicht da.

2

Ich blieb im Wohnzimmer stehen und starrte die Sessel an, den stummen Fernseher, den kalten Wasserkocher. Ich ging nach oben und warf einen Blick in unser Schlafzimmer, aber da war sie auch nicht. Sie war weg. Mit pochendem Schädel blieb ich im Flur stehen und dachte: Sie hat mich verlassen. Nicht andersherum – *sie* hat *mich* verlassen. Ich ging zurück zum Wagen. Diesmal wartete der Polizist nicht, bis ich klopfte. Er öffnete das Fenster und sah mich ausdruckslos an.

»Sie ist nicht da.«

Angeline drehte sich um und schaute an mir vorbei zum Haus. Ihre Wangen waren rot und fleckig. »Sie war da, als ich ging.«

Ich legte den Arm auf das Autodach und neigte mich zum Fenster hinunter, wo der Officer saß. »Und?«, fragte ich. »Wann ist sie weggegangen?«

Er wurde rot, und einige Augenblicke lang herrschte Schweigen. Dann ging mir ein Licht auf.

»Oh, Sie Idiot, Sie bescheuerter. Sie haben Ihren Posten verlassen. Stimmt's?«

Er funkelte mich wütend an, und seine Kiefer mahlten.

»*Fuck,* Sie haben Ihren Posten verlassen!« Ich schlug mit der

Faust auf das Wagendach, sodass er zusammenzuckte.

»Er hat mich gesucht«, erklärte Angeline. Sie stieg aus und sah mich mit trübem Blick über das Dach hinweg an. Ihr Atem bildete weiße Wölkchen in der kalten Luft. Sie geriet plötzlich in Panik, als sie über meinen Kopf hinweg zum Haus schaute. »Es war meine Schuld. Ich bin weggegangen, und er hat mich gesucht.«

Ich gab keine Antwort. Mein Blick wanderte über die leeren Straßen, die trostlosen Häuser, die geschlossenen Vorhänge im Safe House. Ich wandte mich ab und ging zum Haus. Der Schweiß brach mir aus. Angeline folgte mir, unsicher, besorgt. »Regen Sie sich nicht auf«, meinte sie. Ich hörte ihrer Stimme an, dass sie genauso viel Angst hatte wie ich. Sie wurde langsam wieder nüchtern. »Bestimmt ist alles in Ordnung. Sie hat gesagt, sie will wieder nach London. Es ist ihr sicher nichts passiert.«

Ein Küchentuch hing zum Trocknen über dem Wasserhahn an der Spüle. Während ich darauf wartete, dass Lexies Mum ans Telefon ging, beobachtete ich, wie sich am unteren Ende des Tuchs ein Tropfen bildete, der langsam größer wurde und dann mit einem *Blink* ins Spülbecken fiel. Wir kamen nicht gut miteinander aus, Lexies Mum und ich. Sie war nie ganz darüber hinweggekommen, dass ihre Tochter mich geheiratet hatte, einen Liverpooler, der sich nicht mal im Ansatz darum bemühte, seine Arbeiterschichtherkunft zu verbergen. Wo sie herkam, brüstete man sich damit, dass die Kinder nach Oxford gingen. Wo ich herkam, gab man damit an, dass sie nicht im Knast saßen. Dazu kam, dass ich nicht genug Geld verdiente. Nicht annähernd genug. Als das Telefon nach sechsmaligem Klingeln auf den Anrufbeantworter umschaltete, war ich irgendwie erleichtert. Ich hinterließ keine Nachricht. Dann rief ich zu Hause in Kilburn an, und dort hinterließ ich eine. »Ruf mich an, Lex, wenn du da bist.« Anschließend ging ich in die Küche, um Tee zu kochen.

Im Haus war es still. Angeline war nach oben gegangen. Ich lauschte auf Geräusche von ihr, während ich den Tee aufbrühte, ein bisschen Milch in den Becher schüttete und zum Mülleimer ging, um den Teebeutel hineinzuwerfen.

Ich blieb stehen. Der Beutel baumelte am Löffel, und in meiner Schläfe pulsierte es.

Lexies Tasche hing an der Stuhllehne.

Es war ihre braunlederne Gap-Tasche. Ihre Lieblingstasche, denn sie besaß Riemen, mit denen man sie entweder als Rucksack oder als Schultertasche tragen konnte. Ich hatte sie ihr im vergangenen Jahr zu Weihnachten geschenkt. Sie benutzte sie ständig, ob sie nun schwimmen, einkaufen oder in den Pub ging. Sie trennte sich nie davon.

Sehr langsam, als könnte die Tasche bei einer schnellen oder unerwarteten Bewegung verschwinden, warf ich den Teebeutel in den Müll und legte den Löffel in die Spüle. Dann nahm ich die Tasche von der Lehne und zog mit zitternden Fingern den Reißverschluss auf. Ein Hauch von Leder und Fruchtkaugummi stieg mir in die Nase. Ich fand eine Packung Papiertaschentücher, ein halb leeres Röhrchen Halspastillen, ihren Terminkalender und eine Reservestrumpfhose, noch in der Verpackung. Mit trockenem Mund wühlte ich alles heraus und legte es auf den Tisch. Ganz unten in der Tasche entdeckte ich ihre Brieftasche, ihren Schlüssel und ihr Handy.

Ich starrte das Telefon und dann die Brieftasche an. Sie war geschlossen. Ich öffnete sie und fand ein bisschen Kleingeld, unsere gemeinsame EC-Karte, einen Zeitungsausschnitt über ihren Chef, ihren Bibliotheksausweis und ein abgegriffenes Foto von mir: sonnengebräunt und mit dem dichten Haar eines jungen Mannes. Ich stand vor einer Boeing 747 auf dem Flughafen von Athen. Es war auf dem Rückflug von unserer Hochzeitsreise nach Kos.

Ich glotzte mit leerem Blick auf das Foto. *Lex, Lexie – das hättest du nicht hiergelassen, wenn du nach London wolltest …*

oder? Steifbeinig stieg ich, die Brieftasche in der Hand, die Treppe hinauf. Oben sah ich Angeline aus dem Badezimmer kommen. Ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte.

»Joe«, flüsterte sie, ihre Augen weit offen und glänzend. »Joe. Schauen Sie ins Bad. Ich glaube, Sie sollten da reinschauen.«

3

»Das ist ein Tatort.« Chief Inspector Danso stand oben auf dem Treppenabsatz, die Hände in den Taschen seines marineblauen Regenmantels vergraben, und schaute ins Badezimmer. Als ich heraufgekommen war, hatte die Tür halb offen gestanden, gerade so weit, um festzustellen, dass niemand da war. Doch ich hatte mir nicht die Mühe gemacht, ganz hineinzublicken, denn sonst wäre mir die zerbrochene Fensterscheibe über dem Waschbecken aufgefallen, durch die ein graues Lichtviereck hereinfiel. Ich hätte die Handtücher gesehen, die in einem unordentlichen Haufen in der Wanne lagen, und den Duschvorhang, der von den Ringen abgerissen worden war. »Tut mir leid, aber ich muss das zum Tatort erklären. Lassen Sie uns nach unten gehen. Die Spurensicherung wird jeden Augenblick hier sein.«

Schweigend gingen wir die Treppe hinunter. Draußen blitzten die Blaulichter der Polizeiwagen. In dem Augenblick, als ich Angelines Gesicht auf dem Treppenabsatz gesehen hatte, wusste ich Bescheid. Ich wusste, dass Dove, was immer ich drüben bei Crinian zu sehen geglaubt hatte, die ganze Zeit hier in Dumbarton gewesen war. Der Fahrer mit der Kappe war ein Doppelgänger gewesen, ein Zufall. Erst jetzt, mit Danso und den Polizeiwagen hier in der Einfahrt, setzte der Schock ein. Am Fuß der Treppe taumelte ich.

»Hoppla.« Danso griff mir von hinten unter die Achseln. »Schön weitergehen, starker Mann. So ist’s recht, da rein, und dann setzen wir Sie hin, bevor Sie umkippen.« Er führte mich

ins Wohnzimmer und ließ mich auf dem verschlissenen Sofa Platz nehmen. Schwerfällig sackte ich in mich zusammen, die Beine gespreizt, die Hände auf den Knien, und starrte ins Leere, ernst und versteinert wie der alte Abraham Lincoln im Washington Memorial. Angeline saß gegenüber auf dem anderen Sofa; sie blinzelte heftig, und ihre Augen waren vom Weinen geschwollen. »Noch bei uns, ja?« Danso beugte sich vor und stützte die Hände auf die Knie; er betrachtete mein Gesicht, um sich zu vergewissern, dass ich nicht umfiel wie ein Kegel. Dann richtete er sich auf und ließ den Blick durch Wohnzimmer und Küche wandern. »Haben Sie irgendwas Trinkbares hier?«

»Jack Daniel's.« Ich nickte mechanisch hinüber zur Küche. Und als könnte ich mit dem Klang meiner eigenen Stimme das Rauschen in meinem Kopf übertönen, wiederholte ich ein paarmal: »Jack Daniel's. Jack Daniel's. Jack Daniel's. Da drüben? Sehen Sie? In der Küche.«

»Soll ich Ihnen ein Gläschen holen? Ein kleines, damit der Kopf wieder klar wird?«

Wenn es im Wohnzimmer irgendwelche brauchbaren Spuren gegeben hatte, dann waren sie von Angeline und mir vernichtet worden, als wir hier auf Danso gewartet hatten. Aber die Bullengewohnheiten waren Danso in Fleisch und Blut übergegangen, und er war vorsichtig. Automatisch riss er ein Stück Küchenkrepp von der Rolle, um die Flasche damit anzufassen, denn Einbrecher stürzen sich oft zuallererst auf die Flasche. Als er die eingetretene Schranktür entdeckte, wich er einen Schritt zurück und hob die Hände.

»Das war ich«, sagte ich dumpf und schüttelte den Kopf. »Ich. Gestern. Elefant im Porzellanladen.«

Er betrachtete weiter den Schrank und ließ dann die Hände sinken. Er nahm einen angeschlagenen Becher vom Regal, goss zwei Fingerbreit Whiskey hinein und reichte ihn mir. Der Becher roch nach Kaffee und saurer Milch, aber das war mir egal.

Danso ging zum Stuhl. »Ist das ihre Tasche?«

»Ja.«

»Und sie hat keine Kleider mitgenommen?«

»Nein.«

»Ihr Schlafzimmer sieht so aus, wie Sie es verlassen haben?«

»Es ist nur das Bad. Das Bad ist das einzige Zimmer, das jemand …« Ich brach ab, legte die Fingerspitzen an die Kehle und bewegte meinen Adamsapfel im Kreis herum, um nicht zu ersticken. »… das jemand … Sie wissen schon …«

»Ja«, sagte Danso leise. »Ja. Ich weiß.« Er kratzte sich am Kopf, hob seine Hosenbeine an und setzte sich neben mich auf das Sofa. »Als Sie ins Haus kamen, ist Ihnen da was Ungewöhnliches aufgefallen? Etwas, das Sie merkwürdig fanden?«

Ich stierte stumm aus dem Fenster. Dansos Fahrer stand neben dem Wagen und sprach in das Funkmikro. Eine Hand lag auf dem Wagendach, die andere auf seiner Hüfte, sodass seine Jacke hochgerutscht war und man die blinkenden Handschellen an seinem Gürtel sah. Ab und zu drehte er sich um und schaute zu der Baumreihe, deren Schatten über die Sportanlage fiel.

»Nein«, sagte ich. »Nichts.«

Danso trommelte mit den Fingern auf seinem Knie herum. Wir schwiegen lange. Über uns schaltete sich der Boiler ein. »Die Hintertür war abgeschlossen.« Er beugte sich vor und schaute durch den Korridor, wie um sich zu vergewissern, dass er sich richtig erinnerte. »Und die Haustür …?«

»Auch abgeschlossen.« Mein Mund fühlte sich wie betäubt an. Die Worte kamen mühsam heraus. »Ich habe den Schlüssel benutzt.«

»Könnte sie zu irgendjemandem gegangen sein? Hat sie Freunde oder Verwandte hier in der Gegend?«

»Ihre Mutter wohnt in Gloucestershire. Sie hätte ihr Handy benutzt, um sie anzurufen. Aber die einzigen Nummern, die sie gewählt hat, sind meine und die vom Krankenhaus in Glasgow …« Ich sprach nicht weiter, sondern schaute aus dem Fenster.

Ich erinnerte mich an etwas.

»Joe?«

»Ein Auto«, sagte ich matt und deutete auf die Straße. »Da war ein Auto auf der Straße, vor einer halben Stunde. Ist weggefahren.«

Danso beugte sich vor und sah mich stirnrunzelnd an. »Ein Auto?«

»Weiß«, sagte ich und sah hinüber zu den mit Brettern vernagelten Häusern auf der anderen Straßenseite. »Weiß, vielleicht auch silbern …«

»Limousine? Fließheck? Kombi?«

»Limousine. Ich …« Ich stand auf, riss die Haustür auf und ging hinaus. Starrte in die Richtung, in die der Wagen verschwunden war. Die Polizisten in den Wagen unterbrachen ihre Telefon- und Funkgespräche und schauten zu mir herüber. Danso kam aus dem Haus und blieb neben mir stehen. Er betrachtete das graue Stück Straße zwischen den Häusern. »Er wollte Müll abladen«, sagte ich. »Ich meine, ich *dachte,* er wollte hier Müll abladen.«

»Wahrscheinlich haben Sie sich die Nummer nicht gemerkt?«

»Es ging zu schnell.« Blinzelnd spähte ich die Straße entlang und versuchte, mich an etwas zu erinnern. Da war etwas gewesen … irgendetwas …

»Haben Sie gesehen, wer am Steuer saß?«

»Nein.« *Hat sie dringesessen, du blödes Arschloch? Hast du hier gehockt und zugesehen, wie sie weggefahren ist?* Da war etwas gewesen, als ich dem Wagen nachgeschaut hatte … »Ich habe ihn nur ein paar Sekunden gesehen – konnte nicht erkennen, wer fuhr oder ob sonst noch jemand im –« Ich unterbrach mich. Blitzartig war die Erinnerung wieder da. »Schuhe«, sagte ich. »Fußballstiefel. Kleine, die man an den Rückspiegel hängt. Und eine kleine Celtic-United-Fahne. Die hing hinten über der Hutablage, als ob da Kinder im Wagen wären. Darum habe ich mir nichts dabei gedacht.«

Als Information war das ein Fliegenschiss, aber mehr gab meine Erinnerung nicht her. Danso ging damit zu dem Polizisten, und der übermittelte meine Angaben per Funk an den Polizeicomputer. Mit angespannter Miene wandte Danso sich um und ließ den Blick über die Sportanlagen und die leere Straße wandern. Dann liefen wir mutlos zurück zum Haus. Ich setzte mich neben Angeline. Über uns begann der Boiler rhythmisch zu klopfen, als hätte er sich aus seiner Befestigung gelöst.

»Es tut mir leid«, sagte Angeline leise. »Es tut mir wirklich leid.«

Sie war immer noch im Mantel und sah blass und elend aus.

Die Alkoholröte war verschwunden. »Ich hätte das Haus nicht verlassen dürfen.«

»Das ist nicht deine Schuld«, tröstete ich sie. »Wirklich nicht.«

»Er ist mein Dad. Und ich hätte nicht weggehen dürfen. Sie haben mir gesagt, ich soll im Haus bleiben. Aber wir – Lexie und ich – hatten Streit, und …« Sie brach ab. »Wenn ich nicht hier bei Ihnen wäre, wäre er nicht hergekommen.«

Traurig schüttelte ich den Kopf. »Es ist nicht deine Schuld.«

Sie nickte und versuchte zu lächeln, aber ich sah ihr an, dass sie mir nicht glaubte. Danso setzte sich und wollte etwas sagen, aber die Geräusche des Boilers lenkten ihn ab. Er schaute zur Decke. »Macht ziemlich viel Krach, der Apparat da oben.«

»Hier fällt alles auseinander.«

»Ich werde mit den Technikern reden, damit sie …« Er sprach nicht weiter. Das Klopfen wurde lauter. Jetzt starrten auch Angeline und ich hinauf zu der fleckigen Rauputzdecke, von wo das Geräusch kam. Wir schwiegen lange. Dann senkte Danso den Blick und sah mich nachdenklich an. Er schluckte und lächelte gequält. »Joe«, sagte er in gleichmütigem Ton wie einer, der sich nach der Uhrzeit erkundigt, »bevor Sie uns angerufen haben – haben Sie da oben in alle Zimmer geschaut?«

4

»Ich brauche hier ein bisschen Platz.«

»Ich vielleicht nicht? Ich muss diesen Apparat hier reinkriegen. Sie haben dem Chefarzt gesagt, sie werden uns nicht im Weg sein.«

Die Polizeimedizinerin, eine Ärztin aus dem Süden von Glasgow, stritt mit einer Krankenschwester der Abteilung für Brandverletzte. Der Pappkoffer der Ärztin stand offen auf einem Stuhl der Intensivstation des Glasgow Royal Infirmary; verschlossene Reagenzgläser und Latexhandschuhe quollen heraus. Die Schwester musste sich immer wieder daran vorbeizwängen, während sie sich um das Bett herumbewegte, in dem Lexie reglos lag. Schwenkbare Monitore waren über ihr angebracht, und drei verschiedene Schläuche an die Kanüle angeschlossen, die in ihrem Hals steckte.

»Warum ist das grün?«, fragte die Ärztin und deutete auf den Katheterbeutel. »Was geben Sie ihr da?«

»Propofol.« Die Schwester drängte sich an ihr vorbei. »Der Neurologe will nicht, dass sie sich bewegt. Sie soll stark sediert bleiben, bis sie wissen, wie die Schwellung von der Kopfverletzung sich entwickelt. Möchten Sie jetzt ihren Flüssigkeitsoutput kontrollieren, oder trauen Sie mir zu, dass ich das auch kann?«

»Ich mache nur meine Arbeit«, brummte die Ärztin. Sie bückte sich und nahm ein Reagenzglas aus ihrem Koffer. »Ich mache nur meine Arbeit.«

Danso beobachtete das alles mit grauem Gesicht und verschränkten Armen aus einer Ecke des Einzelzimmers. Er hatte mich gebeten, einstweilen hinauszugehen, aber ich hatte mich geweigert; ich würde sie nicht alleinlassen, was auch passieren mochte. Also saß ich schweigend auf einem wackligen Plastikstuhl vor dem Wandschirm und beobachtete wie betäubt, wie die Ärztin Lexies schlaffe Hände untersuchte; gewissenhaft kratzte sie unter Lexies Fingernägeln herum, versiegelte das Resultat in

ihren Reagenzgläschen, etikettierte und datierte sie und notierte nach einem Blick auf die Wanduhr auch die Zeit. Dann reichte sie Danso die Röhrchen, damit er sie abzeichnen konnte. Es war sieben Uhr abends; der Tag war wie im Flug vergangen. Lexie lebte. Sie lebte. Aber niemand konnte erklären, warum. Sie müsste tot sein. Das sagten alle.

Steif drehte ich mich um; ich hatte das Gefühl, mein Kopf würde gleich explodieren. Angeline saß ein paar Schritte weiter, bleich und geschockt, und starrte mich unentwegt an. Ich hatte den ganzen Tag nicht mit ihr gesprochen, ja sie nicht mal zur Kenntnis genommen.

»Du wirst mit ihr reden«, sagte ich. »Wenn sie aufwacht, wirst du ihr sagen, was sie tun soll.«

Sie öffnete den Mund, fast wie in Zeitlupe. Das Innere war rosa. »Was?«, flüsterte sie. »Was haben Sie gesagt?«

»Was sie jetzt tun soll, nachdem sie …« Ich schwieg und sah wieder zu Lexie. Sie hatten sie auf eine dunkelblaue Luftmatratze gelegt, die den Druck von den Verbrennungen an der Rückseite ihrer Beine nehmen sollte. Die Atemwege waren frei, und der Chefarzt hatte gesagt, das alles sei vielversprechend. Aber niemand tat so, als würden keine Narben zurückbleiben. Die hatte sie jetzt. Für den Rest ihres Lebens. Der erste Sanitäter, der das Safe House betreten hatte, war blass geworden, als er die Verbrennungen entdeckte. Ich erinnere mich, dass er versuchte, ihre Beine in Plastikfolie zu wickeln, dass der Einsatzleiter am Tatort ihn anschrie: *Beeilung! Beeilung!*, und dass ich allen Gesichtern ansehen konnte, dass mit diesen Verbrennungen nicht zu spaßen war. »Das Rentnersyndrom«, murmelte jemand in dem Wirrwarr. »Hab’s mal bei einem alten Mann gesehen, zu dem ich gerufen wurde. War im Bett gestorben. Als ich hinkam, hatte er sechs Tage lang auf einer elektrischen Heizdecke gebrutzelt.«

Die Geräusche des Boilers waren nicht vom Einschalten gekommen; das hatte er sich schon längst, bevor ich nach Hause

gekommen war. Was Danso, Angeline und ich im Wohnzimmer gehört hatten, waren Lexies Fersen gewesen, die einen reflexartigen Wirbel auf dem Heißwassertank getrommelt hatten. Neurologische Krämpfe, ein Tic – sie war bewusstlos, als ich die Schranktür öffnete. Sie hatte oben auf dem Tank gelegen. Das Kupferrohr, das zum Dachboden hinaufführte, lag zwischen ihren Beinen, und ihre Arme hingen nach hinten. Ihr Mund stand offen, der Kopf lehnte an der Wand, aufrecht und starr, obwohl ihre Augen geschlossen waren. Diese gespenstische Kopfhaltung war nicht zufällig: Sie war dort befestigt. Malachi hatte ihren Kopf immer wieder gegen einen Nagel geschlagen, der dort aus der Wand ragte – so heftig und so oft, dass ein Loch von der Größe eines Schnapsglases in ihrem Hinterkopf klaffte. Er hatte sie für tot gehalten. Und zu gern hätte er mein Gesicht gesehen, wenn ich sie fände.

Ich ficke deinen Seelenfrieden, Joe.

Die Ärztin riss die Zellophanverpackung von einem Instrumentensatz und legte den Inhalt zurecht. Ein dumpfer Schmerz machte sich in meinem Kreuz und meinen Kniegelenken breit: die Erschöpfung, die nach einem Adrenalinschub einsetzt. Ich wusste, was das für Instrumente waren und was die Ärztin tun würde. Lexies Beine waren so schlimm verbrannt, weil Dove ihr Strumpfhose und Höschen ausgezogen hatte, bevor er sie auf den Tank hinaufwuchtete. Die Isolierung hatte sich gelöst, und so war die Oberseite des heißen Kupferrohrs zweieinhalb Stunden lang in direktem Kontakt mit Gesäß und Oberschenkeln gewesen. Alles andere konnte ich verkraften – den Nagel, der sich in ihren Schädel gebohrt hatte, die Blutergüsse in ihrem Gesicht, die roten Male an ihrem Hals, wo er sie gewürgt hatte, aber der Gedanke an die fehlende Unterwäsche … Dieses Detail ließ meine Knie einknicken und mich würgend über der Spüle hängen.

Danso half mir so gut es ging. Er redete beständig auf mich ein und sorgte dafür, dass ich nicht durchdrehte. Er blieb eine ganze

Weile bei mir, während wir zum Revier fuhren und ich den elenden Prozess der DNS-Entnahme über mich ergehen lassen musste, denn wir schliefen ja immer noch im selben Bett, auch wenn der Sex zwischen uns so ziemlich eingeschlafen war. Ich ließ das Arschloch von einem Arzt nehmen, was er brauchte: Haare und eine Blutprobe. Den Rest des Tages über bemühte ich mich, mir nicht vorzustellen, wie ein Labortechniker irgendwo in Glasgow meine DNS mit der Doves verglich.

Ich ficke deinen Seelenfrieden, Joe.

Die Schwester unterbrach ihre Tätigkeit und verfolgte, wie die Ärztin ein Spekulum zur Hand nahm. »Ist es das, wofür ich es halte?«, fragte die Krankenschwester. »Hat der Chefarzt Ihnen gesagt, dass es okay ist?«

Die Ärztin spähte sie über ihre Brillengläser hinweg an. »Jawohl. Ich glaube, er hat tatsächlich seine Erlaubnis gegeben.«

»Wegen der Verbrennungen am Perineum. Sie sind wirklich höchst komplex. Das wissen Sie, oder?« Sie trat an das Bett, wo die Ärztin das Laken herunterzog und behutsam Lexies Beine auseinanderdrückte. »Es ist noch schlimmer wegen der Schwellungen.«

Ich schaute auf und sah, dass Dansos Blick auf mir ruhte. Ich wusste, was er zu bedeuten hatte: *Sie wollen nicht dabei sein. Sie wollen jetzt nicht hierbleiben.* Ich hielt seinem Blick stand. Die Ärztin schälte die Verbandsschicht zwischen Lexies Beinen ab und achtete darauf, den Katheterschlauch nicht herauszuziehen – und das genügte mir. Zittrig stand ich auf und verließ den Raum. Draußen auf dem Flur atmete ich langsam und mit Bedacht. Einen Augenblick später bemerkte ich, dass Angeline mit ausdruckslosem Gesicht hinter mir stand. Hier in der Wärme hatte sie ihren Mantel aufgeknöpft und hielt ein zusammengeknülltes Papiertaschentuch in der rechten Hand.

»Was ist?«, fragte ich. »Ich musste da raus. Konnte nicht mehr zusehen.«

»Ich weiß.«

Sie stand eine Weile da und schwieg.

»Was ist denn? Was willst du?«

»Joe?«, sagte sie leise. »Wenn sie aufwacht …?«

»Ja?«

»Wenn sie es Ihnen zeigt. Sie werden doch nicht …?«

»Was werde ich nicht?«

»Sie werden sie nicht spüren lassen, dass Sie sich vor ihr ekeln?«

Ich starrte sie an und kapierte nichts. »Was?« Mein Verstand war derart in Anspruch genommen, dass nichts hineindringen konnte. »Was sagst du da?«

Sie zögerte. »Lassen Sie sie nicht spüren, dass Sie sich vor ihr ekeln.«

»Angeline.« Meine Stimme klang gepresst. »Ich hab das nicht gesagt. Was immer du glaubst … ich habe es nie gesagt.«

5

Um neun am nächsten Morgen kommt Lexies Mum mit großem Gepäck. Dürre Waden in teuren Strümpfen unter dem Tweedrock. Eine Lammfellmütze von Harrods auf wippenden, kastanienroten Locken.

»Es war doch klar, dass das einmal passieren würde, Joe«, sagt sie kühl, als sie hereinkommt. »Und du wirst es mir nicht verübeln, wenn ich dir die Schuld gebe. Dir und deinem Job.«

Ich antworte nicht. Ich sehe zu, wie sie Lexie einen Kuss gibt. Ich sehe zu, wie sie der Krankenschwester befiehlt, einen Speichelfaden wegzuwischen, der an Lexies Kinn herunterläuft. Ich sehe zu, wie sie das Zimmer in Augenschein nimmt und sich einrichtet, wie sie Mantel und Hut aufhängt, ihre Sachen ordnet und sich geziert hinsetzt, eine Hand auf dem Rock, weil ich so ein Schwein bin und versuchen werde, einen Blick auf ihren Slip zu erhaschen. Blöde alte Kuh. Und ich sage kein Wort.

So bleiben wir sechsunddreißig Stunden lang sitzen: in einen

Kampf der Willenskräfte verwickelt: Wer zuerst einknickt und die Wache aufgibt, hat verloren. Ich hänge die ganze Zeit zusammengesunken auf meinem Stuhl, starre mürrisch in eine verknitterte Broschüre, die sie mir gegeben haben: *Nach Verbrennungen die Zukunft bewältigen: Psychosoziale Bedürfnisse*. Sie sitzt aufrecht und späht mit gespitzten Lippen über die Brille hinweg auf das Kreuzworträtsel im *Telegraph*. Ich behalte sie im Auge und achte darauf, dass sie nicht versucht, ihr Handy einzuschalten. Man hat uns jeden Kontakt mit der Außenwelt verboten. Nicht einmal Verwandte oder Freunde dürfen wir anrufen, denn die Polizei hat ein Problem.

Als die Sache mit Lex sich herumsprach, waren alle in Oban insgeheim erleichtert: Malachi hatte seinen Teil getan, um mich fertig zu machen, und sich dafür nur eine Person vorgenommen, nicht Hunderte, wie sie befürchteten. Aber jetzt sahen sie den Haken: Für Dove war der Fall erledigt, weil er Lex für tot hielt. Die Realität sah anders aus. Ein Lokalreporter hatte Wind davon bekommen, dass im Safe House jemand wohnte. Die Verbindung mit dem Massaker auf Pig Island hatte er noch nicht hergestellt, aber als sein gewohnter Polizeikontakt anfing zu mauern, wusste er, dass mehr dahintersteckte, und er fing an nachzubohren. Danso bemühte sich, die Sache unter dem Deckel zu halten: Er wusste, dass Dove jetzt fertig war, aber er wollte doch ganz sicher sein, bevor er irgendetwas an die Presse gab. Wir brauchten Doves Leiche. Das Stationszimmer war mit Jalousien abgesichert, und Ärzte und Schwestern wies man an, Stillschweigen zu bewahren. Auch Freunden gegenüber. Trotzdem hatte ich das Gefühl, dass die Sache jeden Augenblick platzen könnte, und dann würde alles herauskommen. Sollte Lexies Mum auch nur in die Nähe des Telefons kommen, würde ich mich auf sie stürzen.

Angeline hatte uns gut zugeredet, dass wir das Zimmer verließen, um uns ein bisschen auszuruhen. Im Angehörigenzimmer gab es Sofas, auf denen wir uns hätten ausstrecken können, und

sie würde uns rufen, wenn sich etwas ereignen sollte. Sie versorgte uns mit Kaffee und Snickers und erkundigte sich, wann man Lexie aufwachen lassen würde. Am zweiten Tag, vormittags um elf, brachte sie vier Doughnuts in einer rosaweiß gestreiften Schachtel. Auf dem Deckel war eine blaue Kochmütze abgebildet. Sorgsam breitete sie auf dem Stuhl neben Lex' Mutter eine Serviette aus und legte zwei Doughnuts darauf.

Lex' Mutter warf einen Blick darauf und lachte kurz auf. »Und da sagt man immer, die Jugend dieses Landes weiß nicht ordentlich zu essen.«

Angeline hielt inne, und einen Moment lang dachte ich, sie würde die Doughnuts wieder einpacken. Aber das geschah nicht. Stattdessen richtete sie sich auf und kam auf mich zu, stellte die Schachtel hin und einen Becher Kaffee dazu. »Meine Mutter ist tot«, sagte sie unvermittelt, ohne jemand Besonderen anzusprechen. Wir hoben beide den Kopf und sahen sie an. »Meine Mutter ist tot, aber sie war schön. Sie war schön, und sie war gut. Und sie hat mich geliebt.«

Ich betrachtete sie. In den vergangenen zwei Wochen war ihr Haar so weit gewachsen, dass die kahlen Stellen auf der Kopfhaut bedeckt waren. Sie hatte es gebürstet, und es glänzte sogar ein wenig im Licht. Außerdem schien sie Wimperntusche benutzt zu haben. Als sie jetzt Lexies Mum anstarrte, lag etwas Trotziges in ihrem Blick.

»Ja«, sagte sie, und ihre Stimme bebte. »Und wissen Sie was? Ich glaube, sie hat mich zu Recht geliebt.«

Dann setzte sie sich auf den Stuhl in der Ecke, zog den Deckel von ihrem Kaffeebecher und trank.

6

Es wurde allmählich Herbst, und vor den Fenstern im dritten Stock ragten die Monumente und Mausoleen der Nekropolis dunkel vor den Wolken auf. Unten auf der Zufahrtsstraße

standen Patienten in Bademänteln und Pantoffeln herum, rauchten hastig und gaben sich alle Mühe, keinen Blick auf die Grabdenkmäler und die gestrenge John-Knox-Statue zu werfen. Angeline saß schweigend auf der anderen Seite des Krankenzimmers und sah mich an.

Es war der dritte Tag, und der ganze Vormittag hatte sich nur um Haut gedreht. Die Schwester kam, um die Maße für den Kompressionsverband zu nehmen, welcher die Narbenbildung reduzieren und dafür sorgen sollte, dass Lexie ihre Gelenke bewegen konnte, wenn sie wieder genesen wäre. Sie würde sie anderthalb Jahre tragen müssen, sagte die Schwester. Ein Labortechniker von den Myskin-Labors kam und entnahm Biopsieproben. Da, wo er arbeitete, würden aus diesen kleinen Proben große Hautlappen gezüchtet, die dann zurückverpflanzt werden konnten. Am Mittag fing der plastische Chirurg an, den Neurologen unter Druck zu setzen: Er wollte das abgestorbene Hautgewebe entfernen. Der Neurologe schüttelte zweifelnd den Kopf, aber am Ende einigten sie sich auf den Nachmittag. Am Abend würde Lexie aus dem OP auf die Intensivstation für Verbrennungsopfer gebracht werden. Wach. Sie würde über ihre Zukunft Bescheid wissen, über den klinisch-psychologischen Dienst, über ihre Haut, die weit entfernt in einem Labor gezüchtet wurde.

Auf dem Stuhl neben Angeline döste die Schneekönigin; das Kinn ruhte auf ihrer Brust, und ein Boulevardblatt lag zerknittert auf ihrem Schoß. Als Danso kam, blieb er mit Struthers vor der Tür stehen und sah ein bisschen aus wie Columbo in seinem zerknautschten Regenmantel. Er trommelte an die Fensterscheibe und winkte mich und Angeline zu sich.

»Wir gehen einen Kaffee trinken«, sagte er, als wir herauskamen. Er hielt die Lokalzeitungen unter dem Arm, und man sah an seiner und Struthers Miene, dass etwas passiert war. »Es hat sich etwas geändert, und wir gehen jetzt mit Ihnen einen Kaffee trinken.«

Danso nahm Kurs auf die Krankenhauscafeteria. Ich hielt mit ihm Schritt, als wir hinaus- und über den Parkplatz gingen. Es nieselte. Struthers blieb mit Angeline hinter uns. Er bot ihr seinen Arm an, und sie humpelte neben ihm her.

»Ich werde es Ihnen gleich erzählen«, sagte Danso und hielt seinen Blick auf den Eingang der Cafeteria am Ende des Korridors gerichtet. »Ich werde es Ihnen erzählen, solange er nicht dabei ist.«

»Struthers?«

Er nickte. »Wir sind nicht deshalb hier, aber für Sie ist es wichtig, und ich möchte, dass Sie es im Gespräch unter vier Augen erfahren.«

»Was erfahre?«

»Wir haben die Resultate erhalten. Heute Morgen. Aus dem kriminaltechnischen Labor.«

Ich stockte einen Moment, lief dann aber im gleichen Tempo weiter, als hätte er nichts gesagt.

»Sie haben sie bekommen«, sagte ich in gleichmütigem Ton. »Und?«

»Er hat nichts hinterlassen. Nichts unter ihren Fingernägeln. Kein Haar, keine Haut.«

»Sie muss sich doch gewehrt haben.«

»Ja. Drei Fingernägel waren abgebrochen. Die andern …«

»Die andern?«

»Hat er saubergemacht. Geschrubbt. Die Leute sehen heutzutage so viele Krimis im Fernsehen, dass sie genau wissen, wie sie ihre Spuren verwischen können. Sie dürfte bewusstlos gewesen sein.«

Ich ging weiter und musste diese Neuigkeit erst einmal verdauen.

»Was soll das heißen, Peter – *er hat nichts hinterlassen?*«

Danso blieb stehen. Seine Hand lag auf dem Türgriff der Cafeteria. Sein Blick war ernst. Vor meinem geistigen Auge sah ich ihn als meinen Vater vor mir. Das war mir schon öfter

passiert mit Danso.

»Er hat sie so nicht angerührt, mein Junge.« Er legte mir die Hand auf die Schulter. »Warum er sie nackt zurückgelassen hat? Wer weiß das schon? Aber *so* hat er sie nicht angerührt. Also können Sie diese Gedanken abhaken.«

Ich stand da und hatte das Bedürfnis, ihm um den Hals zu fallen. Dann erschienen Angeline und Struthers am Ende des Korridors und kamen auf uns zu – und der Augenblick war vorüber. Wir betraten die Cafeteria, zogen unsere nassen Mäntel aus und suchten uns einen Tisch in der Nähe der Heizung.

7

Danso trank Tee aus einem Edelstahlbecher, und wir anderen hatten Kaffeetassen mit Plastikfiltern, die den ganzen Tisch bekleckerten. Wir aßen feuchte Ingwerplätzchen von schweren weißen Tellern, die heiß waren und nach Weißkohl rochen, als kämen sie geradewegs aus der Spülmaschine. In der Cafeteria war es wie in einem türkischen Bad; der Raum war dampfig, und an den Fensterscheiben tropfte das Kondenswasser herab.

Danso und Struthers spannten uns auf die Folter, ließen uns nur schnipselweise Informationen zukommen, die jedoch nichts mit der großen Neuigkeit zu tun hatten. Sie vermuteten, sagten sie, dass Dove uns über den Mietwagen ausfindig gemacht habe. Irgendwie musste er mich bei einer meiner Fahrten entdeckt haben, vielleicht auf meinem Weg vom Polizeirevier in Oban, und er hatte das Safe House tagelang beobachtet. Sein Wagen sei achtundsiebzigmal gesichtet worden. Wie sich herausstellte, ist eine Celtic-Fahne am Heckfenster in diesem Teil Schottlands keine Seltenheit. Und sie zeigten uns eine winzige Meldung im *Glasgow Herald,* in der es hieß, die Polizei gebe keinen Kommentar zu einem Überfall in Dumbarton, nach dem eine weibliche Person in kritischem Gesundheitszustand ins Krankenhaus eingeliefert worden sei.

»Wobei mir einfällt …« Danso wischte sich den Mund ab und sah mich an. »Ich wollte Sie noch etwas fragen.« Er schluckte seinen Keks hinunter. »Der Wagen. Sie sind sicher, dass Sie ihn nicht parken gesehen haben?« Er holte einen Stift aus der Jackentasche und zog mit den Zähnen die Kappe ab. Dann faltete er eine Serviette auseinander und zeichnete ein paar grobe Linien darauf. »Sehen Sie, wir glauben, er könnte hier geparkt haben.« Er malte ein X an die Straße, die an den Sportplätzen entlang zum Ostrand der Siedlung führte. »Was meinen Sie?«

»Könnte sein. Als ich ihn gesehen habe« – ich zeigte auf die Parallelstraße – »war er hier. Auf dieser Straße.«

»Damit das klar ist. Sie waren von hier gekommen« – er machte ein Zeichen an die Straße im Westen –, »von da, wo Ihr Babysitter stand. Also haben Sie hier angehalten, in dieser Richtung, und Sie haben ihn hier gesehen, parallel zum Humbert Place.«

»Ja.«

»Also hatte er hier oder hier geparkt. Jeder auf dieser Straße oder auf der Sportanlage hätte ihn gesehen.«

»Jeder außer unserem Babysitter.«

Danso räusperte sich. »Wir versuchen nur herauszufinden, wie er sich in der Siedlung bewegt hat.«

»Weil Sie Ihren Jungs aus der Patsche helfen wollen?«

Er seufzte. »Joe, es tut mir leid. Ich sehe schon, Sie glauben, wir sind hier, um Sie zu ärgern. Aber das ist nicht der Fall. Der Officer möchte sich bei Ihnen entschuldigen, wenn sein Disziplinarverfahren vorbei ist.«

Ich lehnte mich mit verschränkten Armen zurück und sah ihn ungläubig an. »Bitte. Verarschen Sie mich nicht.«

»Ich meine es ernst. Er will sich entschuldigen. Es wird ihm gut tun, mit Ihnen zu sprechen. Was sagen Sie dazu?«

Ich grinste erst ihn und dann Struthers an. Ein falsches Grinsen. »Was glauben Sie, was ich dazu sage? Dachten Sie

wirklich, ich sage ja?«

Danso fuhr sich mit den Fingern unter dem Hemdkragen entlang. »Aye. Das dachten wir.« Er warf Struthers von der Seite einen Blick zu. »Wir dachten nicht, dass er darüber glücklich sein würde. Oder?«

»Nein.«

»Okay«, sagte Danso. »Ich will nicht weiter darauf herumreiten –«

»Ich meine es ernst. Ich werde nicht mit ihm sprechen. Ich habe keine Lust, mir anzuhören, wie schwierig es war, Dove in dieser Siedlung zu entdecken.«

»Aber das ist nicht der Grund, weshalb wir über Doves Wege nachdenken.«

»Weshalb dann?« Ich sah die beiden zornig an. »Aus welchem Grund müssen Sie denn sonst noch wissen, *wie* er in diese *beschissene* Siedlung gekommen ist, um meine *Frau* ins verdammte *Koma* zu stürzen?«

»Weil …«, Struthers schaltete sich ein. Er hatte einen roten Kopf, »… weil wir wissen wollen, wann er das hier eingeworfen hat.« Er holte einen braunen Umschlag aus seinem Aktenkoffer und legte ihn auf den Tisch. »Deshalb.«

Angeline und ich starrten den Umschlag an.

»Er hat das Haus saubergemacht«, sagte Danso gereizt. »Ich sage Ihnen doch – da war nichts von ihm. Nichts. Konnten nicht mal nachweisen, dass er in der Siedlung war, bis wir das hier in Händen hielten. Der einzige Beweis, den wir haben.« Er öffnete den Umschlag und schüttelte den Inhalt auf den Tisch. Es waren zwei Schwarzweißfotos und ein brauner Briefumschlag in durchsichtigen Asservatenbeuteln. »Das lag im Briefkasten in der Siedlung, eingeworfen irgendwann vor der Leerung um drei an dem Tag, an dem er bei Lexie war. Wenn es das ist, was wir glauben, läuft alles in unserem Sinn.«

»Alles läuft in unserem Sinn?«

»Alles.« Er sah mich an, dann Angeline, dann wieder mich.

»Es ist ein Abschiedsbrief. Er teilt uns mit, wann er sich umbringt.«

8

Der Umschlag war nicht frankiert und an Danso in Oban adressiert. Er enthielt die Fotos von Malachi Dove, die aus dem Arbeitszimmer auf Pig Island verschwunden waren. Das eine zeigte ihn mit Asunción, Angelines Mutter. Vielleicht war es ein Hochzeitsfoto, denn sie trug Blumen im Haar, und eine steckte an seinem Revers. Das zweite zeigte ihn beim Beten. Wie er auf dem Rücken lag und aussah wie ein Toter. Angeline und ich streckten beide die Hand danach aus.

»Stopp!«, warnte Struthers. »Nicht anfassen. Ich musste dem Kollegen in der Asservatenkammer um den Bart gehen, damit ich das hier mitnehmen konnte. Die Sauberhaltung der Beweismittel ist sein Ein und Alles. Wenn er auch nur einen Ihrer Fingerabdrücke findet, reißt er mir den Arsch auf.« Er lächelte Angeline gequält an. »Entschuldigen Sie die Ausdrucksweise, Kindchen.«

»Das gehört ihm.« Angeline sah ihn mit versteinerter Miene an. »Das ist aus seinem Arbeitszimmer.«

»Aye. Das wissen wir. Seine Fingerabdrücke sind überall.« Danso drehte die Fotos um. Auf der Rückseite waren sie in einer kleinen, schnörkeligen Handschrift beschrieben. Er schob das Bild von Dove und Asunción zu uns herüber. Wir beugten uns vor und betrachteten die Zeilen. Sofort spürte ich, wie sie mich faszinierten.

»Es handelt von Ihnen«, sagte Struthers. »Von Ihnen und Alex.«

Ich zog das Foto näher zu mir heran.

Ich habe gepflügt mit deiner Färse, mein Freund [hatte er geschrieben]. *Und nun, da du die letzte Münze bezahlt hast, bist*

du gefesselt mit Ketten von Eisen, und deine Qual ist die Qual des Skorpions, wenn er einen Menschen sticht. In Trauer zu leben, ist schlimmer als der Tod. Beizeiten wirst du den Tod suchen, und du wirst ihn nicht finden. Du wirst dir WÜNSCHEN zu sterben, doch der Tod wird dich fliehen …

Ein böses Lächeln zuckte um meine Mundwinkel. Die Worte erinnerten mich an die alten Zeiten in Albuquerque, als er mein Gegner war und mein Kopf voll von dem Müll, den er verzapfte, als ich jung und zornig genug war, um den Drecksack umzubringen. Aber diesmal war ich der Sieger, denn Lexie lebte noch. Es war, als neigte das eine Ende meines Lebens sich zurück und berührte das andere.

»Und das hier wird Ihnen besonders gefallen«, sagte Struthers nach einer Weile. Er deutete auf die Rückseite des Gebetsfotos. »Mal sehen, ob er uns das sagt, was wir *glauben.*«

Den oberen Bereich der Rückseite hatte er in zwei Spalten eingeteilt. Über der einen stand *Genommen von Gott,* über der anderen *Genommen vom Antichrist.* Unter *Antichrist* hatte er *Judas* und *Ahitofel* geschrieben, und unter *Gott* stand: *Abimelech, Samson, Malachi Dove.* Darunter ein paar Zeilen.

Ich wurde verwundet im Haus meiner Freunde, und nun ist meine Ernte vorüber, der Sommer zu Ende, und meine Tage sind wie das Gras – der Wind geht darüber hin, und sie sind fort. Wie das Reh lechzt nach dem kühlen Born, so lechzt meine Seele nach dir, O GOTT. Ich werde davonfliegen. Niemand nimmt es von mir, sondern ich lasse es von mir selbst, hier am Ende meiner fünfzig Jahre.

Es war lange still. In der Küche ließ jemand einen Stapel Teller fallen. Eine Tür schlug zu. Jemand lachte. Aber an unserem Tisch sprach niemand.

»Am Ende meiner fünfzig Jahre?«, fragte ich nach einer Weile. Struthers und Danso nickten. Sie schauten Angeline und

mich erwartungsvoll an. Warteten ab, ob wir zu dem gleichen Ergebnis kämen wie sie. »An seinem Geburtstag?«

»Das nehmen wir an.«

»Der ist am fünfundzwanzigsten September«, sagte Angeline leise.

»Genau.«

»Und der ist …?«

»Morgen.« Struthers nickte. »Morgen. Jetzt müssen wir Alex nur noch vierundzwanzig Stunden aus der Zeitung raushalten.«

Und so verbrachten wir den ganzen nächsten Tag auf der Stuhlkante und warteten, dass es Abend wurde. Und wir dachten, wenn wir seinen Geburtstag überstanden hätten, wäre alles okay. Was wirklich saukomisch ist, ein beschissener Witz auf meine Kosten, wenn man bedenkt, dass ich mich, als sein Geburtstag vorüber war, einen Dreck um ihn scherte. Denn am Abend seines Geburtstags konnte ich nur noch an Lexie denken und mich fragen, wie es hatte kommen können, dass sie tot war. Gestorben an einer Sepsis. Um einundzwanzig Uhr dreißig am 25. September. Alter: zweiunddreißig Jahre.

TEIL DREI
LONDON
FEBRUAR

Oakesy

1

Zehn leere Newkie-Brown-Flaschen hängen an der Wand …

Zehn leere Bierflaschen, aufgereiht auf der Klobrille. Zehn. Ich lag in der Badewanne, starrte sie mit leerem Blick an und versuchte mich zu erinnern, wie lange ich gebraucht hatte, um sie zu trinken. Ich konnte mich nicht aufraffen, aus der Wanne zu steigen und auf die Toilette zu gehen, aber ich musste pissen – seit zwanzig Minuten schon. Also lag ich hier vielleicht … wie lange? Eine Stunde? Zwei?

Es war vier Monate her, dass Lexie gestorben war (»Sepsis«, hatte der Chefarzt erklärt. »Die Gefahr einer Sepsis bestand vom ersten Augenblick ihrer Einweisung an, und es fällt mir schwer zu glauben, dass man Sie davor nicht gewarnt hat.«), und man kann wohl mit Fug und Recht sagen, dass ich mich hatte gehen lassen. Ich wusste nicht, was mich mehr deprimierte: dass sie tot war oder dass Dove nach all dem doch noch gewonnen hatte. Immer wenn man in Schottland eine Leiche fand – zerschmettert an einer Felswand oder aufgedunsen im Meer – glaubten sie, es sei Dove. Aber er war es nicht. Dabei hatte ich mir eingebildet, er würde leicht zu finden sein. Also hatte ich mich auch in diesem Punkt geirrt. An manchen Tagen glaubte ich die Antwort zu kennen, an anderen nicht.

Auf dem Fußboden klingelte mein Handy. Ich streckte die Hand über den Wannenrand, griff nach meiner Jeans und schüttelte sie, bis das Telefon aus der Tasche fiel.

»Darf man Handys in der Badewanne benutzen?«, fragte ich das Telefon und starrte es an. Auf dem Display stand: *Finn. Annehmen?* Ich weiß nicht. Ich meine, wird es mich umbringen,

wenn ich es tue? Ich klappte das Handy auf. »Ich bin in der Wanne«, sagte ich. »Das könnte mein Tod sein.«

»Na bravo«, meinte er. »Zwei Uhr nachmittags, du hängst in der Wanne ab, und ich starre auf eine leere Mailbox. Bis heute Morgen um neun hatte ich mit fünfzehntausend Wörtern und einem Exposé gerechnet. Was finde ich? Sechs unerwünschte Manuskripte und einen Ghanaer, der möchte, dass ich Geld auf sein Konto überweise.«

Ich gab keine Antwort. Ich hatte getrödelt und darauf gewartet, dass Doves Leiche auftauchte, bevor ich mich auf einen Buchvertrag einließ. Aber mir war klar, dass mir die Zeit davonlief. Ein großer Teil dessen, was sich auf Cuagach ereignet hatte, war bereits an die Öffentlichkeit gedrungen: Man wusste von den Schweinekadavern, den Dämonenfiguren und vom Leben der Gemeinde für Psychogenes Heilen. Zwei ihrer Exmitglieder hatten schon Buchverträge abgeschlossen, um ihre Geschichte zu publizieren. Die Story, alles, was den letzten sechs Monaten einen Sinn gegeben hatte, entglitt mir.

»Er ist tot, Oakes. Tot. Verstehst du?«

Ich steckte einen Fuß aus dem Wasser und betrachtete ihn. Er war rosig und runzlig wie die Haut einer Babyratte. Ich versuchte, mit dem Zeh den Heißwasserhahn aufzudrehen, aber er rührte sich nicht.

»*Oakes*«, fauchte Finn, »hörst du mich?«

Ich drückte fester gegen den Hahn. Als das auch nicht half, änderte ich meine Strategie und schob den Zeh hinein. Ich musste lachen und an einen alten Film denken, in dem ein Klempner ins Bad kommt und eine Blondine findet, deren Zeh im Wasserhahn klemmt. Ich lachte noch einmal; es gefiel mir, wie meine Stimme von den Wänden widerhallte.

»Oakes, du gehst mir auf den Sack. Du lachst. Kannst du dich selbst hören? Du *lachst*.«

»Ja«, sagte ich, »ich weiß. Mein Zeh steckt im Wasserhahn. Das ist komisch.«

Stille. Dann: »Joe, du kannst dasitzen und dich kaputtlachen, weil dein Zeh im Wasserhahn steckt, aber hier draußen in der wirklichen Welt erscheinen jeden Tag Artikel über das, was auf Cuagach passiert ist. Erst heute Morgen kam was über seine mexikanische Frau, Asunción. Sie ist vor zwei Jahren auf dem Festland gestorben, hast du das gewusst?«

»Ja. Ist mir bekannt.«

Er schwieg. Ich starrte meinen Zeh an. Jetzt sah er noch mehr aus wie eine Ratte. Eine Ratte mit der Nase im Wasserhahn.

»Oakes, du bist pleite, hab ich Recht?«

Ich zog den Zeh heraus und ließ den Fuß ins Wasser plumpsen. »Ja«, antwortete ich dumpf. »Du hast Recht.« Ich hatte schon lange keinen Honorarscheck mehr bekommen. Mein Konto bei der Presseagentur stand auf null. Und was noch schlimmer war: Bei meiner Rückkehr nach London hatte ich festgestellt, in was für eine finanzielle Misere Lexie sich gebracht hatte, ohne mir etwas davon zu sagen. Sie hatte unser gemeinsames Konto um mehr als dreitausend Riesen überzogen und zahlte ihrem Therapeuten siebzig Pfund pro Sitzung. Und ihre Entlassungspapiere waren auch in der Post. Noch ein Teil ihres Lebens, den sie vergessen hatte zu erwähnen.

»Und gestern«, fuhr Finn fort, »habe ich gehört, dass irgendein Schreiberling aus Glasgow *seine* Story versteigert. Anscheinend hat er ein paar Hauptakteure bei der Polizei *und* die Aufräumtruppe von Pig Island interviewt. Er sagt, sie haben ihn in die provisorische Leichenhalle gelassen, und angeblich besitzt er Fotos.«

»Ich besitze Fotos aus der Leichenhalle«, sagte ich kalt. »Das habe ich dir schon gesagt –«

»Ich weiß. *Aber das ist jetzt mehr als vier Monate her*.«

»Ja. Und in dieser Zeit habe ich meine Frau verloren.«

Finn seufzte. »Das tut mir leid, wirklich. Aber du benimmst dich wie einer, der auf einer beschissenen Zuckerwattewolke über den Himmel schwebt. Jetzt pass auf, ich sage dir, was du

tun musst.« Ich hörte, wie er seinen Computer ausschaltete und sich mit seinem Stuhl vom Schreibtisch wegdrehte. »Erstens: Schick mir die fünfzehntausend Wörter. Zerbrich dir nicht den Kopf über Dove, sondern schreib einfach. Und dann möchte ich, dass du mit dem Bengel redest.«

»Mit welchem Bengel?«

»Der sich den Jux mit dem Video gemacht hat. Im Teufelskostüm auf der Insel herumgekaspert ist. Der ist wichtig für die Story. Hast du schon mit ihm gesprochen?«

Ich zögerte. Die Wintersonne zauberte Sterne an die Fensterscheibe. Angeline war da draußen im Garten. Sie war mit mir nach London gekommen, um zu warten, bis Malachis Leiche gefunden würde und das Testament eröffnet werden konnte. Ich wusste, dass es ein Fehler war. Ich hatte ihr das Vorderzimmer gegeben, das mit dem Gästefuton, der mit orangegelben Blumen bedruckt war, von denen Lexie so begeistert gewesen war. Und da blieb sie Tag für Tag, die Tür geschlossen, und kam nur heraus, um zu kochen oder in den Garten zu gehen. Viele Stunden verbrachte sie da draußen, grub die Beete um und pflanzte Gemüse, manchmal sogar im Dunkeln. Aber vor allem beobachtete sie mich. Sie saß am Küchentisch, das Kinn in die Hände gestützt, und starrte mich an, als erwartete sie, dass ich etwas sagte. Es kam so weit, dass ich sie gar nicht mehr ansah. Mir war klar, wenn ich es täte, würde ich in einen Bereich meines Kopfes gehen müssen, den ich lieber verschlossen hielt.

»Und?«, fragte Finn. »Hast du ein Interview mit dem Jungen? Ohne Interview sieht das Ganze aus, als wärst du nicht am Ball geblieben. Es wirkt schludrig.«

»Weißt du was?«

»Was?«

»Das liegt wahrscheinlich daran, dass ich schludrig *bin.* Tatsächlich. Ich bin so schludrig, dass ich in diesem Augenblick in mein Badewasser pisse. Es ist kalt geworden; also pisse ich rein, während ich mit dir rede.«

Nach einer kurzen Pause sagte er: »Nein, das ist nicht wahr. Rede nicht so krank daher.«

»Stimmt aber.« Ich schloss die Augen und entspannte meine Muskeln, und der Urin floss über meine Oberschenkel. »Ich sag's dir.«

»Mein Gott, Oakes. Was ist mit dir los? Was passiert da? Du musst dich zusammenreißen …«

Ich ließ das Telefon zu Boden fallen und lehnte mich in der Wanne zurück. Kondenswassertropfen hingen wie Tränen an der Decke; das ganze Badezimmer war feucht vom Dampf. Kein Wunder, dass mir kalt ist – das Badezimmer stiehlt meine Wärme, dachte ich, und plötzlich musste ich weinen. Ich zitterte und weinte und schlug die Hände vors Gesicht. Ich schüttelte den Kopf und heulte wie ein Baby. Ich stand auf, wütend, schluchzend. *Du hast dich soeben vollgepisst, Herrgott noch mal! Wo soll das noch enden?* Ich zog den Stöpsel aus der Wanne, drehte die Dusche auf und stellte mich darunter, schluchzend vor Selbstmitleid. Das kalte Wasser prasselte auf mich herab, während das Pisswasser im Abfluss zwischen meinen Zehen versickerte.

2

Lex und ich hatten fast vier Jahre in diesem Haus nahe der Harrow Road gewohnt. Die viktorianischen Doppelhäuser in dieser Gegend verfügten allesamt über Einfahrten und Seiteneingänge und waren höchst begehrt, wenn man den örtlichen Immobilienmaklern glauben konnte, die einem ständig ihre Handzettel in den Briefkasten stopften. Aber ich wusste, dass mein Haus der Nachbarschaft keine Ehre machte. An den Fensterrahmen blätterte die Farbe ab, und der Keller war voll von dem Gerümpel, das der Vorbesitzer hinterlassen hatte: Farbeimer, Küchenfliesen, eine verrostete Kühl-Gefrier-Kombination, die ich mich nie zu öffnen getraut hatte. Als wir,

ich und Angeline, im Dezember aus Schottland zurückkamen – nachdem das Haus vier Monate verlassen gewesen war –, konnte man den Keller durch die Bodendielen riechen. Während sie die Heizung einschaltete und die toten Fliegen von den Fensterbänken fegte, ging ich als Erstes hinunter und öffnete die Tür zum Garten, um ein bisschen frische Luft hereinzulassen.

Das war jetzt fünf Wochen her, und ich hatte vergessen, sie wieder zu schließen.

Es war Dienstag. Der Tag nach Finns Anruf. Mit hochgezogenen Schultern saß ich in meinem dünnen Pullover in der Kälte unter dem kranken alten Apfelbaum; ich starrte die Kellertür an und versuchte die Energie aufzubringen, mich zu erheben und etwas zu tun. In der Ecke des Gartens war Angeline dabei, den harten Lehmboden aufzulockern. Vor ihrem Mund bildeten sich Atemwolken. Wenn ich zu ihr in den Garten hinauskam, sprachen wir fast nie miteinander. Ich hörte, wie sie atmete, und ab und zu klickte es, wenn sie mit der Forke an ein Steinchen stieß. Aber ansonsten lag eine Stille über dem Garten, wie es sie so nur im Winter zu geben schien.

An einem Wochenende wären die Nachbarn mit ihren Schubkarren unterwegs gewesen und hätten Säcke mit Kompost und Erde transportiert, aber heute war alles still und verlassen. Wir waren die Einzigen draußen. Kahle Äste spiegelten sich in den Fensterscheiben.

Angeline arbeitete hart. Sie trug ein Kopftuch, erdverkrustete Stiefel und einen dicken Hanffaserrock. Ihr Haar war nachgewachsen, sehr dunkel und lockig. Wenn sie sich bückte, drückte sich die Missbildung in Umrissen von innen an den Rock.

»Was ist?«, fragte sie und richtete sich auf. Ihr Gesicht war gerötet von der Arbeit und der Kälte. Ihre Haut wirkte frisch und gesund. Sie strich sich eine lose Haarsträhne hinters Ohr. »Was starren Sie so?«

»Tu ich nicht«, sagte ich.

»Sie starren mich an. Was ist los? Sie wissen, was unter mei-

nem Rock ist. Sie haben es gesehen, was starren Sie also?«

Ich holte tief Luft. Mein Herz schlug ein wenig schneller. Heute also war der Tag, an dem wir darüber reden würden.

»Na?«

»Was, na?«

»Sie haben es gesehen, aber kein einziges Mal darüber gesprochen, was Sie wirklich denken.« Sie umklammerte die Forke und drückte sie in den Boden. Ihre Fingerknöchel waren weiß. »Joe? Was haben Sie gedacht? Über den Zwilling? Meinen Zwilling?«

Ich sah sie an, konnte aber nicht antworten. Ich brachte kein Wort heraus, wusste nicht, was ich dachte. Ich hatte Lexies Briefe gelesen und mit Guy Picot gesprochen und mir irgendwie vorgestellt, ich hätte mich damit auseinandergesetzt und alles in meinem Kopf geordnet. Aber es gelang mir, nicht weiter darüber nachzudenken. Ich hatte es irgendwohin verdrängt, eingeschlossen in einer Kammer, die ich nicht betreten wollte.

»Na?«

Ich stand auf und ging über den gefrorenen Boden zum Gartentor, das der Wind einen Spaltbreit geöffnet hatte, sodass ich ein Stück des Kieswegs dahinter sehen konnte. Ich wartete ein, zwei Sekunden und überlegte, ob ich etwas zu sagen hätte. Aber da mir nichts einfiel, zog ich das Tor zu und schob mit dem Fuß einen Stein dagegen, um es festzuklemmen. Ich betrachtete das Tor, betrachtete den Stein, der unten eingekeilt war, und drehte mich zu Angeline um.

»Weißt du was? Weißt du, wann es mir besser geht?«

»Nein. Wann?«

»Wenn sie die Leiche deines Dad gefunden haben.« Ich ging zur Kellertür und machte sie zu. Dann richtete ich mich auf, klopfte mir den Schmutz von den Händen und schaute zum wolkenverhangenen Himmel empor. »Aber ich nehme an, das weißt du schon.«

In der Küche machte ich mir eine Flasche Newcastle Brown auf und setzte mich damit an den Tisch. Draußen wurde es dunkel. Ich saß gerade auf dem Stuhl, die Hände auf den Knien und mit klopfendem Herzen. Ich versuchte die Zeitung zu lesen. Aber es gelang mir nicht. Die Uhr an der Wand tickte höllisch laut.

Nach ungefähr zehn Minuten ging die Tür auf. Zuerst dachte ich, es sei der Wind, aber dann kam sie herein. Sie sah mich nicht, denn ich saß im Dunkeln. Sie blieb auf der Fußmatte stehen und stampfte mit den Füßen, um den Lehm loszutreten. Und sie tat es so heftig, dass man hätte denken können, sie sei stinksauer auf den Boden. Mit der Fußspitze schob sie den einen Stiefel herunter und wollte gerade das Gleiche mit dem anderen tun, als sie merkte, dass ich da war. Sie erstarrte, einen Fuß im Stiefel, einen im Strumpf. Ihr Blick richtete sich auf mich.

»Was ist?« Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich in meiner eigenen Küche saß. »Was?«

Sie schüttelte den Kopf. Sie wollte etwas sagen, aber dann schloss sie die Augen, atmete heftig, als wäre sie krank, und begann zu weinen. Die Tränen liefen ihr nur so übers Gesicht.

»O Gott.« Ich ging zu ihr, wusste aber nicht, was ich tun sollte. Also tätschelte ich vorsichtig ihre Schulter, ohne die Hand zu lange verweilen zu lassen – wie man ein Tier streichelt, das vielleicht beißt. »O Gott. Es tut mir leid. Es tut mir leid. Wirklich.«

Sie wandte sich ab, drehte das Gesicht zur Wand, legte die Hände auf die Ohren und weinte und weinte. Ich fühlte mich wie unter Schock, hilflos und hatte nicht den Mut, sie in die Arme zu schließen.

»*Wann wird es vorbei sein, Joe? Wann?*«

»Wann wird was vorbei sein?«

»Das hier. Dieses … dieses …« Sie brachte die Worte nicht über die Lippen, weil sie so zitterte. »*Sie sind gelähmt, Joe, einfach gelähmt, und ich weiß nicht, warum. Ich meine, Sie haben den Brief gelesen. Sie wissen, was sie getan hat.*«

»Was wer getan hat? Lexie?«

»Ja, Lexie. Sie wissen, was sie getan hat. Warum können Sie sie nicht vergessen?«

»Warum kann ich sie …? Nein. Es geht nicht nur um sie – nicht mehr, jedenfalls.«

»*Dann um meinen Dad. Es geht um ihn.*«

»Ja, um ihn«, sagte ich. »Um ihn auch. Es geht um eine Menge –«

»Und das ist genauso schlimm. Sehen Sie das denn nicht? Wenn Sie zulassen, dass er Sie am Schreiben hindert, dann hat er gewonnen. Dann hat er noch einmal gewonnen, und Sie sitzen einfach da und sehen zu, wie die Welt an uns vorbeizieht.«

»Ja, aber – hey! Moment mal!«

Sie rannte an mir vorbei, aus der Küche und die Treppe hinauf und verschwand in ihrem Zimmer. Ich blieb stehen und lauschte, überlegte, ob ich ihr nachgehen sollte. Ich hörte, wie sie Gegenstände umherräumte, und nach einer Weile stieg ich die Treppe hinauf. Oben auf dem Absatz blieb ich stehen. Ihre Zimmertür stand offen. Sie hastete hin und her und zerrte bündelweise Sachen aus den Regalen. Ich war seit Wochen nicht in ihrem Zimmer gewesen. Es war vollgestopft mit Büchern aus der Bibliothek und mit Notizen. Überall lagen Stapel von Papier mit Dingen, die sie aus dem Internet heruntergeladen und ausgedruckt hatte.

»James Poro.« Als sie mich auf dem Treppenabsatz sah, warf sie ein Buch zu Boden. Es war aufgeschlagen, und ich sah ein Schwarzweißfoto. Mehr konnte ich nicht erkennen, denn sofort flog ein zweites Buch hinterher und dann ein drittes. »Lazarus-Joannes Baptist Colloredo, Betty Lou Williams …« Sie wandte sich den Regalen zu und suchte die Buchreihen ab. Ich starrte das eine Buch auf dem Boden an. Sah das Foto eines hinreißend hübschen Mädchens in einem Sonntagsandachtskleid. Auf ihrem Schoß lagen vier winzige Gliedmaßen, rundlich und schwarz auf dem weißen Kleid. Falls auch ein Kopf existierte, so konnte man

ihn nicht sehen; er steckte im Bauch des Mädchens. Mein Blick wanderte von den Gliedmaßen zum Gesicht des Mädchens und wieder zurück.

»Betty Lou.« Angeline kam heran und schleppte noch mehr Bücher. Sie ging in die Hocke, klemmte sich die Bücher zwischen Knie und Brust und legte eine Hand auf das Gesicht des Mädchens. Sie weinte nicht mehr. Die Tränen auf ihren Wangen waren getrocknet, und ihr Blick war starr. »Betty Lous Zwilling war epigastrisch. Wissen Sie, was das heißt? Nein. Woher auch? Es bedeutet, dass der Zwilling hier eingewachsen ist. Am Bauch.« Sie schlug ein neues Buch auf und klatschte es auf den Boden. »Die meisten sind epigastrisch, aber bei manchen ist es auch wie bei mir. Sehen Sie, hier – Frank Lentini. Er hatte wie ich – ein Extrabein. Sehen Sie, Joe, sehen Sie doch, wo es sitzt.«

Ich hob die Hand, um sie zu bremsen. Ich konnte das nicht ertragen, diese Sciencefiction, dieses viktorianische Bestiarium, das sie mir hier zeigte. »Das ist nicht echt. Das ist nicht echt.«

»›Der verborgene Teil des Parasiten besteht aus großen zystischen und tubulären Strukturen.‹« Sie nahm ein Blatt und las mit wütender Stimme: »›Solide Organe, ähnlich der Leber und -‹«

»Angeline –«

»›*Ähnlich der Leber* und der Milz. Es gibt rudimentäre gastrointestinale Strukturen, einen Darmbeutel beispielsweise, ein rudimentäres genitourinales System, schwere Skelettanomalien, welche die Rückenwirbel des Autositen beeinträchtigen …‹« Sie hielt ein anderes Buch dicht vor meine Augen, sodass ich es ansehen musste. »Es ist echt, Joe. Es ist echt.«

Das Bild zeigte einen jungen Mann mit einem kleinen Turban auf dem Kopf. Er lächelte freundlich in die Kamera und hielt zwei schlaffe kleine Arme hoch, die vorn aus seinem bestickten Gewand ragten. Ein dazugehöriges Paar Beine baumelte darunter bis knapp unter seinen Gürtel. »© Barnum and Bailey Collection«, stand unter dem Foto. »Bis zur Ära der pränatalen

Scans und der Mikrowissenschaften waren die Zirkusse voll von parasitären Zwillingen. Das ist Laloo. Er war berühmt. Hat ein Vermögen verdient. Aber wissen Sie, was das Schlimmste für ihn war? Für Laloo?«

Ich schob das Buch weg, hockte mich in den Türrahmen und umklammerte meine Fußknöchel. Ich konnte es nicht mehr ertragen.

»Das Schlimmste war, dass er seinen Zwilling nicht am Urinieren hindern konnte.«

»Bitte …«

»Er wusste nie, wann es passieren würde. Er konnte es nicht verhindern. Und da glauben Sie, *ich* habe Probleme.«

Schwer atmend stand sie über mir in der Tür. Ihr Gesicht war rot gefleckt. Mir wurde plötzlich bewusst, dass ich ihr Gesicht noch nie richtig betrachtet, nie wirklich wahrgenommen hatte. Ich hatte nie bemerkt, dass sie hübsch war. Ich hatte immer nur an ihren Körper gedacht. Ich senkte den Blick, und mein Herz pochte. Ich konnte sie nicht ansehen, »Joe«, sagte sie mit leiser Stimme, »Joe, Sie können es mich nicht länger totschweigen lassen. Es geht nicht, dass ich nicht darüber rede. Ich kann damit nicht länger allein sein.«

Mit heißem Gesicht saß ich da, starrte auf ihren Rock und kämpfte gegen das Gefühl an, dass dieser Augenblick mein ganzes Leben lang auf mich gewartet hatte. Sieh ihm ins Gesicht, Alter. Tu es. Friss oder stirb. Ich räusperte mich, richtete mich auf den Knien auf und beugte mich vor. Dann streckte ich die Hand aus und schob sie unter den Saum ihres Rocks. Sie erstarrte, aber ich nahm die Hand nicht weg. Ich fand ihre kleine, warme Wade und umschloss sie mit Daumen und Zeigefinger. Der Schaft ihres Stiefels drückte sich an mein Handgelenk. In dieser verrückten Position blieben wir eine ganze Weile, ohne einander anzusehen.

»Du bist nicht allein«, sagte ich nach einer Ewigkeit. »Spürst du das nicht?«

3

»Na, wenn hier nicht der Arsch von London ist.« Finn kam herein und schnippte die Regentropfen von seinem Mantel, als käme der Regen in Kilburn aus dem Abwasserrohr statt wie in Chiswick aus Evian-Flaschen. Es war Donnerstag. Er war gekommen, weil ich ihm gesagt hatte, ich sei bereit zum Reden. »Ich hatte vergessen, wie beschissen es hier ist.«

Er zog den Mantel aus und warf ihn über die Stuhllehne. Er trug einen Anzug, aber Spuren des subversiven Finn waren noch da – Siebziger-Jahre-Koteletten, die fast bis zum Kinn reichten, ein glänzender breiter Schlips mit einem Playboyclip, ein Ohrstecker mit einem Zenner-Symbol und eine der Jahreszeit nicht ganz gemäße Sonnenbräune. Er beugte sich vor, um sich im Dielenspiegel zu betrachten, und wischte sich die Tropfen vom Haar. Dann warf er mir einen Blick zu.

»Du siehst nicht so schlecht aus, wie ich erwartet habe.« Er tätschelte mir den Arm. Aussprechen würde er es niemals, aber er machte sich Sorgen um mich. Er ist mein Cousin. »Ich meine, du siehst scheiße aus, aber nicht so scheiße, wie ich dachte.«

»Du brauchst nicht lange zu bleiben.« Ich sah auf die Uhr. »Um sieben schmeiß ich dich raus.«

»Yep.« Er hob die Hand. »Ich freue mich auch, dich zu sehen.«

Wir gingen ins Wohnzimmer. Angeline stand in der Küchentür; sie zog gerade ihren Gartenmantel an und band sich das Kopftuch um. Als sie Finn sah, trat sie lächelnd auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. Mit der anderen strich sie sich eine Haarsträhne aus der Stirn. Sie bewegte sich geschmeidig und wirkte so überlegen, so gelassen, dass ich in meinem verblichenen Hemd und meinen Chinos neben ihr aussah wie ein schäbiger Bustourist.

»Finn, das ist Angeline.«

»Angeline. Hey!« Finn gab ihr die Hand. Er betrachtete sie:

die dunklen Locken, die kleine Nase. Sie hatte sogar ein bisschen Lippenstift aufgelegt. »Wie geht's?«

»Gut, danke.«

»Irre, Angeline«, sagte er. »Irre, dich kennenzulernen.«

»Angeline wollte eben in den Garten«, erklärte ich. »Stimmt's, Angeline?«

Sie hielt ihre Gärtnerhandschuhe hoch. »Bin leider süchtig danach.« Ruhig ging sie durch die Küche und zur Hintertür hinaus. Als sie weg war, blieb es ein Weilchen still. Dann drehte er sich zu mir um und sah mich verblüfft an.

»Was ist?«

»Was?«, flüsterte er. »Du hast nie ein Wort über sie gesagt. Sie ist total super.« Er ging in die Küche und zog den Vorhang beiseite. Dann stellte er sich auf die Zehenspitzen und drückte die Nase an die Scheibe, damit er sie im Garten sehen konnte. »Was hat sie denn?«, fragte er. »Hinkt sie oder was?« Er drehte sich zu mir um. »Ist sie verletzt?«

Ich stand schweigend da und starrte ihn ausdruckslos an.

»Was ist los?«, fragte er. »Was guckst du mich so an? Das Mädchen hinkt, ich frage, wieso. Werde mir hier bloß nicht politically correct.«

»Komm mit nach oben. Ich muss dir was zeigen.«

»Was denn?« Er ließ den Vorhang los und folgte mir widerwillig zur Treppe. »Willst du mich verführen?«

Im Arbeitszimmer knipste ich das Licht an und schaltete den Laptop ein. »Ich habe das Exposé. Das Exposé und die ersten zehn Kapitel.«

»Du bist also endlich wieder der Alte. Kann's jetzt wirklich losgehen?«

Ich zögerte. Trommelte mit den Fingern auf den Tisch. Wich seinem Blick aus.

Es dauerte einen Moment, und dann schien Finn meine Gedanken zu erraten. Seufzend schüttelte er den Kopf. »Alter, der Mann ist tot. Mausetot. Wenn er's nicht wäre, hätten wir es

gehört.«

»Ja. Ja, ich weiß.« Ich versuchte, mir Doves Leiche vorzustellen, irgendwo oben in den Highlands. »Wenn wir jetzt anfangen, wie viel Zeit haben wir dann, bis es erscheint?«

»Kommt drauf an, welcher Verlag es nimmt. Wenn sie wirklich Gas geben … drei, vier Monate?«

»Drei Monate?«

Er seufzte. »Oakes, ich möchte nicht unhöflich sein, aber du hast mich herkommen lassen, weil du gesagt hast, du bist so weit.«

»Das bin ich ja. Ich hab drüber nachgedacht. Ihr habt beide Recht. Du und –«, ich deutete mit dem Kopf zum Fenster –, »du und Angeline. Ihr habt Recht.«

»Führt sie dich an der Leine? Was hat sie damit zu tun?«

Ich schwieg einen Moment und sah ihm fest in die Augen. Dann drehte ich mich zum Computer um, klickte das Mediaplayer-Icon an und suchte das Touristenvideo heraus. »Schon mal gesehen? Hab ich es dir schon mal gezeigt?«

»Na klar.« Er beugte sich vor und betrachtete Angelines undeutliche Gestalt am Strand. »*Fuck,* das ist echt irre. Bekloppte Kids. Hast du dich mit dem Jungen unterhalten? Wie ich es gesagt habe?«

»Es ist kein Junge.«

Er starrte mich an. »Was?«

»Es ist kein Junge.«

»Oakesy«, sagte er mit vorsichtigem Lächeln, »du hast mir gesagt, es war ein Junge.«

»Ich habe gelogen.«

»Wer war es dann?«

Ich musterte ihn und wandte mich dann wieder dem Video zu.

»Was ist?«, fragte er. Das Video lief noch einmal. Angeline wanderte am Strand entlang. Finn runzelte die Stirn, öffnete den Mund und klappte ihn wieder zu. Er schaute mich an, und allmählich dämmerte es ihm. Behutsam legte er die Hände auf

den Schreibtisch, schob das Gesicht näher an den Monitor und schaute ein paar Augenblicke genau hin. Dann drehte er sich um, und sein Blick wanderte zum Fenster und in den Garten.

»Nein«, flüsterte er. »*Fuck*, nie im Leben …« Unter der Sonnenbräune war er plötzlich bleich. »Du willst mich verarschen.« Langsam wie in Trance ging er zum Fenster und schaute in den Garten hinaus. Angeline war gerade dabei, ein Brett unter das Gartentor zu schieben, damit es fest geschlossen blieb. Er drehte sich wieder um, starrte auf das Computerdisplay und leckte sich über die Lippen. In seinem Blick mischten sich Abscheu und Aufregung. »Scheiße, was ist das?« Er hatte Schweißperlen auf der Stirn. »Was hat sie da drunter?«

»Eine parasitäre Extremität.«

»Eine para-was?«

»Eine Extremität. Den Teil eines Zwillings, der sich nie ganz ausgebildet hat. Einen siamesischen Zwilling, würdest du sagen. Das ist nichts Unheimliches, Finn. Was immer dein Gesicht jetzt sagt, es ist eigentlich nicht besonders ungewöhnlich.«

»Nicht *ungewöhnlich?*«

»Nein.« Ich klickte das Video weg. »Ist es nicht. Jedes Jahr kommen solche Kinder zur Welt.«

Mit großen Augen verdaute er diese Information. Dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. »Scheiße, Scheiße, *Scheiße*, dass ich jetzt erst komme!« Er ließ sich auf das Sofa fallen, glotzte mich staunend an und drückte die Hände an die Schläfen, als würde ihm sonst das Gehirn aus dem Kopf fallen. »Heilandssack! Du *fickst* sie, stimmt's? Das ist es. Du fickst sie.«

»Ja«, sagte ich leise. »Ja, stimmt.«

4

Als er das Haus verlassen hatte, ging ich in mein Zimmer. Es war noch hell draußen. Ich zog mich aus, legte mich aufs Bett und betrachtete den grauen Himmel vor dem Fenster. Nach einer

Weile kam Angeline herein. Sie hatte Mantel und Tuch abgelegt und trug eine olivgrüne Strickjacke mit einem Gürtel. Als sie den Raum betrat, drehte ich mich auf die Seite, stützte mich mit dem Ellbogen auf und sah sie an.

»Hi.«

»Hi.« Sie war schüchtern. Das hier war neu für uns. Wir hatten es noch nicht ganz begriffen. »Tja«, sagte sie, als ich schwieg. »Dann … dann komme ich jetzt ins Bett.«

Sie löste den Gürtel, zog die Strickjacke aus und ließ beides zu Boden fallen. Darunter trug sie ein Trägerhemd, das sie sich über den Kopf streifte. Dann öffnete sie den Reißverschluss ihres Rocks und stieg heraus. Jetzt stand sie nackt bis auf ein Paar graue Kniestrümpfe vor mir.

Sie lachte leise, stellte den linken Fuß auf den rechten und verharrte einen Moment lang in dieser Haltung. Sie wusste, dass ich ihren Körper betrachtete. Hinter ihrer Wade lugte das Extrabein hervor; es verjüngte sich unregelmäßig bis hinunter zu dem flachen, deformierten Fuß, der an ihren Knöcheln lag. Ich stellte mir seinen Ursprung vor, oben im Bauch. Ich betrachtete ihn, die kleine Falte über den Schamhaaren.

»Und?«

»Was -und?«

»Ich habe den ganzen Tag darüber nachgedacht.«

»Finn?«

»Was hat er gesagt?«

»Er hat gesagt …« Ich kratzte mich am Kopf und bemühte mich, nicht zu schmunzeln. »Er hat gesagt, er findet es großartig.«

Ein Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel. Sie kam ins Bett, zog die Decke über sich und wandte sich mir zu, den Ellbogen auf das Kissen gestützt. Schweigend sahen wir einander an. In dem Licht, das schräg durch das Fenster fiel, sah ich winzige Details in ihrem Gesicht: feine, flaumige Härchen, kleine Hautfältchen. Am Abend zuvor hatten wir zwei Stunden lang

hier auf dem Bett gesessen. Sie war halb abgewandt gewesen, und das Extrabein hatte zwischen uns auf dem Laken gelegen. Ich hatte es genau betrachtet und die erbsengroßen Knötchen unter der Haut berührt, dort, wo die Zehen sein mussten. Meine Hand hatte auf einer Verdickung gelegen, ungefähr in der Mitte, wo die Haut sich spannte: ein Knie.

»Und fand er es unheimlich? Mich, meine ich? Was dachte er?«

»Er fand dich schön.«

»Schön?«

»Ja.«

Sie nagte an der Unterlippe und unterdrückte ein Lächeln. »Was denn? Wirklich? Schön?«

»Wirklich.«

»Mein Gott«, sagte sie, und jetzt ließ sie das Lächeln zu, und ich sah ihre kleinen Zähne. »Ich kann's nicht glauben.« Sie bebte leicht, zog die Schultern hoch, bewegte sich unter der Decke, sodass ihre kalten Knie an meine Beine stießen.

»Aufgeregt?«, fragte ich.

»Sehr, aber ich habe auch große Angst. Beides.«

Wir hatten darüber gesprochen: wie wichtig es ihr war, dass die Leute alles über sie wussten. Ich musste mir in Erinnerung rufen, dass sie erst neunzehn und ich schon achtunddreißig war. Ich hatte vergessen, wie es war, mit der Normalität zu leben. Es öffentlich zu machen, war für sie der schnellste Weg zur Normalität. Was ich dabei dachte, hatte keine Bedeutung.

Ich nickte, versuchte zu lächeln. Bemühte mich, mehr Begeisterung zu zeigen.

»Es dauert noch drei Monate«, sagte ich. »Nicht mehr lange also.«

»Nicht lange?« Sie lächelte und schauderte. »Drei Monate sind eine Ewigkeit.« Ihr Gesicht war jetzt ganz nah vor meinem, und ich konnte mich in ihren grauen, ernst blickenden Augen spiegeln. »Eine Ewigkeit«, murmelte sie und drückte den Mund

auf meinen. Ihre Hand umfasste meinen Nacken, zog mich zu sich heran.

Ich schloss die Augen und küsste sie, ließ meine Hände unter die Decke gleiten und zog ihren Körper fest an mich. Dachte, wenn ich ihren Bauch nur fest genug an meinen presste, würde die Angst vergehen, und ich müsste nicht mehr denken: *Drei Monate sind gar nichts. Und sie haben Malachi noch immer nicht gefunden …*

5

Wir waren in Finns Büro, als wir die Neuigkeit erfuhren. Ironie des Schicksals. Wir unterschrieben tatsächlich einen Buchvertrag. Angeline saß adrett gekleidet vor Finns Schreibtisch. Sie trug einen Mantel, den ich noch nie gesehen hatte – mit Stickereien an den Ärmeln und einem Kunstpelzkragen –, und war ganz aus dem Häuschen vor Aufregung. Ich saß neben ihr in meinem warmen Pullover, weil ich in letzter Zeit ständig fror, und versuchte, nicht an das flaue Gefühl in meinem Magen zu denken. Finn hatte den Vertrag tagelang ausgehandelt – nicht der Wahnsinnsdeal, den er sich vorgestellt hatte, aber ganz so übel auch wieder nicht. »Genug, um dich für zwei Jahre mit Newcastle Brown zu versorgen.« Und für die Fotos bekäme ich ein Extrahonorar – sozusagen das Tüpfelchen auf dem I. Trotzdem hatte ich gemischte Gefühle. Nur drei Monate.

»So«, sagte Finn. »Deine Initialen auf jedes Blatt, und das letzte musst du unterschreiben.« Er reichte Angeline seinen großen Angeberfüller. Sie war Mitunterzeichnerin bei einer Klausel, die sie in die Pressearbeit für das Buch einbezog. »Denn«, Finn schob den Ärmel hoch und entblößte seine sonnengebräunten Arme und das schmuddelige alte Glastonbury-Armband, »du bist das bestgehütete Geheimnis, Angeline, nach Saddam Husseins Uranversteck – das sich, wie wir alle wissen, in Tony Blairs Arsch befand.« Er zwinkerte ihr zu. »Die

Presse wird dir keine Ruhe lassen. Wir müssen dafür sorgen, dass wir alles richtig machen.«

Es war eine Weile still. Die Wintersonne schien durch das riesige Bogenfenster auf ihre Locken, als sie sich über den Vertrag beugte. Man hörte nur das Kratzen des Füllers auf dem Papier. Sie hob den Kopf und reichte mir den Füller. Nach kurzem Zögern zog ich den Vertrag zu mir herüber und unterzeichnete ihn rasch. Ich blätterte die Seiten um und paraphierte jede einzelne, bevor ich es mir anders überlegen konnte. Es waren zehn Blätter, und als ich fertig war, klingelte das Handy in meiner Tasche. Es meldete sich Danso.

»Joe«, sagte er, »wo sind Sie?«

»In London.«

Finn schaute mich über den Schreibtisch hinweg an.

»Haben Sie einen Wagen?«

»Ja.«

»Okay. Würden Sie mir den Gefallen tun, in diesen Wagen zu steigen und das Mädchen mitzubringen?«

Mir war unbehaglich zumute. »Ja«, sagte ich vorsichtig. »Das ließe sich machen, wenn Sie mir sagen, wo Sie sind.«

»In Dumfries, gleich hinter der Grenze.«

»In Dumfries? Und was ist da?«

Seine Stimme klang leise und aufgeregt. »Joe, ich glaube, wir haben ihn. Wirklich, Joe.«

Dumfries liegt in Südschottland, gut hundert Meilen südlich von Pig Island, nahe der englischen Grenze am Solvay Firth, westlich von Lockerbie. Sie hatten ihn am Abend zuvor um elf in einem Waldstück zwei Meilen außerhalb der Stadt gefunden, und jetzt lag er in der Pathologie des Dumfries and Galloway Royal Infirmary.

Wir brauchten fünf Stunden für die Fahrt, und es war dunkel, als wir ankamen. Danso erwartete uns in der Zufahrt. Er wirkte ruhig und schien sich zu freuen. Angeline war während der

Fahrt sehr nervös gewesen, brachte jetzt jedoch ein kleines Lächeln zustande.

»Hallo, mein Mädchen«, sagte Danso und streckte ihr die Hand entgegen. Er war ein bisschen überrascht von ihrem selbstbewussten Auftreten. »Ich muss sagen, Sie sehen munter aus. Bekommt Ihnen, was? London?«

Sie schüttelte ihm die Hand. »Sieht so aus.«

Struthers kam aus der Pathologie des Krankenhauses. Er zog sich gerade den Mantel an, und als er sie sah, stutzte er einen Moment und wurde ein wenig verlegen. »Hi«, sagte er hastig, als er feststellte, dass wir ihn beobachteten. Verstohlen wischte er sich die Hand an der Hose ab und reichte sie ihr, ohne den Blick von ihrem Gesicht zu wenden. »Lange nicht gesehen.«

Sie hatte sich verändert. Es war ganz allmählich geschehen, sodass ich es nicht bemerkt hatte. Aber als ich jetzt die Männer sah, die sie mit ihren Blicken verfolgten, als sie auf das beleuchtete Gebäude zuging, erkannte ich, dass sie nicht mehr die Frau war, die sie damals zitternd vor Angst auf dem Polizeirevier in Oban vernommen hatten. Sie hatte ihren Mantel auf dem Rücksitz gelassen und trug einen engen, gerippten Pullover und einen grauen Rock. Das Haar hatte sie mit einem Perlenband zusammengefasst, das sie in Lexies Schublade gefunden haben musste. Sie sah aus, als ginge sie auf eine Party. Struthers warf immer wieder einen Blick auf ihren Rock, als wir das Gebäude betraten.

Zwei Männer warteten in einem Nebenraum: der Angehörigenbetreuer und der Pathologe, ein Mann in Anzug und Krawatte und mit einer Lesebrille in der Brusttasche. Sie erhoben sich, stellten sich Angeline vor und erklärten, wer sie und warum sie hier waren und wie es jetzt weitergehen würde. *Die Staatsanwaltschaft hat mich ersucht, eine Autopsie vorzunehmen …*

Danso legte mir die Hand auf den Arm und zog mich hinaus in den Korridor, wo man uns nicht hören konnte.

»Joe«, begann er und schloss die Tür hinter uns, »ich muss Ihnen noch was sagen. Der Mann, den wir da auf dem Tisch haben, trug keine Ausweispapiere bei sich. Und der Arzt glaubt nicht, dass wir noch Fingerabdrücke nehmen können, weil die Haut sich ablöst. Verstehen Sie?« Wir lehnten an der pinkfarbenen Wandverkleidung und wirkten im Licht der Leuchtstoffröhren beide ein bisschen kränklich.

»Verwesung?«

»Aye. Da kann man keine Abdrücke mehr nehmen.« Er trat an das Fenster zum Wartezimmer und warf einen Blick hinein. Struthers hatte Angeline einen Becher mit etwas Trinkbarem gebracht und stand vor ihr, ohne etwas zu sagen. Er musterte sie nur und lächelte dabei dümmlich. »Hab's mit dem Chef besprochen. Wir werden uns absichern, bevor wir an die Öffentlichkeit gehen, und eine DNS-Analyse machen. Aber das dauert bis nächsten Montag. Und wir dachten uns, so bringen wir die Identifizierung am schnellsten hinter uns.« Er räusperte sich. »Aber wissen Sie, wenn ich von Verwesungserscheinungen an den Fingern rede …«

»Ja?«

»Die gibt's auch im Gesicht – das wollte ich Ihnen sagen. Beinahe hätte ich angerufen und gesagt: ›Vergessen Sie's, wir warten die DNS-Analyse ab.‹ Ich bin nicht sicher, ob ich ihr das zumuten kann.«

Wir beobachteten Angeline durch die Glasscheibe. Sie stand mitten im Zimmer, sehr aufrecht, und hörte dem Pathologen zu. Ihren Becher hielt sie mit beiden Händen umfasst. Ihr Rock wölbte sich hinten unter der schmalen Taille, als wäre er gepolstert.

»Aber wissen Sie was?« Danso lächelte. »Ich habe mir wahrscheinlich umsonst Sorgen gemacht, denn so, wie sie jetzt aussieht, wird sie mit allem fertig.«

In der Pathologie roch es ganz anders als erwartet. Frischer,

angenehmer, in gewisser Weise sogar langweilig. Auch im Schauraum roch es nicht nach Tod, sondern eher wie in einer kürzlich geputzten Werkskantine. In jeder Ecke stand eine Vase mit frischen gelben Blumen. Sieben oder acht Stühle reihten sich ringsum an den Wänden, und auf jedem befand sich eine Bibel und eine Schachtel Kleenex. Am anderen Ende des Raums, an der Wand, lag eine mit einem Laken bedeckte Gestalt auf einem fahrbaren Tisch. Ein Mann in weißem Kittel stand daneben und erwartete uns. Seine Hand ruhte auf dem weiß-blau gestreiften Tuch, das über das Gesicht des Toten gebreitet war.

»Sie kennen die Umstände, unter denen dieser Leichnam gefunden wurde«, erklärte der Pathologe. »Sie wissen, dass das Gesicht Verfärbungen aufweisen kann. Wenn dies Ihr Vater ist, sieht er vielleicht nicht mehr so aus, wie Sie ihn in Erinnerung haben.«

»Ich weiß.«

Er nickte und betrachtete sie aufmerksam.

»Gut«, sagte er dann. »Lassen Sie sich Zeit. Bleiben Sie hier, so lange Sie wollen, und wenn Sie eine Pause brauchen, bringen wir Sie an die frische Luft und kommen später wieder zurück. Wir haben alle Zeit der Welt.«

»Ich bin bereit.«

Ich hielt den Atem an, und mein Herz schlug aufgeregt. Der Mann zog das Tuch weg. Dove lag auf dem Rücken. Man sah nur sein Gesicht. Das Laken verdeckte den Strick, mit dem er sich erhängt hatte. Mein erster Gedanke war: Gott, ist er dünn. Er musste ungefähr dreißig Kilo abgenommen haben. Und er sah völlig verändert aus. Sein Unterkiefer berührte fast die Brust, und seine Wangen hingen faltig nach unten. Von dem dichten blonden Haar waren nur noch vereinzelte Büschel vorhanden. Die Haut war von gelblich-brauner Farbe, die Miene verzerrt. Ich starrte ihn mit aufgerissenen Augen an und lauschte meinem eigenen Atem. Im Geiste war ich schon hundertmal hier gewesen und hatte seinen Leichnam gesehen.

»Angeline.« Der Pathologe räusperte sich. »Sind das die sterblichen Überreste Ihres Vaters Malachi Dove?«

Sie wandte sich zu mir um und schlug eine Hand vor den Mund. Ich legte die Arme um sie, und sie vergrub das Gesicht an meiner Brust. »Mein Gott, mein Gott.«

»Angeline?«, sagte Danso sanft. »Was ist?«

»Ja«, murmelte sie und nickte. »Ja. Er ist es.«

»Sind Sie ganz sicher? Wollen Sie nicht doch noch mal einen kurzen Blick wagen? Lassen Sie sich Zeit. Er hat Gewicht verloren. Muss ein karges Leben geführt haben in letzter Zeit.«

»Das macht nichts«, flüsterte sie. »Das macht nichts.«

»Das macht nichts?«

»Nein. Er ist es. Ich würde ihn immer erkennen.«

»Alles in Ordnung?« Nach der Identifizierung verschwand Angeline mit Struthers, um ein Glas Wasser zu trinken, und ich ging hinaus und rauchte eine Zigarette. Danso gesellte sich zu mir. Er schob die Hände in die Taschen und ließ seinen Blick über den Parkplatz und die Feuertreppe aus Stahlbeton, die zur Pathologie führte, schweifen. »Sie sehen nicht glücklich aus, finde ich.«

Ich schüttelte den Kopf, zog an meiner Zigarette und blickte zu den Sternen empor. Es war eine klare Nacht; nur wenige Wolken zogen über das Firmament. »Mein halbes Leben lang habe ich auf diesen Moment gewartet.«

»Aye. Das kann ich mir vorstellen.«

»Und wissen Sie, was das Verrückte ist?« Ich sah ihn von der Seite an. »Das Verrückte ist, ich hab’s mir nie so vorgestellt. Ich hab immer gedacht, es würde anders sein.«

»Inwiefern anders?«

Ich lachte kurz und trocken auf. »Weiß nicht. Vermutlich habe ich nie vergessen können, was er gesagt hat: ›Mein Tod wird denkwürdig sein.‹ Erinnern Sie sich? Denkwürdig.« Ich drehte mich zur Pathologie um. Drei Lichtvierecke von den Fenstern spiegelten sich auf dem Kies. »Nicht so.«

»Sie dachten, er würde etwas inszenieren?«

»Ja.«

»Aber das hat er.«

Ich blies den Rauch aus. »Das hat er?«

»Ja.« Er zog eine durchsichtige Plastikmappe mit Fotos aus der Innentasche und reichte sie mir. »Die darf ich Ihnen nicht zeigen, okay?«

Ich klemmte die Zigarette zwischen die Zähne und hielt die Fotos so, dass das Licht vom Gehweg darauffiel. Zuerst glaubte ich ein Kleiderbündel zu sehen, das in einem Baum hing. Oder einen Fallschirm, der sich im Geäst verheddert hatte. Dann sah ich Hände, und ich erkannte die Umrisse eines Körpers in all dem Stoff, steif wie eine Vogelscheuche. Der Kopf hing auf die Brust.

»Hier der Strick«, erklärte Danso. »Um den Baumstamm gewickelt. Runtergesprungen, und der Strick hat ihm das Genick gebrochen. Seine Arme haben sich in den Ästen verfangen. Das Zeug da ist eine Zeltplane, in die er sich gehüllt hatte. Hat wochenlang ziemlich primitiv da oben gehaust.« Er schwieg einen Moment. »Schauen Sie genau hin, Joe. Er sieht aus wie ein Engel, stimmt's?«

Ich antwortete nicht, starrte die Zeltplane an. Sie hing wie ein Paar Flügel an den ausgebreiteten Armen.

»Ein Engel. Die Plane flatterte wie verrückt im Wind. Die Jungs haben Gänsehaut gekriegt – man konnte ihn hören, bevor man ihn sah. Flack-flack-flack kam's aus den Bäumen. Und riechen konnte man ihn auch.« Er schnupperte, als hätte er den Geruch noch immer in der Nase. »Riechen auch.«

Ich gab ihm die Fotos zurück, schnippte die Zigarette weg, setzte mich auf den Boden, legte die Ellbogen auf die Knie und ließ den Kopf hängen.

»Joe? Alles okay, mein Junge?«

Ich nickte, starrte jedoch weiter auf den Boden zwischen meinen Füßen, und Bilder zogen vor meinem geistigen Auge

vorüber: Finns Mum. Ich und Lexie. Dove, wie er sich aus dem Wald auf mich stürzte. Danso wollte, dass ich aufsprang und mit den Fäusten in die Luft boxte oder so was Ähnliches. Ich hatte es mir auch immer so vorgestellt, konnte es aber nicht. Ich empfand nichts als eine riesige Müdigkeit – ein Meer von Müdigkeit, das sich in mir ausbreitete, bis ich das Gefühl hatte, noch nie in meinem Leben so müde gewesen zu sein.

6

In London war der Frühling im Anmarsch. Es gab Stürme und Hochwasser. Halb East Anglia und Gloucestershire standen unter Wasser, und die Londoner saßen vor dem Fernseher und sahen zu, wie Autos durch die Straßen trieben wie Treibholz, und sie dankten Gott dafür, dass sie in einer Stadt lebten, die über ein Stauwehr verfügte. Das hintere Gartentor war wieder offen. Ich schrieb es dem starken Wind zu, aber die Nachbarn meinten, bei ihren Gärten sei dies auch der Fall; wahrscheinlich treibe sich ein Landstreicher in der Gegend herum. Gesehen hatte ihn niemand, aber alle waren sich einig, dass es ihn gab. Überall hinterließ er zertrampelte Rasenflächen, Papiertaschentücher und Twix-Papierchen, die zusammengeharkt werden mussten. Über den Weg hinter den Grundstücken schlich er sich nachts in die Gärten und suchte sich ein warmes Plätzchen zum Schlafen. Bei einigen waren die Schlösser an den Schuppen aufgebrochen worden.

Die Welt erschien mir unwirklich. Ohne Dove war es, als wäre die Luft raus aus meinem Leben. Die Müdigkeit hörte nicht auf. Ich schlief lange, neun, zehn Stunden, aber wenn ich aufwachte, war ich müder als zuvor und döste irgendwann am Schreibtisch ein. Ich überlegte mir, einen Arzt aufzusuchen, aber ich konnte mir schon denken, was er sagen würde: *Haben Sie in letzter Zeit unter Stress gestanden, Mr. Oakes?* Und dann würde es herauskommen: Lexie tot – ich hatte nicht das Gefühl, dass es vorbei

war –, Sorgen wegen des Buches. Ehe ich mich versähe, hätte ich einen Therapeuten und ein Rezept für ein Antidepressivum. Also kämpfte ich mich einfach durch und ignorierte den ständigen Druck.

Nach zehn langen Tagen schickte ich mein Manuskript an den Lektor. Der Verlagsgrafiker hatte uns Entwürfe für den Schutzumschlag zugesandt, und jetzt planten sie eine Fotosession mit Angeline in irgendeinem Atelier in Brixton. Darüber hatten wir, Finn, Angeline und ich, uns lange beraten: wie wir sie der Welt präsentieren sollten. Sie hatte nicht vor, die Missbildung fotografieren zu lassen, und deshalb hatten wir uns auf ein Standbild aus dem Video geeinigt. Eine Firma für Sanitätsbedarf würde ein Querschnittsmodell aus Glasfaser herstellen und fotografieren. Der Verlag würde Angeline irgendwann in diesem Monat nach Pig Island schicken, um sie bei der Kapelle abzulichten, aber sie wollten auch ein paar Studioporträts haben – Aufnahmen nur von Kopf und Schultern. Das geschah am ersten Montag im März. Der Frühling zog ins Land – und wenn ich heute zurückblicke, weiß ich, dass auch noch eine andere Veränderung in der Luft lag.

»Und?«, fragte ich. »Wie fühlst du dich?«

Wir saßen im Schminkraum. Sie hatte die Straßenkleidung noch nicht abgelegt, trug ihren Mantel und eine gestreifte Strickmütze. Ich hatte den Jack Daniel’s mitgebracht, öffnete jetzt die Flasche, goss einen Schluck in einen Plastikbecher und reichte ihn ihr.

»Wirst du’s schaffen?«

»Keine Ahnung.« Fröstelnd nahm sie einen Schluck und warf dann einen bangen Blick zur Tür. Der Hausmeister hatte uns in das leere Atelier gelassen, aber jetzt erschienen auch die anderen Leute. Wir hörten ihre Stimmen. »Sie haben das Video gesehen. Ich frage mich, was sie denken werden. Von mir.« Sie schaute zu einem Kleiderständer in der Ecke. Die Sachen waren in Zellophan verpackt, aber man sah lange Röcke, die bis zum

Boden reichten. Man hatte sie ihr eigens angemessen und dabei darauf geachtet, dass nichts zu sehen war. »Aber was immer ich anziehe, es wird nichts ändern. Sie wissen es trotzdem.«

»Du kannst es dir noch anders überlegen«, erklärte ich. »Dann sage ich Finn, er soll den Vertrag zerreißen. Du brauchst nur ein Wort zu –«

»Nein. Nein, wirklich.« Sie lachte nervös, nahm die Mütze ab und fuhr mit der Hand durch ihre Locken. Vorsichtig hob sie den Blick und betrachtete unsicher ihr blasses Gesicht im Spiegel. »Ich werde es machen. Natürlich.«

Als die Visagistin kam, ließ ich die beiden allein und spazierte durch das Atelier. Dachte an das, was sie gesagt hatte: *Was werden sie von mir denken?* Das Atelier befand sich in einem Lagerhaus mit nackten Betonböden und schwarz gestrichenen Deckenstreben. Große, abgeschaltete Studiolampen standen wie Wachtposten in den dunklen Ecken. Weißes Papier von einer Rolle an der Decke hing bis zum Boden, und davor stand ein kleiner Drehschemel. Ein Assistent ging umher, postierte die Scheinwerfer und spannte die Reflektoren auf. Dabei unterhielt er sich leise mit dem Fotografen, der sich über seine Kamera beugte und in den Sucher spähte. Der Fotograf war Anfang zwanzig und sah aus wie einer, der für eine alternative Musikzeitschrift schrieb, für *Mojo* oder *NME;* er trug ein verblichenes Bob-Marley-T-Shirt und eine um seinen Arsch schlabbernde Jeans. Sie bemerkten mich nicht, und so bekam ich etwas von ihrer Unterhaltung mit. Aber ich kapierte erst nach einer Weile, dass sie von Behinderten redeten, die als Models arbeiteten.

»Im Moment ist das wirklich irgendwie total in. Marc Quinn und diese schwangere Maus, Alison Lapper.«

»Yeah, und Aimee Mullins …«, sagte der Assistent. »Beide total cool.«

»Und ich persönlich finde irgendwie, weißt du, es ist auch *so was von Zeit dafür.*«

»Richtig.«

»Es ist dermaßen überfällig, weißt du, es ist einfach nicht mehr komisch. Es wird Zeit, dass sie –« Der Fotograf brach plötzlich ab und starrte in die hintere Ecke des Ateliers. Der Assistent und ich drehten uns um. Die Garderobentür hatte sich geöffnet, und Angeline blinzelte scheu ins helle Licht. Sie trug ein silbriges Teil mit einem Ausschnitt, der fast bis zum Nabel reichte; es sah aus, als hätte es die Hälfte meines Jahreseinkommens gekostet. Sie war ein völlig anderer Mensch: Die Visagistin hatte ihr die Locken an den Kopf geklebt wie einen schwarzen Helm und ihr falsche Wimpern verpasst, und der Lippenstift sah aus wie rotes Plastik. Ihre Hände zitterten, aber ihre Miene wirkte stoisch wie das einer Schaufensterpuppe. Sie schluckte, und dann setzte sie zögerlich einen Fuß vor den anderen, als hätte sie Angst zu fallen. Alle Blicke ruhten auf ihr. Es war totenstill im Atelier, nur das Klicken ihrer Absätze hallte von der hohen Decke wider. Am Rand des Scheinwerferlichts blieb sie kurz stehen, bevor sie mit schnellen Schritten zu dem Schemel ging und hastig darauf Platz nahm, als wäre er ein Rettungsfloß.

»*Fuck!*« Der Fotograf stieß einen anerkennenden leisen Pfiff aus. »*Fuck!*« Er schüttelte den Kopf, zog dann seine Jeans hoch, ging zu ihr und blieb einen halben Meter vor ihr stehen. Neugierig und beinahe fragend sah er sie an. Nach einer langen Pause legte er plötzlich los. »Du bist schön, Angeline. Du bist total irre schön.«

Sie starrte ihn an, als würde sie nicht gleich begreifen, was er gesagt hatte und wer er war. Dann aber verstand sie, und ihre Wangen röteten sich. »Danke.«

Er lachte ungläubig und starrte sie weiter an. »Aber das«, sagte er, »ist total gern geschehen.«

Ohne sie aus den Augen zu lassen, ging er rückwärts zu seiner Kamera. Er hob die Hände, als ob man ein nervöses kleines Tier beruhigt.

»Nicht bewegen.« Er schaute in den Sucher. Und ehe sie sich’s

versah, hatte er auf den Auslöser gedrückt. Der Blitz zuckte auf, und er spulte den Film weiter.

Angeline blinzelte ihn an. »War's das?«

»Ja«, antwortete er und schaltete auf das Kameradisplay um, damit er die Aufnahme begutachten konnte. Dann hob er den Kopf. »Siehst du, wie leicht das ist?«

Es war ein verrücktes Gefühl an diesem Nachmittag, so hinter den Scheinwerfern zu stehen und zu beobachten, wie sie … ja, mir fällt das richtige Wort nicht ein. Vielleicht *entwickelte* sie sich. Sie blühte auf unter seiner Aufmerksamkeit. Nach jeder Aufnahme wurde ihr Gesicht ein wenig weicher, das Puppenhafte verschwand, und sie sah – das muss sogar ich sagen – umwerfend aus. Und niemand behandelte sie komisch oder herablassend. Niemand machte dumme Bemerkungen über ihre schräge Sitzhaltung; auf einem Schemel saß sie ungern, und sie musste sich mit beiden Händen an der Sitzfläche abstützen. Alle behandelten sie, als wäre sie das Coolste, was sie seit langem gesehen hatten.

Nach ungefähr zwanzig Aufnahmen bat man sie, sich umzuziehen – neues Kleid, neue Frisur und so weiter. Im Laufe des Tages trug sie sechs verschiedene Kleider. In meinen Augen sahen die meisten total bescheuert aus, aber anscheinend handelte es sich um irgendwelche Stil-Statements, denn alle anderen schienen begeistert zu sein. Auch Angeline. Gegen drei musste ich mich setzen. Ich wurde müde und hatte allmählich die Schnauze voll von dem Fotografen.

Anfangs war es toll zu verfolgen, wie glücklich er sie machte, aber jetzt wurde es langweilig. Der Stuss mit seinem dauernden *Schön! Schön!* ging mir zunehmend auf den Sack. Ich beobachtete ihn ein bisschen genauer und zog mich weiter in den Hintergrund zurück, spielte mit meinem Schlüsselbund und hatte Mühe, nicht ständig zu denken: »Was ist los? Bist du scharf auf sie oder was? Hör auf, sie so anzustarren!« Als am Ende des Tages *endlich alles vorbei war,* beugte er sich zu ihr

hinunter und sprach leise mit ihr. Ich hörte auf, meine Schlüssel herumzuwirbeln, und behielt die beiden im Auge. Angelines Lächeln verflog. Sie sah zu Boden, hörte ihm zu, strich sich das Haar hinters Ohr und dachte über seine Worte nach. Als er fertig war, richtete er sich auf und trat einen Schritt zurück. »Und?«

»Hey«, sagte ich und ging näher an den Set, sodass ich die Wärme der Scheinwerfer spüren konnte. »Angeline?«

Aber sie schien mich nicht zu hören, schaute dem Fotografen konzentriert ins Gesicht, dann nickte sie knapp.

»Hey«, murmelte ich. »Angeline?«

Keiner reagierte. Der Fotograf ging zum Stativ, schraubte die Kamera ab und legte sich vor ihr auf den Bauch. Er stützte sich auf die Ellbogen und richtete die Kamera auf Angelines Rocksaum. Plötzlich und für alle überraschend fasste sie an den Rock und hob ihn bis zu den Knien hoch.

Ich besitze eine Aufnahme von diesem Augenblick. Von ihren schmalen Knöcheln, den kleinen Füßen, aber vor allem von dem deformierten Bein. Heute weiß ich, es ist das beste Bild im ganzen Buch – das, wovon alle reden. Aber damals hätte ich den Fotografen am liebsten erschlagen.

Als sie gegangen war, um sich abschminken zu lassen, und die ganze Crew bei Kaffee und Sekt noch zusammensaß, ließ ich mich mit meinem Glas neben ihm nieder. Er sollte nicht noch einmal allein mit ihr reden.

Er lümmelte auf einem Sofa, und wenn er wusste, dass ich sauer auf ihn war, ließ er es sich nicht anmerken. »Und was passiert«, fragte er ganz beiläufig, »wenn das alles rauskommt?« Er leerte sein Glas und sagte: »Als ich sie so fotografierte, konnte ich immer nur denken: Was ist, wenn ihr Dad das Buch liest? Wissen Sie, ich an seiner Stelle würde mich in ein Loch verkriechen.«

»Malachi Dove ist tot. Wie soll er das Buch lesen?«, erwiderte ich.

»Ist er’s?«

»Lesen Sie keine Zeitung? Seit einer Woche steht nichts anderes drin.«

»Ach, die Leiche. In Dumfries. Aber das haben sie nicht bestätigt, nicht gesagt, dass er es definitiv ist. Oder?«

»Nein«, erklärte ich geduldig, wie man mit einem Kind spricht, das nicht richtig zuhört. »Sie warten das Ergebnis der DNS-Analyse ab. Aber er war es. Er. Ist. Tot.«

Angeline kam mit einer Dose Cola Light auf uns zu. Wir blickten beide auf. Sie hatte einen weißen Bademantel an.

»Hey.« Der Fotograf stand auf und lächelte. Es war ein falsches Lächeln – er tat, als wäre er von ihr geblendet. »Setz dich.«

Sie nahm Platz. »Ich bin sooo müde«, seufzte sie und sah mich lächelnd an. »So müde.«

»Du warst großartig«, sagte ich, aber es fiel mir nicht leicht.

»Hey, Angeline.« Der Fotograf griff in seine Gesäßtasche, zog eine Visitenkarte heraus und reichte sie ihr. »Ich arbeite ständig mit ihr zusammen. Ihre Sachen sind erste Sahne – einfach toll. Kantig. Echt. Weißt du, was ich meine?«

Sie nahm die Karte und warf einen Blick darauf. Ihr Mund zuckte ein wenig.

»Was ist das?« Ich beugte mich hinüber. »Zeig mal.«

Sie zögerte, bevor sie mir die Karte gab. Ich musste ein bisschen daran ziehen, ehe sie sie losließ. Ich drehte die Karte um und betrachtete sie mit knirschenden Zähnen. Die Feuilletonredakteurin der *Daily Mail.* Was ging hier vor? Ich wandte mich an den Fotografen. »Was ist das?«

»Sie will was über Angeline machen.«

Die gottverdammte Feuilletonredakteurin einer überregionalen Zeitung wusste von Angeline? Wie das? Ich beugte mich vor und tippte ihm aufs Knie. »Okay. Das ist schön. Nur verhandeln wir gerade über die Rechte an dieser Story, und das tun wir nicht mit der *Mail.*« Ich machte eine Pause, um sicherzustellen, dass er mich verstanden hatte. »Okay?«

»Sorry, Mann.« Er hob sein Glas, als wollte er auf uns als Paar trinken. »Wollte mich nicht einmischen. Ist nicht mein Job, Unruhe zu stiften.«

Ich stand auf. »Komm«, sagte ich und streckte Angeline die Hand entgegen. »Zieh dir was an.« Aber sie blieb sitzen und ignorierte meine Hand. »Komm«, drängte ich. »Es ist Zeit zu gehen. Geben wir deinem Freund ein bisschen Zeit, seinen Vertrag zu lesen.«

Seufzend verdrehte Angeline die Augen. »Okay«, sagte sie in sarkastischem Tonfall. Es war der Ton, in dem Sovereign mit ihrer Mutter gesprochen hatte. »Ich *komme*.«

Sie trank ihre Coke aus und warf die Dose in den Papierkorb. Dann hob sie die Hand, hielt den Daumen ans Ohr und den kleinen Finger an den Mundwinkel und lächelte den Fotografen an. »Ruf mich an«, formte sie mit dem Mund und ging dann einfach an mir vorbei.

7

Wir fuhren schweigend nach Hause. Angeline kaute auf einem Kaugummi herum und suchte am Radio Choice FM, bis ich hinüberlangte und es abschaltete. Mein Entschluss stand fest: Wir würden nicht noch einmal mit dem Fotografen sprechen. Es gefiel mir nicht, wie er sich einmischte, und auch sein neunmalkluges Gerede über Dove passte mir nicht. Der Tote in Dumfries war Dove. Am nächsten Morgen würde ich Danso anrufen, um das Resultat der DNS-Analyse zu erfahren. Trotzdem ging ich, als wir zu Hause waren, in den Garten und nagelte die Pforte zu. Dann kontrollierte ich noch einmal die Kellertür und schob den Rasenmäher davor.

Im Haus klingelte das Telefon. Als ich in die Küche kam, hörte ich Angelines eilige Schritte auf der Treppe und dann ein atemloses »Ja? Hi!«. Ich blieb in der Diele stehen, den Mantel halb ausgezogen, und starrte sie an. »Ja«, hörte ich sie ins

Telefon sagen. »Ich bin's.« Ein Kichern. »Ich weiß – das hat er mir alles gesagt.«

Jetzt entdeckte sie mich in der Tür. Sie drehte sich zur Wand, zwirbelte eine Locke um den Finger, stellte einen Fuß auf den anderen und wippte auf und ab. »Nein, das ist okay. Ehrlich. Ich *wollte,* dass du anrufst.«

Ich stand schweigend da und spielte mit dem Gedanken, den Telefonstecker aus der Wand zu ziehen. Stattdessen zog ich nur den Mantel aus, setzte mich im Halbdunkel an den Küchentisch und nuckelte missmutig an einer Flasche Newkie Brown.

»Joe?« Als sie ihr Telefonat beendet hatte, erschien sie mit strahlenden Augen in der Küchentür und lächelte wie ein kleines Mädchen. »Ich war ungezogen, stimmt's?«

»Du wirst es machen?«

»Am Freitag.«

»Am Freitag? Glaubst du wirklich, das ist ungefährlich? Bevor wir wissen, ob es dein Dad war oder nicht?«

»Aber er war es.«

»Er sah so verändert aus.«

Sie ließ die Schultern hängen. »Fang nicht wieder damit an.«

Ich seufzte und rieb mir müde die Schläfen. »Ich weiß nicht. Es gefällt mir nicht.« Ich ließ die Hände sinken und schaute zum Fenster. Mir fielen die Sicherheitsriegel ein, die daran befestigt waren. Wir hatten sie seit Jahren nicht benutzt – es gab ja nichts, das sich zu klauen lohnte –, und ich konnte mich nicht erinnern, wo die Schlüssel waren. Wahrscheinlich in der alten Kaffeedose auf dem Bord in der Kammer. Aber Danso hätte angerufen, sagte ich mir, wenn es ein Problem gäbe.

»Joe.« Sie legte mir die Hände auf die Schultern und setzte sich dann auf meinen Schoß. Ihr Rock war hochgerutscht, und ich konnte ihre Schenkel sehen und den Kaffee riechen, den sie getrunken hatte. »Warum glaubst du mir nicht? Er war es.«

»Und *warum* kannst *du* nicht warten, bis wir es ganz sicher wissen? Die Ergebnisse der DNS-Analyse müssten bald da sein.

Ich werde Danso gleich morgen früh anrufen.«

»Aber er war es, Joe. Und überhaupt – es ist ja nicht so, dass ich irgendwas verraten werde.« Sie rutschte ein wenig zur Seite und zog den Rock ein wenig hoch, sodass ihre nackten Beine zum Vorschein kamen. »Ich werde nicht sagen, wo ich wohne.«

»Du wirst warten müssen, bis ich mit Finn gesprochen habe. Du könntest gegen den Vertrag verstoßen. Das wird ihm nicht gefallen.«

»Doch. Er wird begeistert sein.« Sie nahm meine Hand und schob sie unter ihren Rock und zwischen ihre Beine. Sie trug kein Höschen. Sie war feucht und warm. »Ich versprech's dir«, flüsterte sie, schloss die Augen und bewegte die Hüften. »Ich werde kein Wort über dich sagen.«

8

Sie wollte mich nicht verärgern, wollte nur, dass man sie anhörte. Sie war neunzehn, Herrgott noch mal.

Ich hatte mit Finn gesprochen, und er war alles andere als begeistert. Er war den Vertrag mit ihr sehr exakt durchgegangen, und wenn sie nicht über das Massaker selbst sprach, konnte er gegen das *Mail*-Interview nicht das Geringste unternehmen. Aber er war stinksauer. Ich hatte Danso immer wieder angerufen und nur seinen Anrufbeantworter erreicht.

Allmählich hatte ich das Gefühl, vor einer Katastrophe zu stehen, die nicht aufzuhalten war. All das machte *mich* während des *Mail*-Interviews nicht gerade zu einem geduldigen Zuhörer. Ich trieb mich dauernd hinter der Journalistin herum und gab Angeline über ihren Kopf hinweg Zeichen, wenn ich fand, dass sie zu viel verriet.

Sie verlor immer wieder die Kontrolle über das, was sie erzählte. Einmal sagte sie: »Darüber kann ich nicht sprechen, weil Joe und ich …«

»Angeline«, ermahnte ich sie, »du, äh …«

»Ach ja«, sagte sie. »Was habe ich mir nur gedacht? Was ich eigentlich sagen wollte, war …«

Die meiste Zeit beobachtete ich sie mit wütenden Blicken und wartete nur auf ein falsches Wort, einen falschen Gesichtsausdruck. Irgendwann reichte es ihr, und sie ging mit der Journalistin in die Küche, wo sie Tee tranken und rauchten. Unter immer neuen Vorwänden kam ich herein: um den Wasserkocher einzuschalten oder um in den Garten zu gehen. Jedes Mal bedachten sie mich mit einem scheinheiligen Lächeln und warteten, bis ich wieder verschwand, um das Interview fortzusetzen.

Ich wusste nicht, ob sie ihr Versprechen gehalten hatte, bis das Interview drei Tage später erschien. Es war ein Montag, und obwohl ich den Wecker auf sieben gestellt hatte, war das Bett neben mir schon leer, als ich aufwachte. Mir war klar, wo sie war: im Zeitungsladen. Ich rieb mir den Kopf und versuchte wach zu werden, als das Telefon klingelte. Es war Danso. Seine sonst so strenge Stimme klang müde und angespannt.

»Na, Sie klingen aber scheiße.«

»Ich fühle mich auch so. War die ganze Nacht auf den Beinen und bin jetzt geradewegs am Flughafen angekommen. Wir sind jetzt auf dem Rollfeld.«

»Wir?«

»Ich und Sancho Struthers. Mein Reisegefährte.«

»Also nicht unterwegs nach Miami. Oder nehmen Sie ihn auch mit in Urlaub?«

Er lachte nicht. »Joe«, sagte er, »was haben Sie heute vor?«

»Ich? Nichts. Nur in den Laden an der Ecke schau'n. Ich muss ein Buch schreiben.«

»Wir sind unterwegs nach Heathrow. Landen in zwei Stunden. Muss mit Ihnen reden, wenn's recht ist.«

»Was gibt's denn?«

Er zögerte. »Das möchte ich Ihnen lieber persönlich sagen, Joe, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Ich warf die Decke zurück und sprang aus dem Bett. Etwas in seinem Tonfall ließ mich hellhörig werden. »Er ist es nicht, stimmt's? Der Typ in Dumfries, das ist nicht Malachi.«

Er schwieg. Ich hörte nur das statische Rauschen und das Dröhnen eines kleinen Jets.

»Peter, hören Sie mich? Ich habe gesagt, er ist es nicht, oder?«

»Er ist es nicht«, bestätigte er schließlich. »Die DNS stimmt nicht.«

»*Fuck*, ich hab's gewusst. Er hat jemanden gefunden, der aussah wie er. Der Abschiedsbrief, das alles – er wollte Sie nur für ein paar Wochen loswerden.«

»Nein. Wir glauben nicht, dass er den Mann umgebracht hat; wir halten es eher für einen Zufall.« Er senkte die Stimme. »Der Kerl aus Dumfries ist ein Exsoldat. Seit Desert Storm nicht mehr ganz richtig im Kopf. Hat seit Jahren mit Selbstmord gedroht.«

»Peter«, sagte ich, im Takt meiner Worte im Zimmer auf und ab marschierend. »Wie lange dauert eine DNS-Analyse?«

»Nicht lange. Es ist –«

»Genau. Nicht lange. Sie haben gesagt, am Freitag – und das war vor drei Tagen. Sie wissen es seit drei Tagen. Ich habe Ihnen mehrmals Nachrichten hinterlassen und Sie gebeten, mir Bescheid zu geben, wenn –«

»Joe, hören Sie –«

»– wenn die Proben nicht passen. Inzwischen ist Angeline zu einer beschissenen Zeitung gelaufen und hat denen ihre Story erzählt.« Ich ging zum Fenster und riss den Vorhang auf. »Er wird es heute Morgen lesen. Dann weiß er, wo sie ist, und –«

Ich hielt inne. Etwas auf der Straße hatte mich aufmerken lassen.

»Peter?« Mein Blut schien plötzlich langsamer zu fließen. »*Peter, Sie Scheißkerl!* Was geht hier vor? Warum sagen Sie es mir nicht?« Ich öffnete das Fenster und lehnte mich hinaus. »Da draußen auf der Straße steht ein gottverdammter Streifenwagen mit Blaulicht. *Fuck*, was ist los?«

»Der ist aus der Salusbury Road. Joe? *Joe!* Hören Sie, das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme.«

»Eine *Vorsichtsmaßnahme?* Herrgott noch mal – sagen Sie mir endlich, was los ist!«

»Vielleicht sollten Sie heute zu Hause bleiben. Streichen Sie das Einkaufen. Ich schicke Ihnen eine SMS mit der Nummer des zuständigen Polizeireviers. Die sind über die Situation informiert.«

»Die Situation?«

»Das Flugzeug rollt schon – Joe, die Stewardess guckt ziemlich sauer.«

»Hören Sie«, zischte ich, »Angeline ist unterwegs. Was soll ich machen, wenn –«

»Beruhigen Sie sich. Es gibt keinen Grund zur Sorge«, sagte er, und dann war die Verbindung unterbrochen.

Ich wählte 1471 und dann die Drei, aber es meldete sich nur sein Anrufbeantworter. Ich legte auf und starrte das Telefon an. Das Blut pochte in meinen Ohren. »Ihr Schweine«, schimpfte ich. »Ihr habt es *gewusst.*« Ich sah aus dem Fenster. Die Straßenbeleuchtung brannte noch. Ich ging zum Bett und legte die Hand auf Angelines Seite. Das Bett war kalt. Der Zeitungsladen war nur fünf Minuten entfernt. Ich spürte Angst in mir aufsteigen.

Ich schlüpfte in meine Jeans und streifte das T-Shirt über. Mit nackten Füßen lief ich aus dem Haus; dann zögerte ich, rannte noch einmal zurück und nahm den Schlüsselbund vom Haken über dem Telefon, bevor ich die Haustür zuschlug. Der Polizist im Wagen drehte den Kopf in meine Richtung, als ich den Weg entlangkam. Ich konnte sein Gesicht nicht sehen, weil er die Sonnenblende heruntergeklappt hatte. Ich eilte zur Straße. Die Kälte drang beißend in meine Fußsohlen. Ich spähte in beide Richtungen und wollte schon zum Wagen laufen und an das Fenster hämmern, als ich sie in der Ferne herankommen sah.

Vor Erleichterung lehnte ich mich ans Gartentor. Ich hob den

Kopf und begrüßte sie mit einem Blick. Sie hielt drei Zeitungen in der Hand, und ihre Augen strahlten.

»Joe!«, rief sie und lief schneller, als sie mich sah. »Hier steht's drin!« Sie schwenkte eine der Zeitungen. »Sie hat geschrieben, ich bin schön!«

»Komm ins Haus.«

Sie zögerte. Ihr Lächeln verschwand, und sie ließ die Zeitung sinken. »Du hast keine Schuhe an.«

»Komm erst mal ins Haus.« Ich nahm sie am Arm und zog sie ohne ein weiteres Wort mit mir. Drinnen verriegelte ich die Tür und legte die Kette vor. Schweigend verfolgte sie, wie ich die Hintertür verschloss, die Kaffeedose auf dem Boden auskippte und darin herumwühlte, bis ich den Sicherheitsschlüssel gefunden hatte. Ich ging von Zimmer zu Zimmer, verschloss die Fenster und zog alle Vorhänge zu. Dann kehrte ich zurück in die Diele und nahm ihr die Zeitung aus der Hand.

»Ist er das hier? Der Artikel?« Ich legte die Zeitung auf den Tisch und fing an, sie durchzublättern. »Steht da, dass wir zusammenwohnen?«

»Nein«, sagte sie und nahm das Kopftuch ab. Wachsam. »Sie hat dich überhaupt nicht erwähnt.«

Ich hatte die Seite gefunden, legte die Hände darauf, beugte mich vor und begann, den zweiseitigen Artikel zu lesen. In der Mitte prangte ein großes Porträtfoto von Angeline, und daneben waren noch zwei kleinere Fotos abgebildet; das eine zeigte Dove, das andere Pig Island von der Wasserseite her, die Polizeizelte und die Boote, die vor dem Dorf dümpelten.

Rasch überflog ich den Text. Es war Standardjournalismus: Wer – Was – Warum – Wo. Das grauenvolle Massaker, Malachi Doves Flucht, Lexies Tod – alles im ersten Absatz. Dann folgte eine Beschreibung Angelines, die ihren Lieblingssatz enthielt: *Eine Schönheit, deren messerscharfe Intelligenz immer wieder durchschimmmert.* Sie sei von Geburt an behindert, stand da, und hinke deshalb ein wenig. Konkreter wurde es nicht. Danach

folgte eine Zusammenfassung ihres Lebens auf der Insel. Angeline schilderte ihre Eindrücke von den ermordeten Sektenmitgliedern, und schließlich wurde auf das Buch hingewiesen, das im August erscheinen sollte. Mein Name tauchte nicht auf.

Ich beugte mich tiefer über die Zeitung und betrachtete das Foto. Ich sah die Lichtreflexe in ihren Augen und rechnete fast damit, mich selbst darin zu sehen, wie ich im Schatten des Ateliers stand. Aber da war nichts.

»Joe. Sag's mir lieber. Was ist los?«

Ich schüttelte den Kopf und presste die Finger an die Schläfen. Ich brauchte eine Schmerztablette. Düster starrte ich auf die Zeitung.

»*Aber, sagt Angeline, die Mitglieder der GPH haben sie gut behandelt. ›Sie waren alle so lieb zu mir. Ich glaube, sie wussten, was mit mir passierte.‹*«

»Sie waren lieb?« Ich sah sie an. »Das hast du gesagt? ›Ich glaube, sie wussten, was mit mir passierte‹? Das ist nicht das, was du mir erzählt hast.«

»Nein.« Sie wurde rot. »Ich wollte nicht …« Verlegen rieb sie sich die Nase. »Ich wollte nicht verbittert klingen.«

»Du wolltest nicht *verbittert* klingen?« Ich seufzte. »Du glaubst, du weißt, was du tust. Aber wir haben es hier mit einer scheißgefährlichen Sache zu tun. Es war nicht klug, mit der Frau zu sprechen.«

»Es war reine Selbsterhaltung.«

Ich sah sie wie versteinert an, und meine Worte klangen hohl. »Du glaubst, das ist Selbsterhaltung?«

»Ja. Ja, das glaube ich.«

»Weißt du, wie es sich für mich anhört?«

»Wie?«

»Es hört sich nicht nur so an, als hättest du eine andere Story erzählt als die, die ich erzählen werde, was mich in gottverdammte Schwierigkeiten bringen wird, weil dieser Teil des Buchs bereits beim Verlag ist –«

»Bitte fluche nicht.«

»Hör zu.« Ich hob die Hand. »Lass mich ausreden. Es hört sich nicht nur so an, sondern es klingt auch aufsässig. Es klingt, als wolltest du deinen Dad ködern.«

»Ihn *ködern?*« Sie schnaubte verwundert. »Das ist doch dummes Zeug. Wie soll ich ihn ködern? Er ist tot.«

Ich ließ die Hand sinken und sah sie ernst an. »Setz dich.«

»Warum?«

»Tu's einfach.«

»Joe?« Sie nahm, ein wenig blass um die Nase, mir gegenüber Platz. »Joe, du machst mir Angst.«

»Sie kommen von Oban, um mit uns zu reden. Da ist etwas passiert.«

»Sie kommen den ganzen Weg aus Oban hierher?«

Ich seufzte. »Angeline, du glaubst, du hast in der Pathologie deinen Dad gesehen, aber …« Ich legte eine Hand auf die ihre. »Er war es nicht. Sie haben die DNS verglichen.«

Sie riss die Hand weg und wurde kreideweiß. »Was redest du denn da?«

»Er war es nicht. Ich weiß, du … du *wolltest*, dass er es ist, und ich weiß auch, warum – aber er war es nicht.«

»Mein Gott«, flüsterte sie und schlug beide Hände vors Gesicht. »Mein Gott, du meinst das wirklich ernst, was? Du meinst es ernst. Er war es nicht.«

»Es ist nicht nur deine Schuld – sie wollten es genauso sehr wie du. Aber wenn ich jetzt so darüber nachdenke – ich glaube, ihr beide, du und Danso, habt euch an einen Strohhalm geklammert.«

Sie holte ein paarmal tief Luft und ließ ihren Blick ganz langsam zum Küchenfenster und den geschlossenen Vorhängen wandern. Dann drehte sie sich um und sah durch den Flur zum Haustürschloss. »O nein«, flüsterte sie und griff sich an den Hals. »Du hast uns verbarrikadiert, nicht wahr?« Sie starrte mich an. »Nicht wahr? Verbarrikadiert? Sie glauben, er ist auf dem Weg hierher?«

Ich schwieg lange Zeit und nahm dann ihre Hände. »Sie werden in zwei Stunden hier sein. Draußen steht ein Polizeiwagen. Uns kann nichts passieren.«

9

In den letzten Tagen hatten schwere Wolken über London gehangen. Kurz vor Mittag brach ein Hagelschauer aus ihnen hervor und prasselte auf die kleinen Reihenhäuser von Nord-London.

Wir sprachen an diesem Vormittag nicht viel miteinander, aber ich war sicher, dass Angeline und ich das Gleiche dachten: dass Malachi clever war und durch Lüftungsrohre, Kamine und Astlöcher in den Bodendielen schlüpfen konnte. Sie hatte alle Lampen eingeschaltet, unter die Betten geschaut und jeden Schrank kontrolliert. Dann setzte sie sich ins Wohnzimmer und versuchte, die Zeitung zu lesen. Aber sie konnte sich nicht konzentrieren. Ab und zu stand sie auf, ging zu den Glastüren, schob den Vorhang zur Seite und schaute hinaus in den nassen Garten. »Da ist jemand im Baum«, sagte sie gegen Mittag und drückte die Nase an die Scheibe. Ich spähte hinaus. Es war ein Polizist in Stiefeln und einem blauen Pullover mit Schulterklappen. Als er uns sah, winkte er. Wir hoben beide die Hände und grüßten zurück. Danach schaute Angeline nicht mehr in den Garten und ließ die Vorhänge geschlossen.

Mit den Fensterschlössern war ich nicht zufrieden; ich hatte Nägel in die Laufschienen der Schiebefenster geschlagen, um sie zu blockieren, und den Briefschlitz mit Klebeband abgedichtet. Mit einer Taschenlampe bewaffnet stieg ich auf den Dachboden und zerriss mir die Jeans, als ich dort herumkroch und hinter jeden Dachbalken und jede verrottende Dämmstoffrolle schaute. Der Hagel trommelte wie verrückt auf die Dachpfannen. Es klang, als wäre draußen die Hölle los.

»Der Keller«, sagte ich, als ich oben fertig war. Angeline saß

auf dem Sofa, kaute an den Nägeln und behielt besorgt die Uhr im Auge. »Ich sehe mir den Keller an.«

»Muss das sein?« Sie sprang auf und kam humpelnd hinter mir her zur Kellertür. »Kannst du nicht hier oben bleiben? Sie werden doch jeden Augenblick da sein.«

»Es dauert nicht lange.«

Ich stieg die wacklige Treppe hinunter und tastete mich im Licht der Taschenlampe voran. Angeline blieb oben stehen und sah mir nach, bis ich im Dunkeln verschwunden war. Ich hatte die Tür zum Garten von außen verschlossen und den Rasenmäher davorgestellt, aber jetzt hämmerte ich noch vier Nägel in das Holz, bis ich sicher war, dass die Tür sich nicht mehr bewegen ließ. Als ich fertig war, setzte ich mich auf einen alten Gartenstuhl und knipste die Lampe aus. Es roch hier unten nach Moos und Benzin – und nach etwas Älterem, Vertrauterem. Angeline stand nicht mehr oben in der Tür; sie war in der Küche, und ich hörte die Bodendielen knarren.

Ich knipste die Taschenlampe wieder an und leuchtete damit auf die Querbalken unter dem Küchenboden. Ich lauschte dem Geräusch von oben und betrachtete die kleinen Staubwölkchen, die von der Decke schwebten. Mit ihren Äußerungen über die GPH hatte sie mich mächtig in Verlegenheit gebracht. Ich würde mit Finn reden und diesen Teil des Manuskripts zurückziehen müssen. Ich ließ den Lichtstrahl an der Wand entlang- und in die Nischen wandern, die unter den Garten reichten. Alles war so, wie ich es in Erinnerung hatte – all der Plunder, der sich dort stapelte, auch die Kühl-Gefrier-Kombination, die im Licht matt schimmerte. Nichts hatte sich hier unten verändert, während oben plötzlich alles ganz anders war.

Die Türglocke läutete. Ich rannte die Treppe hinauf, machte die Taschenlampe aus und verriegelte die Kellertür. »Sie sind da.« Ich ging zur Haustür, schaltete die Außenbeleuchtung ein und schaute durch das Türfenster. »Ja?«, rief ich. »Wer ist da?«

»Wir sind’s«, antwortete Struthers trocken über das Prasseln

des Hagels hinweg. »Aus dem sonnigen Oban.«

Ich entsicherte die Kette, schob den Riegel zur Seite und öffnete die Tür. Sie standen geduckt unter dem Vordach. Hinter ihnen auf der Straße stand ein zweiter Streifenwagen mit Blaulicht. Der Fahrer beobachtete uns. Sein Ellbogen lag auf dem Lenkrad.

»Er hat uns von Heathrow hierhergebracht«, erklärte Danso, als er meinen Blick sah. »Ich muss zugeben, so viel Kooperation hatte ich von der Metro Police nicht erwartet – nach allem, was man so hört.« Er lehnte sich zurück und ließ den Blick durch den Vorgarten wandern, erst nach rechts, dann nach links. »Joe?«, sagte er dann und spähte an mir vorbei in die Diele. »Ich belästige Sie ungern, mein Junge, aber es ist kalt hier draußen.«

Ich trat beiseite und ließ sie herein. Die Taschenlampe platzierte ich senkrecht auf die Fensterbank. »Er ist nicht tot.« Ich schob den Riegel vor, hakte die Kette ein und drehte mich um. »Stimmt's? Nicht tot. Und Sie wissen, wo er ist.«

Struthers nickte. »Ja, das stimmt.«

»Hören Sie«, sagte Danso, »können wir nicht –« Er sah sich in der Diele um. »Ich finde, wir sollten uns erst mal hinsetzen.«

Ich war plötzlich wütend. »Er ist hier, hab ich Recht? Hier in London. Und Sie wissen es seit Tagen.«

»Ich finde«, wiederholte Danso, bedächtiger jetzt, »wir sollten uns erst mal hinsetzen.« Er legte die Hand auf den Knauf der Wohnzimmertür. »Hier hinein, oder?«

Wir gingen ins Wohnzimmer. Struthers, der es als Letzter betrat, kontrollierte demonstrativ den Raum, schob den Vorhang beiseite und spähte hinaus zu den Polizeiwagen. »Nett hier.« Er ließ den Vorhang wieder zufallen und betrachtete die Poster an den Wänden und die armseligen Zimmerpflanzen. »Aber Sie haben ja auch einen netten Job.«

»Da sind Sie ja.« Danso hob die Hand. Angeline war in der Küchentür erschienen; sie wischte sich die Hände an einem Geschirrtuch ab. »Hallo, mein Mädchen. Hab Sie heute Morgen

in der Zeitung gesehen. Sie sind berühmt.«

»Hallo«, entgegnete sie mit mattem Lächeln. Dann begrüßte sie auch Struthers mit einem »Hallo«.

»Hallo«, brummte er. Er stand stocksteif da und starrte sie an. Sie trug einen tief ausgeschnittenen Pullover und um den Hals was Funkelndes. Außerdem hatte sie sich das Haar hochgesteckt, sodass die kleinen Locken gerade die Ohren bedeckten. »Wie geht's Ihnen?«

»Gut. Ja, ich …« Sie schluckte und legte das Geschirrtuch auf die Anrichte. Dann kam sie auf Danso zu und blieb vor ihm stehen. »Er war es also nicht? Joe hat es mir gesagt. Der Mann, den Sie mir gezeigt haben, war nicht Dad.«

»Tut uns leid, Kindchen.« Er lächelte betrübt. »Dass Sie das alles durchmachen mussten.«

»Es tut mir leid, dass ich mich geirrt habe.«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Das muss es nicht.«

»Tja«, sagte sie mit müdem Achselzucken, »möchten Sie etwas trinken?« Sie deutete auf meinen Barschrank, auf den Armagnac, den Finn mir zu meinem letzten Geburtstag geschenkt hatte. »Ich hab auch Brandy oder Gin, und im Kühlschrank ist noch Tonic mit Limonengeschmack. Oakesy trinkt ja nur Newcastle Brown Ale, und das werden Sie nicht mögen.«

»Nein, danke, Kindchen, wir sind im Dienst.« Er deutete auf das Sofa. »Dürfen wir?«

»Verzeihung«, sagte sie. »Natürlich.«

Struthers zog den Mantel aus und legte ihn über die Armlehne des Sofas. Dann ließ er sich in die Polster fallen, streckte behaglich die Beine aus, klopfte mit der flachen Hand auf das Sofa und nickte beifällig, als wäre er beim Probesitzen in einem Möbelhaus. »Joe.« Danso setzte sich ebenfalls; er ächzte dabei, als wäre jede Bewegung mit Schmerzen verbunden. »Wir müssen Ihnen ein paar Fragen stellen.«

»Sie müssen mir ein paar Fragen stellen? Wie wär's, wenn ich

Ihnen ein paar Fragen stelle und Sie mir ein paar Antworten geben? Befindet sich Malachi in London?«

»Wenn ich Ihnen versichere, dass Sie nicht in Gefahr sind, würden Sie mir glauben?«

Ich zögerte.

»Ich meine es ernst. Sie sind völlig sicher. Sie und Angeline. Aber unsere Ermittlungen gehen in eine neue Richtung, und da kommen Sie ins Spiel. Haben Sie Geduld mit uns. Es wird sich anhören, als klopften wir nur auf den Busch.«

»Aber so ist es nicht«, ergriff Struthers das Wort. Er erprobte immer noch das Sofa und hopste mit dem Arsch auf und ab, um die Federung zu prüfen. »Wir haben ein klares Ziel vor Augen.«

Ich setzte mich mürrisch ihnen gegenüber auf das andere Sofa. Auf dem Tisch zwischen uns stand ein leeres Glas – Angeline und ich hatten einen Gin Tonic getrunken. »Und?« Ich verschränkte die Arme und versuchte ruhig zu bleiben. »Was?«

»Hören Sie, ich weiß, wir haben das schon bis zum Überdruss durchgekaut.« Danso stützte die Ellbogen auf die Knie und sah mich an. »Aber es geht noch mal um diesen Wagen. Ich möchte, dass Sie noch mal über den Wagen nachdenken, den Sie draußen vor dem Haus gesehen haben, als Lexie überfallen wurde.«

»Diese Limousine?«

»Weil die Version des überwachenden Beamten eine andere ist als Ihre. Der Junge sagt, Sie kamen aus östlicher Richtung zum Haus. Auf der Straße, die unten an der Sportanlage entlangführt.«

»Das stimmt.«

»Es stimmt?«

»Ja. Aber ich habe den Wagen nicht parken sehen, da bin ich ganz sicher.«

Danso seufzte. »Joe, Joe, warum haben Sie uns das nicht schon eher erzählt? Sie haben nie gesagt, dass Sie von Osten gekommen sind.«

»Nicht?«

»Nein. Sie haben gesagt, Sie seien über die Hauptstraße gekommen und hätten dem Polizeiwagen gegenüber geparkt.«

»Ja, aber ich …« Ich klappte den Mund auf und zu. »Na und? Dann hab ich es eben vergessen. Wieso ist das wichtig?«

»Weil es bedeutet, dass Sie schon am Haus gewesen waren, wenn Sie über die Hauptstraße gekommen sind.«

»Ja. Ich meine, nein, ich war nicht *im* Haus. Nein. Ich habe *vor* dem Haus gehalten. Ich bin im Wagen geblieben.«

»Joe?« Struthers beugte sich vor. »Erinnern Sie sich, wie wir nach Cuagach gefahren sind?«

Ich sah Danso an und dann wieder ihn. »Yeah«, antwortete ich vorsichtig. »Zur Spurensicherung. Warum?«

»Erinnern Sie sich, dass ich Sie gefragt habe, ob Sie in der Kapelle waren? Und dass Sie gesagt haben, nur ein paar Minuten, um Fotos zu machen? Wenn Sie jetzt noch mal zurückdenken, fällt Ihnen da nicht noch was anderes ein, das dort passiert sein könnte?«

»Etwas anderes?«

»Etwas, wobei Spuren Ihrer DNS dort zurückgeblieben sein könnten?«

»Nein. Höchstens Fingerabdrücke. Das habe ich Ihnen erklärt – wahrscheinlich ein paar Fingerabdrücke. Können Sie von Fingerabdrücken inzwischen DNS-Proben nehmen?«

»Ich denke an Blut. Erinnern Sie sich an unser einunddreißigstes Opfer? Haare und Haut auf dem Boden? Blut.«

»*Blut?*« Ich blinzelte. Ich kapierte nichts, überhaupt nichts mehr. »Nein. Kein Blut.«

»Da ist nichts passiert, was Spuren von Ihrem Blut, Ihrem Haar, Ihrer Haut hätte hinterlassen können? Vielleicht ein Kampf? Denn die DNS des einunddreißigsten Opfers … Sie erinnern sich? In der Kapelle? Das ist Ihre, Joe.«

»Was?«

»Ihre DNS. Sie sind unser einunddreißigstes Opfer. Und erinnern Sie sich an den Riss in der Schranktür im Safe House?«

Ich schüttelte den Kopf, hob die Hände und wandte mich verzweifelt an Danso. »Moment, Moment. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Sorry, ich glaube, Sie haben nicht zugehört. Versuchen wir's noch einmal. Der Riss in der Schranktür im Safe House? Wissen Sie noch, wie er entstanden ist?«

»Ich habe Sie gefragt, worauf Sie hinauswollen.«

»Sie haben meinem Chef erzählt, Sie hätten gegen den Schrank getreten, als Sie Streit mit Ihrer Frau hatten. Wann genau war dieser Streit?«

»Das reicht.« Ich richtete den Zeigefinger auf Struthers und fixierte ihn. »Ich habe Sie *gefragt*, worauf Sie *verdammt noch mal* hinauswollen! Meine DNS ist in der Kapelle – na und? Dove hat mich niedergeschlagen, und sie haben mich irgendwo hingebracht. Ich war bewusstlos, und natürlich kann es die Kapelle gewesen sein – was weiß denn ich, verdammt? Aber *was* hat das mit einem *Schrank* zu tun?«

»Zeigen Sie nicht auf mich. Nehmen Sie die Hand runter.«

»*Ich habe Sie gefragt, was das mit einem Schrank zu tun hat!*«

»Das genügt jetzt.« Danso räusperte sich. »Ich wollte nicht, dass es so läuft, aber bitte« – er deutete auf meinen ausgestreckten Zeigefinger –, »bitte nehmen Sie die Hand runter.«

»Was ist hier los?«

»Ihre Hand. Bitte, Joe.«

Langsam ließ ich die Hand sinken und sah ihn an. »Kommen Sie, alter Junge. Was geht hier eigentlich vor?«

»Es tut mir leid.« Er schob die Hand in seine Jacke, zog seinen Dienstausweis hervor und legte ihn vor mir auf den Tisch. Er konnte mir nicht in die Augen sehen. »Sie wissen, wer ich bin – aber machen wir es trotzdem offiziell. Das bin ich, Detective Chief Inspector Danso, und ich belehre Sie, Joe Oakes, gemäß Absatz vierzehn des Schottischen Strafverfahrensgesetzes von 1995.«

»Sie *belehren* mich?«

»Wir werden Sie im Zusammenhang mit einer Reihe von Tötungsdelikten vernehmen, begangen in Argyllshire gegen Ende August und in der ersten Septemberwoche 2005, an denen Sie möglicherweise beteiligt waren.« Er steckte seinen Ausweis wieder ein. »Sie müssen unsere Fragen nicht beantworten, aber wenn Sie es tun, werden Ihre Antworten zu Protokoll genommen und können als Beweis gegen Sie verwendet werden.«

Ich starrte ihn an und dachte: *Das ist ein Witz. Irgendjemand will sich einen Witz machen … Danso, alter Junge, trägst du Hosenträger unter diesem Anzug? Ist das der Gag?* Ich lehnte mich auf dem Sofa zurück, schluckte heftig und schüttelte ungläubig den Kopf. »Nein«, murmelte ich und schaute von einem zum andern. »Nein. Das ist ein Scherz.«

»Wir handeln hier nach schottischem Recht, Joe, und mit grenzüberschreitenden Vollmachten, und das bedeutet, wir nehmen Sie fest. Bei strenger Auslegung würde ich sagen, ich brauche Ihnen nicht einmal die Möglichkeit zu geben, mit einem Anwalt zu sprechen, aber das würde ich Ihnen nicht antun.«

»Wir *könnten* Sie einfach vier Stunden lang vernehmen. Stellen Sie sich das vor – Sie und ich, vier Stunden lang ganz allein.« Struthers hob die Brauen. »Ich weiß nicht, wie Sie das sehen, aber mir könnte das Spaß machen.«

Ich lachte matt. »*Fuck*, nie im Leben. Hören Sie jetzt auf.« Ich blickte zwischen den beiden hin und her und hoffte immer noch auf ein Grinsen, ein Augenzwinkern: *Aah – jetzt haben wir Sie drangekriegt!* »Hören Sie auf, denn Sie reden Stuss. Anfangs war's ja noch komisch, aber allmählich wird es blöd. Lassen Sie uns Schluss machen.«

Aber Danso musterte mich ernst. Struthers feixte; er hatte die Arme vor der Brust verschränkt, als würde er eine Waffe verbergen. Ich dachte an die Blaulichter der Polizeiwagen, die lautlos auf der Straße blitzten, und ein dumpfes Gefühl machte sich in mir breit. Sie waren die ganze Zeit hier gewesen, nicht um uns zu schützen, sondern um zu verhindern, dass ich das

Haus verließ. Angeline hob meinen Arm, legte ihn um ihre Schultern und vergrub das Gesicht an meiner Brust. Ich legte ihr eine Hand auf den Kopf und drückte sie an mich, ohne Struthers aus den Augen zu lassen. Ich hasste ihn in diesem Moment mehr als irgendjemanden sonst. »Und?«, zischte ich. »Ich möchte jetzt ein paar Antworten hören.«

Sein Blick war kalt. »Ich habe nur ein einziges Mal DNS-Rezeptoren gesehen, wie Sie sie in der Kapelle hinterlassen haben – nämlich nach einem Kampf.« Er zog ein Notizbuch aus der Jackentasche, klappte es auf und nahm die Kappe von einem Stift. »Sie hatten nicht viel übrig für die GPH, stimmt's? Wir haben heute Morgen mit Ihrem Verlag gesprochen. Sie sagen dort, Sie hätten –«

»*Fuck, ich war nicht mal auf der Insel, als er diese Leute umgebracht hat!*«

»Aye. Das ist das Problem. Malachi hat ›diese Leute‹ nicht umgebracht.«

»Oh, bitte, was soll dieser Scheiß jetzt? *Natürlich hat er es getan.*«

Struthers und Danso wechselten einen Blick. Danso schlug die beiden Seiten seines Mantels säuberlich übereinander und strich sie glatt. »Joe«, sagte er leise, »das konnte er nicht.«

»Das konnte er nicht?«

»Nein. Er war schon tot.«

Ich starrte ihn an und wurde blass.

»So ist es. Er war schon über eine Woche tot.«

»Was?« Angeline hob den Kopf und wischte sich über die Augen. »Was sagen Sie da?«

»Er war tot, als es passierte«, antwortete Struthers. »Den ganzen wissenschaftlichen Kram werden Sie bei Gericht hören – da gibt's einen bärtigen Spinner von der Edinburgh University, der lebt und stirbt für Insekten. Wie sich zeigt, war der frühe Wintereinbruch bei uns in Argyll wie ein Lottogewinn für forensische Entomologen.«

»Okay«, sagte Danso warnend. »Wir wollen ihm unsere Beweise nicht auf dem Silbertablett präsentieren.«

Aber Struthers lächelte mich bissig an. »Aye, anscheinend gibt's Dinge, die Insekten mit einer Leiche nicht mehr anstellen können, wenn es so kalt ist. Sehen Sie, *ich* wusste das nicht. Aber anscheinend legen manche Insekten einfach keine Eier mehr, wenn die Temperatur sinkt. Wenn er erst nach den Morden in der Kapelle ins Gras gebissen hätte, dann hätte er keine –«

»Okay«, unterbrach ihn Danso. »Hören wir auf damit.«

»Wo war er denn?« Angeline richtete sich auf und sah Struthers an. Sie strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

»Auf Cuagach, Kindchen. In der Nähe Ihres Hauses. Die Entsorgungsfirma hat ihn gefunden, beim Abtragen der Chemikalien. Und diesmal wissen wir, dass er es war. Die DNS stimmt. Aye«, knurrte er und starrte mich an. »Mit dem Kopf voran in einen Bergwerksstollen gestopft – und überall Fingerabdrücke von Ihrem Freund hier. Fotos von dem Schwein hat er auch gemacht. Das haben die uns im Verlag nämlich ebenfalls erzählt. Ein richtiger Souvenirjäger ist er, was Fotos angeht.«

»Hören Sie«, sagte ich, »das haut doch nicht hin – er wurde nach dem Massaker gesehen. Zum Beispiel bei Loch Avich.«

Er schüttelte den Kopf. »Die DNS aus der Waldhütte ist nicht seine.«

»Was?«

»Nein. Das war irgendein Penner. Dove war da schon tot. Langsam entwirrt sich das alles. Das Komische ist: Wir haben ihn dauernd in Argyll gejagt, aber es gibt für den ganzen September keinen Hinweis darauf, dass er dort war.«

Ich starrte ihn an. »Er war nicht da?«

»Das ist die Wahrheit.« Er zuckte die Achseln. »Seltsam, aber wahr. Wir haben die Bengels erwischt, die den Vauxhall vom Parkplatz des Crinian-Hotels geklaut haben. Jugendliche Gangster aus Glasgow, wie ich immer gesagt habe.«

Angeline gab einen seltsamen Laut von sich und Versuchte aufzustehen. Ihr Make-up war verschmiert, und ihr Kopf wackelte. Als sie die Hand ausstreckte, um sich abzustützen, sprang Struthers sofort auf, fasste sie an den Ellbogen und ließ sie auf das Sofa sinken. »Alles in Ordnung, Kindchen, alles in Ordnung.«

Sie blieb einen Moment lang sitzen, atmete heftig, presste sich die Hände an die Schläfen und starrte mich an, als ginge ihr plötzlich ein Licht auf. »Du konntest ihn nicht leiden«, murmelte sie. »Du konntest ihn nie leiden. Und die anderen auch nicht. Die Garricks – du traust ihnen nicht, hast du gesagt.«

»Wann habe ich das gesagt?«

Sie antwortete nicht. Flehentlich wandte sie sich an Danso. Sie hatte Tränen in den Augen. »Darf ich bitte gehen? Ich kann hier nicht bleiben, in diesem … diesem Haus mit … mit ihm.« Ein seltsamer Laut drang aus ihrer Kehle, und sie holte mit dem Fuß aus und trat mir mit ihrem spitzen Absatz gegen die Wade. »*Warum hast du das getan?*«

»*Fuck off!*«, sagte ich und hob die Hand, um sie abzuwehren. »*Fuck off!*«

»Hey! Hey! Kommen Sie …« Sie wollte mich noch einmal treten, aber Struthers zog sie weg, nahm ihr Gesicht zwischen beide Hände. Sie weinte jetzt hemmungslos, fuhr sich mit dem Ärmel über die Nase und schüttelte den Kopf. »Schluss damit, Mädchen. Haben Sie gehört?«

»Ich will hier weg. *Ich will weg.* Ich bleibe nicht bei ihm.«

»Callum, um Himmels willen.« Danso wedelte mit der Hand. »Sie sind doch in Angehörigenbetreuung ausgebildet, oder? Bringen Sie sie irgendwohin. Gibt’s jemanden, zu dem Sie gehen können, Schätzchen?«

»*Nein!*«

»Niemanden, den Sie besuchen können?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. Dann schien ihr etwas einzufallen. Sie wischte sich die Tränen ab und atmete tief durch, um

das Schluchzen zu unterdrücken. »Doch. Paul. Zu ihm kann ich gehen.«

»Paul?«, wiederholte ich. »Wer ist Paul?«

Sie sah mich voller Verachtung an. »Du hast dir nicht mal die Mühe gemacht, nach seinem Namen zu fragen.«

»Dieser beschissene Fotofuzzi? Wie lange seid ihr beide denn schon Freunde?«

»Das reicht.« Danso deutete mit einer knappen Handbewegung zur Straße. »Bringen Sie sie weg. Wir treffen uns in der Salusbury Road.«

Als Struthers sie hochzog, rutschte ihre rechte Brust für einen kurzen Moment unter dem Pullover hervor und verschwand wieder, als sie sich aufrichtete. Sie strich sich eine Locke hinter das Ohr und vermied es, mich anzusehen. Ich saß wie betäubt da, sprachlos. In meinem Kopf hämmerte es. *Stolleneingang*, dachte ich. *In einen Stolleneingang gestopft.*

»Lag da ein Kadaver auf ihm?«, fragte ich Danso abwesend, ohne den Blick von Angeline zu wenden. Sie ließ sich zur Tür führen. In der Diele blieben sie stehen; Struthers suchte an der Garderobe nach ihrem Mantel, fragte sie, ob sie noch etwas brauchte – Handtasche, Schlüssel, Telefon? Ein unwirkliches Gefühl überkam mich.

»Ein Tierkadaver? Ein Schwein vielleicht?«

»Ich würde sagen, wenn jemand den Geruch einer Leiche kaschieren will, ist es eine gute Idee …«

»Ja. Ein totes Schwein. Das hätte den Geruch überlagert. Und meine Fingerabdrücke … die waren …« Ich schwieg. Struthers führte Angeline zur Haustür hinaus und den Gartenweg entlang. Er hatte seine Hand nicht mehr unter ihrem Arm, sondern um ihre Schulter gelegt. Sie lehnte sich an ihn, als sie zur Straße humpelte. Einen Augenblick lang war ich wieder auf Cuagach – ein kalter Wind wehte, ihre Stimme, dünn und schwach: *Tun Sie was, damit es aufhört, mich zu beobachten.* »Sie waren an einer Chemikalientonne, nicht wahr? Meine Fingerabdrücke. Da

haben Sie sie gefunden?«

»Ich kann Ihnen meine Beweise jetzt nicht offenlegen, Joe. Das verstehen Sie doch. Wir werden Sie jetzt in die Salusbury Road bringen und dort vernehmen.«

»Aber da waren sie. Stimmt's? Meine Fingerabdrücke. Auf einer Chemikalientonne.« Ich stand auf und ging wie in Trance zur Haustür. »Auf einer Tonne, die vor ihm in den Stolleneingang gekeilt war.«

»Sie müssen hierbleiben, Joe. Bis die Kollegen kommen.« Als ich nicht stehen blieb, wurde er laut. »Sie *sind festgenommen*, Joe. *Festgenommen.*«

Ich riss die Tür auf. Das Blaulicht blinkte. Es hagelte nicht mehr. Struthers stand am Streifenwagen und schloss die Tür hinter Angeline. Als ich den Weg hinunterlief, ging er um den Wagen herum und stieg auf der anderen Seite ein. Danso war mir gefolgt. Ich riss das Gartentor auf. »*Hey!*« Ich stürzte mich auf den Wagen und rüttelte am Türgriff. »*Du! Angeline!*« Ich hämmerte mit der Faust an die Scheibe. »Mach auf! *Fuck*, du sollst die Tür aufmachen!«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie uniformierte Polizisten aus den anderen Wagen sprangen. Ich hörte Danso hinter mir. »Joe«, sagte er. »Kommen Sie, mein Junge.«

»Du sollst die Tür aufmachen!«, brüllte ich. Der Fahrer warf mir einen nervösen Blick zu, bevor er den Gang einlegte und die Handbremse löste. Struthers beugte sich nach vorn und trieb ihn zur Eile an. »*Nein! Ihr Scheißkerle!*« Ich packte die Türleiste, krallte meine Nägel hinein und schrie Danso an, der mich von hinten an der Schulter packte. »Ich habe diese Scheißtonne *für sie* in den Stollen geschoben!« Ich schlug gegen die Scheibe. »*Angeline! Mach die verfluchte Tür auf!*« Geifer sprühte aus meinem Mund. »*Angeline! Du Miststück. Du MISTSTÜCK. Du teuflisches Miststück!*«

Unversehens glitt das elektrische Fenster herunter. Angelines Gesicht befand sich dicht vor meinem. Alle waren plötzlich

ganz still. Der Fahrer riss die Handbremse hoch, und Struthers fiel mit einem Ruck gegen die Lehne. »Was hast du da gesagt?« Sie beugte sich ganz nah zu mir. Ihr Atem roch sauer. »Jetzt gerade, was hast du da gesagt?«

»*Ich habe gesagt, du teuflisches Miststück!*«

»Joe.« Sie legte eine Hand auf mein Gesicht. »Joe. Du glaubst nicht an den Teufel. Du glaubst nicht an Besessenheit. Das hast du selbst gesagt.«

»Sei still!«, schrie ich. »Sei still!« Von irgendwoher umfassten mich starke Arme und drückten meine Hände an den Körper. Jemand tastete mich ab, durchsuchte meine Taschen. Ich wollte mich losreißen, stieß mit dem Knie an den Wagen und schlug jemandem die Mütze vom Kopf. »*Ihr Arschlöcher!*«

»Joe, was immer du getan hast …« Wieder traten ihr Tränen in die Augen. Voller Mitleid sah sie zu, wie ich mich wehrte. »Ich mache dir keinen Vorwurf. Das darfst du nie vergessen. Ich mache dir keinen Vorwurf.«

Sie lehnte sich zurück und ließ das Fenster wieder hochfahren. Ich hörte auf, mich zu wehren, und starrte sie an. Sie schlug die Beine übereinander, und Struthers neben ihr senkte verstohlen die Augen, um einen Blick darauf zu werfen. Ein Moment verging, bis der Fahrer die Handbremse wieder löste und der Wagen auf die Straße rollte. Für einen Sekundenbruchteil glaubte ich zu sehen, wie etwas Dunkles, Schemenhaftes – Rauch oder ein Geist – sich aus dem Wagen erhob und über dem Dach schwebte. Dann war der Wagen an der Straßenecke. Der Fahrer bremste kurz, schaltete den Blinker ein und bog um die Ecke. Ich blieb zurück, stand vor meinem eigenen Haus, festgehalten von zwei Polizisten, und hatte nichts Besseres zu tun, als zuzusehen, wie der Wagen verschwand.

Dank

Dank an euch alle bei Transworld, besonders an meine absolut hingebungsvolle Lektorin Seiina Walker, die an sieben Tagen in der Woche vierundzwanzig Stunden täglich für mich da war, aber auch an Patrick Johnson Smith (gib dir weiter Mühe, PJS, und vielleicht verzeihe ich dir eines Tages, dass du Transworld verlassen hast). Dank an Jane Gregory, die mein Fels in der Brandung war – ein brillanter Fels übrigens, mit flammend roten Haaren. Und ein lautes Bravo für das Büro in Hammersmith: Anna, die Verräterin, Claire, Emma, Jemma und Terry.

Dank an die Polizei von Strathclyde: an DC Dee Bradbury und DC Gary Brown, die zwischen Schwangerschaften und Anklagen wegen versuchten Mordes Zeit für mich fanden, und an DS Allan Derrick (den Glockenspiel-King). An Dr. Awny Lutfy (FRC Path) am Dumfries and Galloway Royal Infirmary, an die Schwestern Rosalyn Bonner und Jackie Iverson und vor allem an Nurse Practitioner Breeda McCahill, die in der Abteilung für Brandverletzungen des Glasgow Royal Infirmary arbeitet. Dank an Mr. Richard Spicer (FRCS) vom Bristol Royal Hospital for Children für Informationen über das sakrokokzygale Wachstum und seine Komplikationen und an den Sprengstoffexperten David Hargreaves, der mir detailliert erläutert hat, wie man etwas knallen lässt. Dank an Minette Walters, die mir über das Verlagsgeschäft in vier Tagen mehr beigebracht hat, als ich in den letzten acht Jahren gelernt habe, und vor allem ein dicker Schmatz für Mairi Hitomi, die mein bester Kumpel ist und mir gezeigt hat, wie sich Glasgow-Slang anhört.

Dank auch an meine Mutter, meinen Vater und meinen kleinen Bruder, an Jim Brooks, Broo Doherty, Simon Gerard, Pat Mallows (Website-King), Murf und Margaret (OWO Murphy), Karin Slaughter, Gilly Vaulkhardt, die Downings, die Laydons,

die Heads, die Roberts. Ein besonderes Hurra an alle im Masterprogramm für Creative Writing an der Bath Spa University (vor allem an Tracy und Richard), an alle bei Appletree und an die süßen Mummys von Larkhall: Helen, die beiden Kates, Konny, Mel, Ness, Olivia und Rebecca. Aber vor allem: ein liebevolles, immer währendes Dankeschön an dich, Keith, und an unser kleines Mädchen Lotte Genevieve.